S
398
-1-

Die Politik
der
Landwirthschaft

von

J. G. Elsner.

Erster Band.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1835.

[Exlibris]

Vorrede.

Seit längerer Zeit habe ich mich damit beschäftigt, die Landwirthschaft in ihren Beziehungen auf den Staat und in ihrer Wichtigkeit für denselben genau aufzufassen und zu begränzen. Mehrere Arbeiten, welche ich in dieser Art für die Allgemeine Zeitung von Augsburg lieferte, und welche besonders den Handel mit landwirthschaftlichen Producten betrafen, wurden mit Beifall aufgenommen, und dieß ermunterte mich, die Landwirthschaft von dem Gesichtspunkte des Volks- und Staatslebens aus aufzufassen und darzustellen. Dabei trat mir die Idee lebendig vor die Seele, daß ja die Landwirthschaft eine Art von Staat in sich selbst bilde, und daß es zum Frommen dieses Staats dienen müsse, wenn sein Wesen dargestellt und seine Leitung in gewisse Regeln gebracht würde. Dieß führte mich denn darauf, eine Politik der Landwirthschaft zu schreiben, welche Idee

einer meiner verehrten Freunde in mir zum Leben und zur Ausführung brachte. Es ist aber meine Arbeit etwas ganz Anderes als das, was man die Oekonomie der Politik, oder auch die politische Oekonomie nennt, denn diese ist ein Zweig der Staatspolitik, wogegen mein Werk ein für sich bestehendes Ganzes bildet.

Ist nun gleich das, was ich unternommen habe, wohl noch sehr mangelhaft, so ist zu bedenken, daß es schwer ist, eine noch nie betretene Bahn zu wandeln, daß es aber auch verzeihlich ist, darauf hie und da zu straucheln.

Der Verfasser.

Inhalts-Verzeichniss

des ersten Bandes.

Seite

Einleitung. 1

I. Hauptabschnitt. Jede Oekonomie muß ihre intensiven und extensiven Kräfte genau kennen lernen, damit sie dieselben entwickeln und stärken und zu ihrem Gewinn anwenden kann. 6

Erstes Capitel. Von der Organisirung einer Oekonomie. 6

Zweites Capitel. Von den Ackerbau- und Wirthschaftssystemen. 15

1) Die Ackerbausysteme.

2) Die Wirthschaftssysteme.

Drittes Capitel. Von den extensiven Kräften einer Oekonomie, oder von den äußern Hülfsmitteln und Vortheilen, die ihr zu Gebote stehen. 24

Viertes Capitel. Die Finanzverwaltung, oder richtiges und genaues Abwägen der Einnahmen und Ausgaben, nebst pünktlicher Rechnungsführung. . 28

Seite

II. Hauptabschnitt. Die Landwirthschaft eines ganzen Landes ist als ein verbündeter Staat zu betrachten, welcher nur alsdann gedeihen kann, wenn unter seinen Gliedern (den einzelnen Oekonomien) Harmonie, d. i. Befolgung gleicher allgemeiner Grundsätze stattfindet, und wenn sie alle dahin streben, ein gemeinsames Ziel zu erringen, welches darin besteht, jedem Einzelnen sein Gedeihen zu sichern, und allen den höchst möglichen Gewinn zuzuführen. . . 35

(Diese ersten beiden Abschnitte umfassen die innere Politik.)

Erstes Capitel. Richtiges Verhältniß des Acker-, Wiesen- und Forstgrundes in einem Lande. . . 36

Zweites Capitel. Die Vertheilung des der Landwirthschaft zugefallenen Areals. 56

Die großen Landgüter.
Die kleinern Besitzungen.
Die mittlern Güter.

Drittes Capitel. Von der Nutznießung des Grundeigenthums. 75

A. Die Staatsdomänen. 76
B. Die Majorate. 80
C. Die Minorate. 84
D. Die Familien-Fideicommisse. 84
E. Die Seniorate. 84
F. Die Landgüter der geistlichen Stiftungen. . 86
G. Die Pfarr- und Schulwidmuthen. . . 92
H. Pachtungen von Landgütern. 95
a) Die Erbpachten. 97
b) Die Zeitpachten. 100
1) Die Dauer der Pachtung. 100
2) Die Art der Uebernahme der Güter in Pacht, ob mit oder ohne Besatz. . . . 101
3) Das Pachtgeld oder die Pachtrente. . 110
4) Der Umfang einer Landgüterpacht. . 113

Seite
1. Die Größe und Ausdehnung der gepachteten Ländereien.
2. Die Menge der Nebennutzungen.
5) Gewährleistung bei Güterpachten. . . 116
6) Die Prolongation oder Verlängerung des Pachtzeitraums. 122
7) Die Zeit der Uebergabe der Pacht. . . 124
8) Einige besondere Pachtbedingungen. . 127
1. Die Art und Weise der Eintheilung und Bewirthschaftung der übernommenen Felder.
2. Das Inventar.
3. Manche harte Forderungen.

Viertes Capitel. Bilanz zwischen Erzeugung und Verbrauch der landwirthschaftlichen Producte. . . 130

Fünftes Capitel. Von den Belastungen und Begünstigungen der Landwirthschaft. 161
A) Die Abgaben an den Staat. . . . 162
B) Die Frohnen. 168
1) Entstehung derselben. 168
2) Abstellung derselben. 178
C) Der Zehnte. 184
D) Die Hutung- und Gräserei-Servituten. . 191
E) Lieferungen und Fuhren im Kriege. . . 195
F) Beiträge zu Kirchen-, Schulen- und Armenfonds. 198
G) Die Patrimonialgerichtsbarkeit. . . . 201

Sechstes Capitel. Gegenwärtiger Stand der landwirthschaftlichen Production in Beziehung auf Menge und Güte der Erzeugnisse und Rathschläge zur Vermehrung derselben. 204
A) Die vegetabilischen Producte. . . . 205
Das Getreide.
Die Kartoffeln.

Seite

Die Runkelrüben.

Der Flachs.

Die Oelgewächse.

Der Hopfen.

Der Krapp.

Der Wein.

B) Die animalischen Producte. . . . 251

Die Fleischerzeugung.

Die Wolle.

Die Pferde.

Einleitung.

Eine Politik der Landwirthschaft ist etwas Neues, und ich wage mich damit auf ein noch ziemlich unbetretenes Feld. Der Name, etymologisch genommen, würde nicht ganz passen, läßt sich aber auf das vorliegende Werk, seiner in der menschlichen Gesellschaft geltenden Bedeutung nach, genau anwenden. Denn so wie in der Politik des Staates alle innern und äußern Kräfte geprüft und gegen einander abgewogen werden müssen, und wie man durch eine weise geleitete Verwaltung diese Kräfte zur Realisirung der gemachten Entwürfe zweckmäßig anzuwenden sucht, eben so muß dieß in einer gut bestellten und auf ihr Bestehen bedachten Oekonomie geschehen. Wie man ferner im Staate eine gute und weise Politik übt, wenn man mit andern Staaten sich, so weit es nur immer statthaft ist, in stetem gutem Einvernehmen hält, und von selbigem das als besser Erkannte annimmt, eben so soll und muß auch der Landwirth verfahren. Die Politik aber geht nicht ins Einzelne und Genaue der angewandten Kräfte über, sondern sie weckt und leitet sie nur von oben herab; mit andern Worten: sie lehrt nicht, wie die Kräfte des Einzelnen angewandt und zur Hervorbringung dieser oder jener Wirkung in Thätigkeit gesetzt und erhalten werden müssen, sondern sie ordnet dieselben und überwacht sie von einem höhern Standpunkt aus. Nach diesem Muster nun darf eine Politik der Landwirthschaft nicht lehren, wie z. B. der Ackerbau und die

Viehzucht zu betreiben sey, sondern sie hat nur dafür zu sorgen, daß für die beste Art des Betriebes alles geschehe, und daß demselben nicht allein aller Vorschub geleistet, sondern auch jedes derselben entgegenstehende Hinderniß beseitigt werde.

Nach der hier definirten Idee stellt sich dann jede einzelne Oekonomie gleichsam als ein besonderer Staat auf, der in der besten Art verwaltet, und mit seinen sämmtlichen Umgebungen in einer wechselseitigen vortheilhaften Verbindung erhalten werden muß. Nun aber haben in den meisten Zweigen ihres innern Betriebes fast alle Oekonomien in einem Lande oder Staate ein gemeinsames Interesse, und es bildet sich vermöge desselben unter ihnen eine natürliche Allianz, so daß auch ihre Politik eine gemeinsame wird, die nach gleichen Ansichten und Grundsätzen verfahren muß. Alle Oekonomien eines Landes aber fassen wir unter dem Collectivnamen „Landwirthschaft" zusammen, und ich werde in diesem ganzen Werke diesen Unterschied beobachten, d. h. ich werde eine einzelne Landwirthschaft, mag sie auf einem größern oder kleinern Landgute betrieben werden, eine Oekonomie nennen, und mich des Namens Landwirthschaft nur immer da bedienen, wo ich den Landbau (Ackerbau und Viehzucht) eines ganzen Landes bezeichne.

Aus der Vereinigung sämmtlicher Oekonomien entsteht also, wie eben bemerkt, die Landwirthschaft eines Landes oder auch eines Staates. Eine solche Vereinigung bildet nun einen großen und in sich gleichsam abgeschlossenen Staat, welcher dann wieder in Beziehungen und Verhältnisse mit seinen Nachbarn tritt. Die Geschichte der Vorzeit, wie die jedes einzelnen Tages lehrt uns, daß Staaten von gleichem Egoismus erfüllt sind, wie Individuen, und daß jeder allemal und überall erst seinen Vortheil ins Auge faßt und befördert, ehe er an den des Andern denkt. Daher würde es eine falsche und nachtheilige Politik von einem Einzelnen seyn, wenn er diese unwiderlegliche Thatsache unberücksichtigt lassen und an Fremde eher wie an sich selbst denken wollte. Feinheit und Klugheit in derselben gebieten vielmehr, stets von dem Grundsatze auszugehen, daß Andere um und neben uns nach Vortheilen ha=

schen, und dieselben, wenn wir nicht auf unserer Hut sind, auf unsere Kosten ergreifen, und daß es daher eine unerläßliche Pflicht gegen uns selbst sey, ebenso zu handeln. Zu spät wird man inne, gegen diese Regel gesündigt zu haben, wenn der Vortheil und Gewinn bereits in andern Händen sind. — Aus diesem allem bildet sich freilich eben keine strenge Moral; aber seit wann ist wohl die Politik in diesem Punkte gewissenhaft? — Sie liegt, wenn sie anders wachsam ist, und folglich den Namen einer klugen verdient, in stetem Kampfe mit allen Staaten außer den ihrigen, und es muß dieß auch die Landwirthschaft, da es ja fast mit jedem Gewerbe derselbe Fall ist. — Aus diesem Kampfe aber geht dennoch, wie am Ende überall, etwas Gutes hervor. Durch die stete Wachsamkeit und Beobachtung des Fremden bewahrt man sich vor Lethargie, erhält seine Kräfte in Spannung und Uebung, wodurch sie sich stärken, und wird da zum Zustande der Vervollkommnung durch einen allgemeinen Impuls mit fortgetrieben.

Trotz dem Egoismus und dem steten intellectuellen Kampfe in der Politik vermeidet dieselbe aber dennoch, wenn sie eine kluge genannt werden soll, jede Reibung und feindselige Spannung mit dem Fremden, und setzt sich mit ihm nur im äußersten Nothfalle in Feindschaft, und dieß auch allemal nur dann, wenn ihr eigenes Interesse entschieden bedroht und gefährdet ist. Diese Lehre hat sich die Landwirthschaft auch vor allen andern einzuprägen, und von ihrer Vorschrift darf sie selten ungestraft abweichen, denn sie setzt, wenn sie dagegen sündigt, gewöhnlich Zwei aufs Spiel, indem sie im besten Falle nur Eins gewinnen kann.

So hätte ich denn den Geist und Inhalt meines Werkes bereits im Allgemeinen angedeutet. Sie sind, wenn ich sie mit mehrerer Bestimmtheit entwickle, folgende:

Die Politik der Oekonomie ist ähnlich der des Staates, und Eins mit der Politik der Landwirthschaft, d. h. einzelne Oekonomien können nur floriren, wenn die Landwirthschaft eines ganzen Landes in Blüthe ist. Sie hat zunächst ihre

eigenen intensiven und extensiven Kräfte zu prüfen, und, so viel als nur immer thunlich, zu stärken, damit das Wohl des Ganzen gesichert bleibe.

Diese Kräfte müssen sich zu einem Ganzen vereinigen, weil sie zersplittert nur geringe Wirkungen hervorbringen können. Daher ist Rivalität im Innern eines Landes nur in so weit gut, als sie zum Fortschreiten in der Vervollkommnung wirkt, wird aber gefährlich, wenn sie die innern Kräfte aufreibt, und somit der Stärke des Ganzen Eintrag thut.

Sie muß wachsam seyn und beobachten, was außer ihren Gränzen vorgeht, damit sie, wo ihr Interesse gefährdet werden könnte, dem Nachtheile zur rechten Zeit begegne und ihn ablenke.

Solche Wachsamkeit und Beobachtung bringt ihr den Gewinn, daß sie das, was anderwärts vollkommner ausgeführt wird, kennen lernt und sich zu Nutze macht.

Sie hat aber dieses Beobachten nicht so weit auszudehnen, daß es Argwohn oder gar feindliche Spannung herbeiführt: weil nur der ungestörte Verkehr mit der Fremde der Landwirthschaft das Ueberflüssige mit Gewinn ab- und das Fehlende leicht zuführt.

Nach diesem Plane bildete sich denn folgender systematische Entwurf.

I. Jede Oekonomie muß als für sich bestehendes Ganzes ihre intensiven und extensiven Kräfte genau kennen lernen, damit sie dieselben entwickeln und stärken und zum Gewinn für sich anwenden kann.

II. Die Landwirthschaft eines ganzen Landes ist als ein verbündeter Staat zu betrachten, welcher nur alsdann gedeihen kann, wenn unter seinen Gliedern (den einzelnen Oekonomien) Harmonie, d. i. Befolgung gleicher allgemeiner Grundsätze statt findet, und wenn sie alle dahin streben, ein gemeinsames Ziel zu erringen, welches darin besteht, jedem Einzelnen sein Gedeihen zu sichern und den höchst möglichen Gewinn zuzuführen. Er umfaßt die innere Politik.

III. Dieser verbündete Staat hat neben den besondern Verhaltungsregeln seiner Mitglieder im Innern auch allgemeine, welche sich auf das Auswärtige oder Fremde beziehen, und hat in Rücksicht auf dieses im steten vollen Einverständnisse zu handeln.

Aus diesen drei Hauptabtheilungen ergibt sich denn eine innere und äußere Politik und dabei eine Menge Unterabtheilungen, welche bei der Abhandlung der erstern in ihrer Reihenfolge vorkommen und klar beleuchtet werden sollen. Daß meine Arbeit mangelhaft seyn werde, davon bin ich im voraus überzeugt, hoffe aber, daß man, in Berücksichtigung der ganz neuen Bahn, welche ich hier betrete, schonend in der Beurtheilung jener seyn werde.

Erster Hauptabschnitt.

Jede Oekonomie muß ihre intensiven und extensiven Kräfte genau kennen lernen, damit sie dieselben entwickeln und stärken und zu ihrem Gewinn anwenden kann.

Erstes Capitel.

Von der Organisirung einer Oekonomie.

Jede Oekonomie ist aus mehreren Theilen zusammengesetzt, und es müssen solche dermaßen geordnet und gegen einander gestellt werden, daß immer Eins das Andere hebt und fördert. Die beiden Haupttheile sind: der Ackerbau und die Viehzucht. Eine verständige Politik hat diese beiden vor allen Dingen richtig ins Auge zu fassen, und sie so zu stellen, daß sie einander gegenseitig dienstbar sind, aber gerade dadurch auch einander auf den günstigen Standpunkt heben, auf welchem sie ihren Endzweck (nämlich eine hohe und sichere und dauernde Rente) am leichtesten und gewissesten erreichen. Zu dem Ende aber darf keins von beiden auf Kosten des andern begünstigt werden, und wenn auch wirklich der Anschein einen dergleichen Vorwurf begründen sollte, so muß der spätere Erfolg diesen vollständig widerlegen.

Beide, sowohl der Ackerbau als die Viehzucht, treten als die beiden Hauptpotenzen in der Oekonomie auf; sie sind die beiden Kräfte, welche die Maschine in Thätigkeit erhalten;

beiden muß ihr Wirkungskreis genau begränzt und beide müssen in stetem Leben und Wirken erhalten werden. Da jedoch die Zeitverhältnisse bei der zu erzielenden Rente, welche, wie schon bemerkt, der letzte Endzweck ist, eine Hauptrolle spielen; so muß der Oekonom auf dieselben fortwährend achten, und darnach den Kreis der beiden gedachten Hauptkräfte erweitern und verengen. Mit klaren Worten: er muß den Ackerbau der Viehzucht, oder diese jenem vorziehen, je nachdem gerade der eine oder die andere höhern Gewinn bringt. Ein solches Vorziehen darf aber keineswegs so weit gehen, daß er das Andere um des Einen willen geradezu vernachlässigt oder fallen läßt.

Dem Gesagten zufolge hat der Landwirth vor allen Dingen an ein genaues Abwägen der intensiven Kräfte seiner Oekonomie zu denken. Diese aber ruhen in der Beschaffenheit des Grundes und Bodens, in der Lage und den Hemmungen und Begünstigungen der Oertlichkeit, und in dem Geiste und der Tüchtigkeit des zum innern Betriebe erforderlichen Personals. Wir müssen jede derselben einzeln vornehmen, um auszumitteln, wie eine weise Politik sie zu entwickeln, anzuwenden und zu benutzen versteht.

Zuerst die Beschaffenheit des Grundes und Bodens. Es ist bekannt, wie verschiedenartig derselbe sey, und wie von seiner richtigen Würdigung eine kluge und lohnende Benutzung abhängt. Jene muß also vor allen Dingen vorausgehen. Um deren fähig zu seyn, bedarf es erworbener Kenntnisse und gesammelter Erfahrungen! Geht man ohne dieselben ans Werk, so ist man einer Menge von Mißgriffen und daraus entspringenden Nachtheilen ausgesetzt. Wir setzen aber solche bei dem, welcher seine Oekonomie gleich einem Staate ordnen und regeln will, voraus. Nachdem ein solcher nun seine Grundstücke sämmtlich gewürdigt und nach einer gewissen Rangordnung eingetheilt hat, entwirft er den Plan zu deren Bewirthschaftung, d. h. zur Cultivirung und Benutzung. Nach diesem Plane muß sich alles zu einem Ganzen ordnen,

und jeder Theil genau mit dem andern zusammenwirken. Da der Ertrag und mit solchem die Rente das letzte Ziel des Betriebes der Oekonomie ist und bleibt, so handelt es sich bei dieser gemachten Anordnung oder Organisation darum, daß solche Rente möglichst schnell, möglichst hoch und möglichst dauernd begründet werde. Denn es ist wohl Manchem gegeben, seine Oekonomie recht schnell zum Reinertrage zu bringen, aber dieser Ertrag ist nicht hoch, und besonders nicht dauernd genug, um als ein wahrhaft lohnender zu gelten. Demnach müssen alle drei Erfordernisse fest im Auge behalten werden.

Man kommt aber schnell zu einem Reinertrage, wenn man nicht auf Einmal die ganze alte, früher bestandene Ordnung über den Haufen wirft, und nicht sogleich an dessen Stelle etwas Neues, noch nicht genug Erprobtes setzt. Das war eben die unkluge Politik mancher Landwirthe, welche, ergriffen von der Vortrefflichkeit des Fruchtwechselsystems dasselbe, ohne es gründlich erkannt und zu seiner Aufnahme die nöthigen Vorbereitungen getroffen zu haben, sogleich in seiner ganzen Ausdehnung einführten. Sie fielen in denselben Fehler wie manche Landesregierungen, welche das Gute, was sie auswärts sehen, ihrem Lande gern möglichst schnell zuführen wollen, ohne vorher sorgfältig erwogen zu haben, ob auch die zu solchem Bau erforderliche Grundlage vorhanden sey. — Geht der Landwirth vorsichtig und mit Besonnenheit zu einer neuen Ordnung der Dinge über, so tragen ihm die noch nicht angegriffenen Zweige Gewinn, und übertragen mittlerweile die andern, durch die Umänderung auf eine kurze Zeit außer Ertrag gesetzten. Sobald diese nun auf den Standpunkt gestellt sind, daß sie besser wie vormals rentiren, werden jene nachgeholt, und so kommt man in kurzem an das Ziel eines höhern Reinertrages.

Bei solcher Umänderung oder Organisirung ist, wie es sich wohl von selbst ergibt, vor allen Dingen darauf Bedacht zu nehmen, daß keine Störung im Innern der Oekonomie vorkomme. Am besten vermeidet man eine solche dadurch, daß man jedes Grundstück zu dem benutzt, wozu ihm die Natur die

meiste Fähigkeit verlieh. Daraus folgt denn, daß der Landwirth, wie schon bemerkt, jedes auch richtig zu würdigen im Stande sey. Manche Oekonomen haben die Benutzung ihrer Grundstücke einzig und allein nach den Conjuncturen, d. h. nach den bestehenden, die Preise der Erzeugnisse bestimmenden Zeitverhältnissen eingerichtet, ohne auf die Beschaffenheit, d. h. auf die intensiven Kräfte dieser Grundstücke die nöthige Rücksicht zu nehmen. Sie wollten dadurch schnell zu einer hohen Rente gelangen, verfehlten aber ihre Zeit, denn sie kommen zuweilen wohl bald zu einem Geldertrage, dieser ist aber nicht der möglich höchste und noch viel weniger der möglichst ausdauernde.

Wer nun eine Bewirthschaftung gewählt hat, welche als die zweckmäßigste für seine Grundstücke nach ihrer natürlichen Beschaffenheit und Kraft betrachtet werden kann, der wird vermöge derselben auch die ihrer Ertragsfähigkeit angemessene größte Menge von Producten erzeugen. Damit aber hat er erst Eine Stufe erreicht, und die zweite ist die, daß er diese Producte auch aufs zweckmäßigste anzuwenden verstehe. Sind es solche, welche sich unmittelbar in Geld verwerthen lassen, so ist die Aufgabe nicht schwierig, und es handelt sich nur darum, dazu den passendsten und günstigsten Zeitpunkt zu wählen. Wir kommen im weitern Verfolge unsrer Aufgabe auf diese Art der Verwerthung zurück. Sind es aber Producte des Ackers, welche weiter in der Oekonomie zu verwenden und zur neuen Erzeugung zu benutzen sind, so handelt es sich darum, bei selbiger darauf zu sehen, daß sie die möglich einträglichste werde. Solche Producte sind es, welche den Ackerbau und die Viehzucht in enge Verbindung und gegenseitige Wechselwirkung bringen. Bei diesen den richtigsten Gang zu beobachten, ist eine der wichtigsten Lehren in der Oekonomie, und hat man solche ganz inne, so ist einem der möglich höchste und der möglich nachhaltigste Reinertrag gesichert.

Nächst der innern und speciellen Kraft des Bodens hat man zum Zweiten bei der Organisirung einer Oekonomie auf die Lage und die Hemmungen oder Begünstigungen der Oert-

lichkeit zu sehen. Was nutzen z. B. Kräfte, deren Entwickelung durch mancherlei Hemmungen gestört und oftmals ganz unmöglich gemacht wird? oder was hilft es auch, Producte zu erzeugen, wenn nicht die Gelegenheit, solche zu verwerthen, nahe liegt? — Wo nun dergleichen Hemmungen vorkommen, da muß der Landwirth sie hinwegzuräumen oder wo dieß nicht möglich, doch so unschädlich als möglich zu machen suchen. So kann z. B. mooriges Land ein Uebermaß von Kraft und Reichthum enthalten; aber beide bleiben ohne Werth, so lange nicht die Ursache entfernt wird, welche solches Land untragbar macht, nämlich die Versumpfung und Versauerung. Man denke, um sich einen Begriff davon zu machen, welche überschwengliche Erfolge eine weise Organisation bei solchen Ländern herbeiführt, an die Erfolge bei Trockenlegung von Brüchen. Ein Beispiel, wie neben der Politik des Staates die der Landwirthschaft beobachtet werden kann, gab Friedrich der Große durch die Trockenlegung des Oderbruches. Ein ungeheurer Strich des fruchtbarsten Landes ward damit gewonnen, und dadurch eine köstliche Eroberung ohne Blutvergießen gemacht. — Finden sich in einer Oekonomie dergleichen Ländereien (Aecker oder Wiesen), so muß der Landwirth mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln daran gehen, sie zu dem Ertrage zu erheben, zu welchem sie, vermöge ihrer intensiven Kraft, geeignet sind. Es liegt ihm daher bei der Organisirung seiner Oekonomie diese Aufgabe mit als eine der ersten vor. Wenn ich hier beispielsweise bloß von einer Art Ländereien spreche, auf denen Hemmungen bei der Entwickelung ihrer Kräfte vorkommen, so schließe ich damit die übrigen keineswegs aus. In was aber auch immer solche Hemmungen bestehen mögen, so gibt es für die meisten eine Abhülfe, welche der kluge Landwirth schnell findet. Nur muß, ehe man solche vollzieht, allemal erst eine genaue Berechnung zwischen Aufwand und wahrscheinlichem Erfolge gezogen werden, weil es sonst unklug wäre, jene Hemmungen beseitigen zu wollen.

Neben jenen aber kommen auch Begünstigungen vor. Diese schnell zu erkennen und von denselben den höchsten Ge-

winn zu ziehen, gehört zur Politik in der Oekonomie. Ländereien, welche sich fast für alle anzubauenden Gewächse eignen; geschickte und fleißige Arbeiter, die man zu jeder Zeit haben kann; rascher und vortheilhafter Absatz der Erzeugnisse u. dgl. m. gehören zu diesen Begünstigungen. Nehmen wir einmal das Beispiel von Handelsgewächsen, als Raps, Kleesamen, Flachs, Krapp u. s. w., so bedarf es zu deren Erzeugung eines guten und reichen Bodens, geschickter und fleißiger Arbeiter und eines gesicherten Absatzes. Letzterer fand bisher noch immer und zwar mit Vortheil statt. Aber an alle solche Erfordernisse muß der Landwirth denken, wenn er seine Oekonomie organisirt, damit er alles darauf hinlenke, den aus jenen Begünstigungen entsprießenden Gewinn schnell und in hohem Maße zu beziehen. Aber nicht bloß bei den vegetabilischen Erzeugnissen, sondern auch bei den animalischen treten dergleichen besondere Begünstigungen ein. Sehen wir einmal auf die edle Schafzucht. Sie hat bis jetzt so manche Bedrängniß des Landwirths gehoben, und denjenigen, welche mit ihr vertraut waren, reichlich gelohnt. Besonders gute und gesunde Triften, Gelegenheit zur Erzeugung überflüssigen und gesunden Futters u. dgl., sind Begünstigungen für dieselbe, welche der verständige Landwirth bald entdeckt und ihrer ganzen Ausdehnung nach benutzt. So wie für die Schafzucht, können dergleichen ebenfalls für andere Vieharten stattfinden, und dem, der sie richtig auffaßt, gleichen Gewinn eintragen.

Bei der Organisirung einer Oekonomie kommt es zum Dritten auch an: auf den Geist und die Tüchtigkeit des zum Betriebe erforderlichen Personals.

In der Wahl der Personen, deren man zum Betriebe der Oekonomie bedarf, zeigt sich vorzüglich die Weisheit dessen, der sie organisirte. Wie im Staate der kluge Politiker jeden auf den Platz stellt, wo er am besten zu brauchen ist, so muß es der Landwirth auch in seiner Oekonomie. Je schwieriger es aber ist, für alle Functionen die tüchtigsten Individuen zu finden, um so mehr bedarf es der Klugheit bei der Auswahl. Es würde aber der Landwirth solche wenig zeigen, wenn er

meinen sollte, es komme nicht darauf an, welche Person auf diesem oder jenem Platze stehe. Der geringste Diener in einer Oekonomie (selbst der Sauhirt) hat eine Wichtigkeit, und die gute oder schlechte Verwaltung seines Postens trägt sich auf andere Gegenstände über, so daß der Gewinn oder Nachtheil, welcher daraus entsteht, in diesem Uebertragen sich vergrößert. Manche Länder und einzelne Gegenden sind in dieser Hinsicht begünstigt, andere im Nachtheile. In ersteren wird dem Landwirthe seine Einrichtung, so wie sein ganzes Regiment leicht, im letzteren unendlich erschwert. Man denke dabei nur ein wenig an Rußland, Polen und Ungarn hinsichtlich der veredelten Schafzucht. Alle Verhältnisse: als ausgedehnte und gesunde Weidetriften, großer Besitz, wohlfeiles Land, bedeutende Geldmittel, begünstigen in diesen Ländern jenen so hoch lohnenden Zweig der Oekonomie. Der einzige Umstand, welcher alle diese Vortheile entkräftet, sind die zur Züchtung solcher edlen Thiere fehlenden brauchbaren Menschen. Aber möglich ist es dem Landwirthe dennoch, das Uebel zu mindern und den Nachtheilen zu begegnen. Wo aber das dienende Personale (denn um dieses handelt es sich hier) gut ist, da ist die Wahl zwar leicht, darf aber dennoch nicht ohne Sorgfalt gemacht werden: denn es vermehrt den Gewinn, wenn man vom Guten das Beste wählt. Wo aber dieses Personal im Argen liegt, da bedarf es großer Umsicht und Behutsamkeit, um nicht aufs Schlimmste zu treffen. Nirgends aber ist die Verderbtheit des Volkes so groß, daß man nicht eine gute Auswahl sollte machen können. — Wie wichtig es sey, tüchtige, bereitwillige und moralisch gute Dienstboten zu haben, das einzusehen bedarf keiner langen Erfahrung. Der directe und indirecte Schaden, den man durch die gegentheiligen erleidet, ist fast nicht zu berechnen. Weil dieß nun fest steht, so liegt es in einer verständigen Politik, alles aufzubieten, ein gutes Personale zum Betriebe seiner Oekonomie zu bekommen, und wenn dieß gelungen, auf demselben fest zu halten, selbst wenn man auch scheinbare Opfer, durch höhere Ablohnung u. dgl. brin=

gen müßte. Daß sie wirklich nur scheinbar sind, ergibt sich leicht, wenn wir in Anschlag bringen, welchen directen und indirecten Verlust man durch schlechte Dienstboten erleidet, und wie groß die Unbequemlichkeit und der Nachtheil ist, die man durch einen oftmaligen Wechsel derselben erfährt. Einen je höhern Platz ein im Betriebe der Oekonomie angestelltes Individuum einnimmt, um so größer ist auch der Gewinn und Verlust, den dieselbe durch solchen machen kann. Daraus leuchtet ein, daß der Dirigent des Ganzen, wenn der Eigenthümer dieses nicht selbst ist, eine höchst wichtige Person sey, und daß zu seiner Wahl Verstand und Besonnenheit gehöre.

Zweites Capitel.

Von den Ackerbau- und Wirthschafts-Systemen.

Hat der Landwirth seine Felder nach ihrer Beschaffenheit und intensiven Kraft erforscht und gewürdigt, und entwirft er darnach den Plan ihrer fortgehenden Cultivirung, so heißt dieß ein Ackerbausystem. Umfaßt aber ein solcher Plan die Cultivirung der Aecker nicht allein, sondern geht er weiter, so daß er die Benutzung und den Verbrauch der Ackerbauproducte mit einschließt, so ist er ein Wirthschaftssystem. Beide müssen wir einzeln abhandeln.

Sprechen wir demnach zuerst von dem Ackerbausysteme. Wir haben im Vorhergehenden gesehen, daß ein Landwirth, um dem ihm zur Bebauung zugefallenen Acker das abzugewinnen, was er möglicherweise tragen kann, denselben zuvörderst genau kennen und richtig beurtheilen müsse: weil eine sehr große Verschiedenheit und Mannichfaltigkeit der Bodenarten stattfindet. Nach solcher Prüfung und Würdigung bestimmt er denn, welche Cultur (wozu Bearbeitung und Düngung gehören) er ihm geben und zu welchen Früchten er ihn benutzen, auch in welcher Ordnung er die letztern anbauen wolle. Und diese Bestimmung und

diese Anordnung muß von der Art seyn, daß sie zu einem Ganzen wirkt und den möglich günstigen Erfolg herbeiführt. Wer einen dergleichen Entwurf macht und ausführt, der befolgt ein Ackerbausystem. — Wie wichtig ein solches sey, leuchtet aus dessen Definition ein. Nicht Jedem ist es aber gegeben, das rechte und für ihn, d. h. für seine zu cultivirenden Felder, das zweckmäßigste zu wählen. Denn es bedarf, um hierin keine Mißgriffe zu thun, wie schon angegeben, einer genauen Erkennung und Erforschung der natürlichen Qualität des Bodens, dabei aber auch noch eine umsichtige und weise Berücksichtigung von einer Menge äußerer und die Oertlichkeit berührender Verhältnisse. — Aus den hieraus sich ergebenden Schwierigkeiten im Plan und in der Ausführung eines Ackerbausystems ergibt es sich dann auch, wie die Ansichten der Landwirthe von diesem Gegenstande so verschieden und so wenig übereinstimmend sind, und wie sich daraus so manche Debatte entspinnen konnte.

Fragen wir nun: wie wird man am besten im Stande seyn, ein System des Ackerbaues zu wählen, das nach den vorhandenen Verhältnissen als ein gutes, vielleicht gar als das beste gelten kann? so würde eine bestimmte Antwort darauf ungefähr folgendermaßen zu stellen seyn:

1) Man erforsche zuvörderst den zu bebauenden Acker sorgfältig, d. h. man prüfe ihn nach seiner Bodenmischung, worin zugleich der Begriff enthalten ist, den wir mit dem Ausdruck Kraft verbinden; nach seinem Gehalte an Pflanzennahrung (oder nach seinem Reichthume), nach seiner Unterlage; ferner nach seiner Lage gegen die Sonne und nach seiner Abdachung, letzteres um seine Maßregeln wegen der Entwässerung zu nehmen.

2) Man wäge nach den Erfordernissen, welche sich aus dem eben Gesagten ergeben, seine physischen und pecuniären Kräfte ab, damit man den zu entwerfenden Plan nicht über diese spanne und sich im voraus um das Gelingen bringe.

3) Man ordne die zu entwerfenden Früchte so, daß man nicht allein bald zu einem lohnenden Reinertrage ge-

lange, sondern diesen auch für die Zukunft gesichert erhalte. Diese Anordnung wird zwar durch die unter Nr. 1) gefundenen Bodenverhältnisse bedingt und geboten, es kommt jedoch nur sehr selten vor, daß eine Bodenart nur gerade den Anbau von einer Frucht, wenn sie lohnen soll, zuläßt, und man hat sonach immer noch die Auswahl, so daß man nur zu einer solchen zu greifen hat, welche man als die einträglichste anerkennt.

4) In Collisionsfällen muß jederzeit die Art des Anbaues und die Art von Frucht gewählt werden, welche man aus eigener Erfahrung als die sicherste hat kennen lernen. Fremde Lehre ist gut und heilsam, aber nicht jeder faßt sie richtig, und nicht unter allen Verhältnissen ist sie anwendbar.

Aus diesen vier Punkten ergibt sich denn folgender Hauptsatz. Ohne ein bestimmtes System wird man wenig Segen vom Ackerbau erwarten dürfen. — Ordnung und Harmonie ist allen praktischen Lebensbeschäftigungen ersprießlich, und nur in einem bestimmten Systeme sind jene zu finden und herzustellen. — Wo es auch zuweilen scheint, als baue der oder jener verständige und glückliche Landwirth den Acker ohne System, da waltet nur eine Täuschung ob. Er hat seine eigenen Formen, die er beobachtet, und man spricht ihm das System nur darum ab, weil er von den allgemeinen Formen abweicht. Jeder Landwirth, der klug und verständig verfahren will, und der seine Oekonomie wie ein weiser Staatsmann betrachtet und lenkt, muß sich ein System bilden, nach welchem er seine Felder (Aecker und Wiesen) cultiviren und bebauen, und wodurch er zu einer reellen Benutzung derselben gelangen will. Er muß sichten und ordnen und in Classen stellen; er muß den Starken benutzen und den Schwachen aufhelfen, und alles muß sich zu einem harmonischen Ganzen gestalten, wo es ohne vieles Geräusch geht und der letzte Zweck sicher erreicht wird.

Um nun aber aus dem Subjectiven ein wenig ins Objective überzugehen, wollen wir ein Beispiel von einem entworfenen und eingeführten Systeme geben.

Denken wir uns ein Landgut, dessen Felder eine große

Mannichfaltigkeit von Bodenarten enthalten. Die Aecker bilden eine Stufenleiter von der besten bis zur geringsten Qualität. Die Wiesen sind von keiner großen Ausdehnung und sonst sehr vernachlässigt worden. Wollte man bei solchen vorhandenen Elementen das erste beste, oder irgend ein angepriesenes Ackerbausystem anwenden, so würde man ohne Zweifel einen Mißgriff über den andern machen und im Reinertrage zurück bleiben. Denn es würde das angewandte System sich nur für einen kleinen Theil der Felder eignen, und für die übrigen zum Nachtheile gereichen. Für solche Localitäten muß man sich sein eigenes System bilden, und man hat ein solches, weil es nicht grade in die Formen der übrigen paßt, eine freie Wirthschaft genannt. Der Begriff frei paßt aber nur in Beziehung auf alle übrigen Systeme, und man ist bei der Bestimmung der Cultur eines solchen Gutes weit mehr gebunden, wie bei irgend einem andern. Denn hier muß man jedes einzelne Feld nach seiner Art behandeln und doch dabei das Ganze stets so im Auge behalten, daß diese partielle Behandlung mit demselben in innigem Zusammenhange bleibe und zu seiner Vollkommenheit wirken helfe; dort hat man eine Norm, die für viele, oftmals für alle Felder paßt.

Die vorzüglichste bei einer uneigentlich sogenannten freien Wirthschaft zu lösende Aufgabe ist die: jedes einzelne Grundstück zum möglich höchsten Ertrage zu bringen, jedoch da, wo Collisionen vorkommen, die Wahl so zu treffen, daß ein einseitiger Verlust durch einen anderseitigen höhern Gewinn vergütet werde. — Vor allen Dingen muß man, um diese Aufgabe genügend lösen zu können, seine Kraft stärken, d. h. man muß den Ertrag der Aecker vermehren und sich dadurch die pecuniären Mittel verschaffen, mit welchen man das vorgesteckte Ziel zu erreichen streben kann. Um ersteres, nämlich die Vermehrung des Ertrages der Aecker zu bewirken, muß man denen der bessern Qualität im Anfang die meiste Aufmerksamkeit zuwenden, weil diese am dankbarsten sind, und die auf sie verwandte Mühe und Kosten am schnellsten und reichlichsten lohnen. Nicht selten begehen in solchem Falle die klügsten Landwirthe

wirthe Mißgriffe. Das Unangenehme, welches für sie darin liegt, wenn schlechte und magere Felder einen geringen Ertrag bringen, veranlaßt sie, auf solche Fleiß und Kosten zu verwenden, und nebenbei verblenden sie sich, ohne es zu ahnen, darüber, daß die guten die auf sie angewandten Auslagen vielfach bezahlen: denn sie geben sich dem Wahne hin, daß diese schon, ohne sonderliche Nachhülfe, ihren Ertrag bringen. Wer nun im vorliegenden Falle sein System auf solche Art entwirft und ausführt, der legt gleich anfangs den Grund zu seinem Verderben, dem er auch, trotz Fleiß und Anstrengung, selten entrinnt. — Man kann sich, um den eben gerügten Mißgriff anschaulich zu machen, die Sache in Zahlen vorstellen. Ein Ackerstück von guter Qualität bringt, ohne besondere Nachhülfe, einen Ertrag von 5, und könnte, wenn es vorzugsweise ins Auge gefaßt und mit Sorgfalt behandelt würde, 9 bringen; dagegen eins von geringerer Qualität brachte ohne jene Nachhülfe 2, und wenn ihm solche zu Theil würde 4. Dieß hätte sich allerdings im Ertrage verdoppelt, wogegen jenes darin nur um 4/5 gestiegen wäre. In Wirklichkeit aber hat jenes die darauf verwandten Kosten mit 4 und dieses nur mit 2 bezahlt. Dazu kommt denn noch, daß es allemal mit mehr Schwierigkeiten verbunden ist, ein an sich schlechtes Grundstück zu verbessern, als ein an sich gutes.

Es ergibt sich aber aus dieser Darstellung, daß man vor allen Dingen seine guten Felder nach ihren innern Kräften benutze, und dann wenn diese durch ihren höhern Ertrag die Mittel zu einem kräftigern Betriebe des Landbaues geliefert haben, erst an die Aufhülfe der geringern gehe.

Aber nicht allein wie und in welcher Art man die Cultur der einzelnen Felder oder Grundstücke einzuleiten und zu betreiben habe, sondern auch mit welchen Früchten man sie bestellen wolle, das hat man bei der Einrichtung des Gutes oder bei der Wahl eines Systemes zu beachten. Die richtige Wahl dieser Art entscheidet den guten Fortgang einer Oekonomie so sehr, wie irgend etwas. Bei derselben hat man denn zunächst, wie es sich wohl von selbst versteht, darauf zu sehen, wozu

sich ein Grundstück am besten eignet. Wer Weizen auf Sand und Kartoffeln auf Klaiboden bringen wollte, der könnte beide Bodenarten in der vorzüglichsten Cultur haben, und würde dennoch wenig und schlechte Frucht ernten. — Von selbst folgt aber, daß der Landwirth, welcher jede Frucht auf das für dieselbe passendste Feld bringt, auch die richtigste und angemessenste Aufeinanderfolge derselben wählen werde. Denn es ist ein Acker nicht allein von Natur für die oder jene Frucht geeigneter, wie für einen andern; sondern es haben auch die früher auf ihm gewachsenen Früchte denselben in einen Zustand versetzt, in welchem er sich seiner natürlichen Beschaffenheit zum Trotz für manche gar nicht und für andere wiederum vorzugsweise eignet. Auf dieß alles muß bei einem Systeme, welches man für ein verständiges und zweckmäßiges soll gelten lassen, Rücksicht und sorgfältig Bedacht genommen werden. — Wie aber der Boden beschaffen seyn und welche Cultur man ihm angethan haben muß und warum unter den einen Verhältnissen ein Gedeihen, unter andern ein Mißrathen als gewiß anzunehmen sey, das gehört nicht in eine Politik, sondern in ein Lehrbuch der Landwirthschaft.

Aber es ist bei der Wahl eines Ackerbausystems noch ein dritter Umstand zu erwägen, nämlich die zu bestreitende Arbeit. Man kann seine Grundstücke in die musterhafteste Cultur setzen, man kann sie mit den natur= und zeit= und ortgemäßesten Früchten bebauen wollen, und es fehlt dabei an den nöthigen Arbeitskräften, um alles zur rechten Zeit und am rechten Orte zu thun: so wird der weiseste Plan scheitern und das musterhafteste System zu Schanden werden. Wo man die erforderliche Arbeit zu jeder Zeit geleistet bekommt und wo solche nicht allzutheuer ist (was beides in volkreichen Gegenden stattfindet), da ist man durch diesen Umstand in keiner Art gehemmt. Wo aber die Arbeit theuer, und zuweilen und noch dazu in der dringendsten Zeit fast gar nicht zu haben ist, da muß der Landwirth nicht selten sein System nach einem ganz andern Plan entwerfen, als wie es die Beschaffenheit der Grundstücke und die naturgemäße Folge der Früchte erfor=

dern. Nimmt er nun hierauf nicht gleich Anfangs Bedacht, so ist er dem größten Schaden und dem Uebelstande ausgesetzt, das eingeführte System aufzugeben und ein anderes einzuführen, was allemal mit den empfindlichsten Nachtheilen verbunden ist.

Ich komme nun zu den Wirthschaftssystemen. Eine systematisch einzurichtende Oekonomie muß allemal mit einem systematisch betriebenen Ackerbau beginnen. Denn durch diesen werden die zu erzeugenden Producte in der größten Menge und Güte geliefert, und da der größte Theil derselben wieder in der Oekonomie zum Verbrauche kommt, so leuchtet von selbst ein, daß deren vollkommner und zweckmäßiger Betrieb von jenem abhänge. Das zu gründende und auszuführende Wirthschaftssystem hat übrigens eine viel einfachere Grundlage als das des Ackerbaues. Denn hier handelt es sich meistentheils nur um die Arten und das Zahlenverhältniß des aufzustellenden Viehes, und um die gute Besorgung desselben.

In einer geregelten Oekonomie müssen für's erste so viele Viehbestände vorhanden seyn, als man deren vom selbst erzeugten Futter ernähren kann. Der Fall, wo es zweckmäßig seyn dürfte, diese Bestände so zu vermehren, daß man das, was zu ihrer guten Ernährung fehlt, zukauft, gehört zu den Ausnahmen, und wird wohl fast niemals systematisch ausgeführt werden. Als ein solcher Zukauf muß es aber auch betrachtet werden, wenn es der Landwirth zuweilen rathsam findet, Getreide als Viehfutter zu benutzen, weil er es als solches höher verwerthet als beim Verkaufe. Aber auch solche Fälle gehören zu den Ausnahmen, indem sie nur bei ungewöhnlich niedrigen Getreidepreisen vorkommen. Ausnahmen aber können niemals zur stehenden Regel werden, und es wird sonach der Landwirth nicht seine Viehbestände so zahlreich aufstellen, daß er auf solche außerordentliche Fälle angewiesen wäre. Bei der Zahl und Menge des aufzustellenden Viehes ist also nur das eigentliche Viehfutter, was die Oekonomie erzeugt, in Anschlag zu nehmen, und dabei allezeit nur auf den mittlern Er-

trag zu rechnen, damit man bei einem reichlichen im Stande sey, Vorräthe für einen geringen zu sammeln. Systematisch aber kann eine allmähliche Vermehrung der Viehbestände statt finden, wenn das Ergebniß des Ackerbaues eine von Jahr zu Jahr vermehrte Production nachweis't.

Die Viecharten in der Oekonomie sind zweierlei, nämlich Nutz- und Arbeitsvieh. Dem wahren Sinne nach sind beide Arten Nutzthiere, und der Unterschied besteht bloß darin, daß erstere den von ihnen erwarteten Nutzen unmittelbar durch die gelieferten Producte, letztere mittelbar durch die geleistete Arbeit zur Erzeugung von Producten geben.

Sehen wir zunächst aufs Arbeitsvieh, so verbindet dasselbe eigentlich das Ackerbau- und das Wirthschaftssystem, und es gehört bei beiden zu einer klugen und zweckmäßigen Einrichtung, daß solches in gutem Stande, d. h. von Natur gesund und stark und nächstdem gut gepflegt und genährt sey. Ob es nun gleich klug gehandelt ist, wenn man dasselbe nur in der nothwendigsten Anzahl hält, so würde es dennoch eine mittelbare Verschwendung, statt einer Ersparung heißen müssen, wenn man durch eine zu große Beschränkung dieser Anzahl den Ackerbau beeinträchtigen wollte. Welche Art des Zugviehes, ob Pferde oder Ochsen, in dieser oder jener Oekonomie am vortheilhaftesten zu halten sind, das unterliegt dem verständigen Urtheile des Landwirthes, und er wird bei Einführung seines Wirthschaftssystems hierin gewiß die beste Wahl treffen.

Was aber das Nutzvieh anbelangt, so haben wir in Deutschland vor allen die beiden Hauptarten: Rinder und Schafe anzuführen und gegen einander zu stellen. Zu einer geregelten und systematischen Oekonomie gehört es aber, daß wenn es ihre Größe erlaubt, beide Arten neben einander gehalten werden. In kleinern haben und behalten Rinder (Kühe) aus mehreren Gründen den Vorzug, indem sie unmittelbar zur Ernährung der Familien selbst beitragen; dann auch weil ihre Erzeugnisse sich leicht verwerthen lassen, und weil ihre Verpflegung ohne große Kosten geschieht und zu den Geschäften des Tages gehört. In den großen Oekonomien hat man da-

gegen bis jetzt den Schafen den Vorzug eingeräumt, und das aus zwei zureichenden Gründen. Einmal, weil sie, besonders die veredelten, eine höhere Rente gewähren, wie die Kühe, und zweitens weil ihre Verpflegung im Großen verhältnißmäßig weniger kostet.

Da das Ackerbau- und das Wirthschaftssystem genau in einander greifen, so muß man bei letzterem auch stets darauf denken, dem Acker die Kraft und den Reichthum, welche sich bei der Production erschöpfen, wieder zu ersetzen, welches durch Cultur und Düngung geschieht, und wozu, wie bekannt, Arbeits- und Nutzvieh erforderlich ist. Der Dünger aber äußert, wie bekannt, nicht von allen Vieharten gleiche Wirkungen, und es gehört daher auch zu den Aufgaben des Wirthschaftssystems, diejenige Viehart zu begünstigen, deren Dünger die beste Wirkung auf den vorhandenen Acker äußert. — Da stößt man denn auf manche Klippe. Denn es findet hier eine gewisse Reciprocität statt, d. h. es gibt einige Bodenarten, welche dieser oder jener Viehart besonders günstig sind und also deren Haltung einträglicher machen, wie die Haltung anderer. Nun aber ist nicht jedesmal auch wiederum der Dünger dieser Vieharten, denen der Boden günstig ist, auch diesem zuträglich. Nehmen wir z. B. den Sandboden. Auf ihm befinden sich, wegen der gesunden Trift, die Schafe wohler wie anderswo, und doch ist für den Sand der Dünger vom Rindvieh zuträglicher. Glücklicherweise ist aber die Sache weniger bedenklich, als wie man gewöhnlich glaubt, und es lehrt uns die Erfahrung, daß Schafdünger auf Sandboden recht glückliche Wirkungen thut. — Aber in der Menge behauptet man, bei gleichen Futtermassen, von Schafen weniger Dünger zu gewinnen, wie von Kühen. Geben wir dieß nun auch, freilich nur beschränkt, zu, so kommt bei Sandländereien wieder bei den Schafen ein wichtiger Umstand hinzu, nämlich der: daß diese Thiere sich Weide suchen, wo eine Kuh keine mehr findet, und vermöge dessen auch in verhältnißmäßig größerer Anzahl gehalten werden können, wie diese, so daß Schafe hier mehr Dünger erzeugen, wie Kühe.

Ist der Landwirth dann mit sich im Klaren, welcher Viehart er in seinen vorherrschenden Verhältnissen den Vorzug zu geben hat, so muß sein Wirthschaftssystem vor allen Dingen dahin gehen, ein genaues und richtiges Verhältniß zwischen Ackerbau und Viehzucht herzustellen, damit immer Eins das Andere hebe und Jedes fortwährend dem Andern förderlich sey. Zu dem Ende muß man, wenn nicht große und ertragreiche Wiesen die Stallböden füllen, auf Erzeugung von Futter auf den Aeckern bedacht seyn. Geiz, in diesem Fall angebracht, bestraft sich aufs empfindlichste. Will nämlich der Landwirth nicht gern viel Acker zum Tragen von Futtergewächsen verwenden, sondern denkt er nur immer darauf, unmittelbar verkäufliche Producte zu erzeugen: so schwächt er seine Felder und mit diesen seine ganze Oekonomie, und setzt dieselbe in eine Art von Schwindsucht, an welcher sie, wenn nicht ein anderes Verfahren dazwischen tritt, früher oder später stirbt. — Im entgegengesetzten Falle kann man aber auch für das Vieh zu viel thun. Wir haben, besonders in neuerer Zeit, wohl manchen Landwirth gesehen, welcher dem Vieh fast alles zuwendete, und den Ackerbau dabei vernachlässigte. — Wahr ist es, daß der Schaden, den ein solcher erleidet, viel leichter und schneller zu ersetzen ist, wie bei dem, der hierin zu wenig thut. Denn bei einer übermäßig starken Viehhaltung und bei einem Systeme, wo man alles auf diese wendet, bereichert man allmählich die Felder auf eine außerordentliche Weise, und sie bringen alsdann, wenn der Ackerbau wieder in seine Rechte tritt, fast doppelte Ernten. Hinter einem solchen Landwirthe wirthschaftet es sich denn freilich besser, als hinter einem, welcher den Acker geizig aussog.

Im richtigen System einer Wirthschaft (Oekonomie) liegt es aber auch, alle Einrichtungen und Anordnungen so zu treffen, daß man, so weit es nur immer thunlich, zu allen Zeiten eine gewisse Einnahme habe. — Wessen Casse freilich so reich und voll ist, daß er sich im Stande sieht, auf lange Zeit hinaus immer Vorschüsse zu leisten, der kann nicht in Verlegenheit kommen, wenn er auch zuweilen in langen Perioden keine

baare Einnahme hat. Wie viele Landwirthe haben wir denn aber wohl, die sich in solch glücklichem Falle befinden? — Die meisten leben öfter in Bedrängniß als im Ueberflusse. Da muß denn eine Hauptsorge darauf gerichtet seyn, stets Quellen fließend zu erhalten, aus denen wenigstens der größte Theil der immer wiederkehrenden Ausgaben bestritten werden kann. — Wer nun bloß Schafe allein halten wollte, dem würde es hieran fehlen, weil von diesen die Nutzung alljährlich nur einmal, höchstens zweimal kommt. Anders ist es mit den Kühen, zumal wenn mit ihrer Haltung noch die von Schweinen verbunden wird. Da finden sich denn fortwährend kleine Einnahmen, welche zur Zeit der Bedrängniß trefflich zu statten kommen.

Beim Ackerbau, insoweit er verkäufliche Producte liefert, kann man allerdings eine Eintheilung des Verkaufes derselben aufs ganze Jahr in seinem Wirthschaftssystem aufnehmen. Ist nun aber die Menge des Getreides, von welchem doch hier zunächst nur die Rede seyn kann, nicht so groß, daß sie für's ganze Jahr ausreichte, so treten, bei einer guten Einrichtung, mehrere andere Producte in die Reihe. So gibt z. B. der Raps zu einer Zeit, wo gewöhnlich die Casse des Landwirthes am leersten ist, nämlich kurz vor der Ernte, eine namhafte Einnahme und gewährt die Mittel, zur Zeit der Ernte möglich viel Kräfte in Thätigkeit zu setzen, um die Früchte gut und schnell einzubringen. — Und so weiß der kluge, nach einem verständigen Systeme verfahrende Oekonom überall seine Einleitungen so zu treffen, daß er niemals in große oder wohl gar zum Verderben ausschlagende Verlegenheit geräth.

Drittes Capitel.

Von den extensiven Kräften einer Oekonomie, oder von den äußern Hülfsmitteln und Vortheilen, die ihr zu Gebote stehen.

Außer dem, was ich die intensiven Kräfte einer Oekonomie nannte, und von denen ich in den vorigen beiden Capiteln sprach, stehen dem Landwirth auch äußere (extensive) Kräfte zu Gebote.

Die erste derselben ist wohl ohne Zweifel das Geld. Wer solches besitzt und zwar in dem Maße, daß es sich nicht bald erschöpft, und Einsicht und Erfahrung genug hat, um es immer und überall zweckmäßig und am rechten Platz anzuwenden, der ist im Stande, seine Oekonomie sehr bald in den Zustand zu versetzen, wo sie, wie ein wohlgeordneter Staat, blüht und wo alles in derselben dem Hauptzweck entspricht und ihn fördert. — Aber es gibt auch außerdem noch eine Menge äußerer Kräfte, von denen ich nur einige besonders anführen will.

Das baare eigene Geld ersetzt der Credit. Wo das Grundeigenthum solchen hat, da entblüht aus demselben dem Landwirth ein ähnlicher Gewinn, wie aus dem eigenthümlichen Vermögen. Daher genießen in den Ländern und Staaten, wo öffentliche Creditanstalten zu Gunsten der Landwirthschaft bestehen, die Landwirthe eine Wohlthat, welche die segensreichsten Folgen herbeiführt und welche diejenigen, die sich deren nicht erfreuen, schmerzlich vermissen. Im weitern Verfolge meines Werkes werde ich auf dieß wichtige Thema zurückkommen und in einem besondern Capitel von diesen Anstalten handeln.

Die Kräftigung und Bereicherung der Aecker hängt, wie im vorigen Capitel gezeigt, von der Cultur und Düngung ab. Um erstere ganz so zu geben, daß sie als eine musterhafte gelten kann, muß man hinlängliche Arbeitskräfte haben und diese auch stets zur rechten Zeit

anwenden können. Demnach gehört es zu den äußern, dem Landwirthe zu Gebote stehenden Kräften, wenn er diese Arbeit ohne viele Schwierigkeit haben kann. Daher ist es ein Vortheil, wenn er in einer volkreichen Gegend lebt, wo die Arbeit leicht und wohlfeil zu haben ist. Diesen Vortheil muß er denn auch nach Möglichkeit benutzen, um auf directe Art dadurch den Gewinn zu erlangen, der aus demselben hervorgehen kann. — Hinsichtlich des Düngers gibt es Oertlichkeiten, wo ähnliche Vortheile zu erreichen sind. Die Nähe großer Städte ist z. B. ein solcher. Denn aus diesen kann er leicht und wohlfeil den Dünger bekommen und damit seine Aecker auf überschwengliche Weise bereichern. Gesetzt aber, es findet keine solche Oertlichkeit statt, so können andere Begünstigungen vorkommen, welche gleich hohen Werth haben. Nicht selten ist es der Fall, daß reiche Lager von Moder und Mergel auf Feldern vergraben liegen, wo man sie früherhin gar nicht suchte. Die Benutzung solcher führt zu großem Gewinn, und stärkt und bereichert eine Oekonomie auf lange Zeiten hinaus. Dergleichen Lager gehören eigentlich wohl zu den intensiven Kräften eines Landgutes, ich zähle sie aber zu den extensiven in der Beziehung, daß den Aeckern die damit zugeführte Bereicherung nicht durch den unmittelbaren Wirthschaftsbetrieb, sondern gleichsam von außen zugeführt wird.

Zu den äußern Kräften, welche eine Oekonomie stärken und begünstigen, gehören ferner: erleichternde Communicationsmittel. Gute Straßen, schiffbare Flüsse und Canäle u. dgl. machen nicht allein die Abfuhr der Erzeugnisse bequem und leicht, sondern begünstigen auch die Zufuhr aller für die Oekonomie nöthigen und nützlichen Gegenstände, und man erspart durch diese Begünstigung eine Menge Arbeitskraft und Baarauslagen. Zu diesem indirecten Vortheile tritt aber noch der directe, daß man eintretende günstige Conjuncturen augenblicklich benutzen und seine Producte, z. B. Getreide, auf die Plätze bringen kann, wo sie die sicherste und lohnendste Anwehr finden. In Ver-

bindung mit dieser äußern Begünstigung stehen dann auch gute Wege auf dem Terrain der eigenen Oekonomie. Findet man sie vor, so gehört dieß zu den innern und äußern Vortheilen; wo nicht, so muß man sie herstellen, und obgleich dieß anfangs eine Last ist, so wird sie doch, ist die Sache nur einmal durchgeführt, zur größten Wohlthat. Von den öffentlichen Landstraßen, so wie von Flüssen und Canälen, folgt weiterhin noch Mehreres.

Ein nicht geringer Vortheil, der zu den äußern Kräften einer Oekonomie gezählt werden kann, sind hinlängliche, gute und zweckmäßig angelegte Gebäude. Welchen Namen und welche Bestimmung solche auch haben mögen, alle begünstigen sie den kräftigern Betrieb der Oekonomie. Sind es Stallungen, so erleichtern sie die Viehhaltung; sind es Scheuern und Speicher, so schützen sie das Getreide und machen dessen Aufbewahrung für Zeiten, welche zum Verkaufe günstig sind, leicht. Auch selbst die Wohngebäude haben einen mittelbaren günstigen Einfluß auf die gute Stellung der Oekonomie. — Jedoch kann auch aus diesem Vortheil ein Nachtheil erwachsen. Denn eine zu große Menge von Gebäuden erfordert eine nicht unbedeutende Summe von jährlichen Unterhaltungskosten.

Endlich aber liegt die größte extensive Kraft in den Kenntnissen und Talenten des Dirigenten der Oekonomie. Die tausend Mißgriffe, denen der Ungeschickte und Unerfahrne ausgesetzt ist, und die so vielen Schaden und Nachtheil stiften, vermeidet der erfahrne, kenntnißreiche und talentvolle Dirigent. Er kennt genau die Vortheile, welche zur schnellen Emporbringung einer Oekonomie wirken; er weiß die Zeitverhältnisse richtig aufzufassen und von deren Gunst zu gewinnen, so wie der Ungunst zu entgehen; sein richtiger Blick und seine Uebung in der Ausführung kluger Entwürfe sichern ihm fast allezeit einen günstigen Erfolg. Man sehe sich einmal ein wenig um, und man wird finden, daß solche Landwirthe, die wie kluge Staatsmänner das Ruder zu führen verstehen, den ungünstigsten Zeiten eine vortheilhafte

Seite abzugewinnen wissen, und daß sie denselben niemals unterliegen. Man wird mir hier vielleicht einwenden wollen, daß dieß in der Erfahrung nicht begründet sey, und daß man nicht selten auch die verständigsten Landwirthe zu Grunde gehen sehe. Nicht unmöglich ist solches allerdings, wenn sie nämlich von mehreren Unglücksfällen betroffen werden; und wenn sie nicht pecuniäre Kräfte genug haben, denselben zu widerstehen. Aber man hält auch nicht selten einen Oekonomen für einen klugen und verständigen Landwirth, so er es doch in der That nicht ist. — Denn wahrhaftes Talent zu seinem Fach und gediegene Erfahrung in demselben bewahrt ihn schon gleich anfangs vor Unternehmungen, denen er nicht gewachsen ist. Daß aber dieß nicht bei Allen vorhanden sey, die den Ruf von tüchtigen Oekonomen haben, das erfahren wir häufig genug. Denn wer sich in Unternehmungen einläßt, denen er zwar nach seinen geistigen, nicht aber nach seinen pecuniären Kräften gewachsen ist, der kann wohl ein verständiger und talentvoller Landwirth seyn, aber es fehlt ihm dennoch eine Haupteigenschaft, die Klugheit, oder die wahre Politik der Landwirthschaft.

Da es nun so wesentlich ist, da mit Einem Worte der gute Fortgang und alle günstigen Erfolge einer Oekonomie von der Thätigkeit des Dirigenten mehr als von jedem andern Erforderniß abhängen, so muß auch derjenige, welcher als Eigenthümer einer Oekonomie die obere Leitung (Direction) selbst führt, sich jene Tüchtigkeit, wenn er sie nicht schon besitzt, erwerben. Der Natur der Sache nach wird er dieß aber nicht können, ohne zuvor Einbuße zu erleiden, oder, wie man sagt, Lehrgeld zu bezahlen. Wer aber diese Leitung einem Fremden (Verwalter oder Director) überträgt, dem kann bei solcher Uebertragung nicht Vorsicht genug empfohlen werden. Denn es heißt bei denen, welche sich zur Verwaltung eines solchen Postens für tüchtig halten und antragen: „Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt.“ Der schlechte Fortgang so mancher Oekonomie,

und insbesondere der geringe Reinertrag, den sie gewährt, ist in gar vielen Fällen die Schuld des Dirigenten.

Viertes Capitel.

Die Finanzverwaltung, oder richtiges und genaues Abwägen der Einnahmen und Ausgaben, nebst pünktlicher Rechnungsführung.

Es dürfte scheinen, als wäre dieses Capitel nicht geradezu in dem Hauptabschnitte von der nöthigen Kenntniß der intensiven und extensiven Kräfte einer Oekonomie, behufs deren Entwickelung und Anwendung, enthalten. — Die Abhandlung desselben wird aber beweisen, daß es genau die inneren und äußeren Kräfte und Vortheile gegen einander stellen muß, um daraus eine Anleitung für das Verfahren bei Einnahme und Ausgabe zu bekommen.

Halten wir stets den Gesichtspunkt fest, daß jede Oekonomie zum letzten Ziele den Reinertrag oder die Rente stellt, so ist einmal zur Erreichung dieses Zieles die Entwickelung und Anwendung aller vorhandenen Kräfte und die Benutznng jedes sich bietenden Vortheils, welche wiederum die Vermeidung des Nachtheils in sich schließt, nothwendig; zum andern aber auch ein genaues Aufzeichnen aller Kosten und Gewinne erforderlich, weil man nur dadurch inne wird, ob man sich dem vorgesteckten Ziele nähere, oder sich von ihm entferne.

Aufgestellt ist nun: „es soll eine Oekonomie so geführt werden, daß sie einen hohen und nachhaltigen Reinertrag bringt.“ Um dieß zu bewerkstelligen, dazu ist, wie bereits abgehandelt, die Entwickelung und Anwendung von Kräften nöthig. Eine Hauptkraft ist das Geld, und es ist dieß der eigentliche Hebel, welcher alle übrigen Kräfte in Thätigkeit bringt. Um einen Ertrag schnell zu erlangen, bedarf es eines raschen und starken Eingreifens oder Handelns, fortgesetzt muß aber solches werden, wenn der Reinertrag sich vermehren und für die Dauer begründet werden soll. Nun aber gibt es zur Erreichung ir-

gend eines Endzweckes gewöhnlich mehrere Mittel. Die richtigsten und wirksamsten zu wählen, und mit der geringsten Menge derselben den beabsichtigten Erfolg hervorzubringen, das ist die Aufgabe für ein kluges und verständiges Verfahren. Je weniger Mittel man nun zur Begründung und Hervorbringung eines gewissen Reinertrages oder einer Rente bedarf, um so wohlfeiler hat man dieselbe erlangt. Zu dem Ende muß man denn, ehe man die zur Erreichung des vorhabenden Zweckes anzuwendenden Mittel gebraucht, genau erwägen, ob die Menge derselben sich vielleicht vermindern lasse, ohne daß jener Erreichung irgend ein Eintrag geschehe. Stellen wir die Sache nun ein wenig mehr objectiv dar. — Wenn ich in einer Oekonomie eine Verbesserung vornehmen will, in der Absicht, die Rente derselben zu erhöhen, so muß ich vor allen Dingen die zu diesen Verbesserungen erforderlichen Kosten in Anschlag bringen, und solche der zu erreichenden Rente gegenüberstellen. Ueberwöge die letztere nicht die erstere, so wäre das Unternehmen im eigentlichsten Sinne keine Verbesserung zu nennen, weil der letzte Endzweck einer solchen, nämlich die erhöhte Rente, nicht erreicht würde. Es versteht sich übrigens von selbst, wenn diese für die Dauer begründet wird, daß sie nicht als ein gewonnenes Capital, sondern als Zinse von einem solchen zu betrachten ist, wodurch ihre Höhe denn natürlicherweise vielfach steigt. — Alle diese Umstände hat eine kluge Finanzverwaltung sorgfältig zu erwägen und durch genaue Rechnung auszumitteln, ob es rathsam sey, Verbesserungen irgend einer Art vorzunehmen, und wenn dieß der Fall, solche so auszuführen, daß jederzeit die Ausgaben nicht allein gedeckt werden, sondern noch außerdem ein reichlicher Ueberschuß bleibe.

Es können aber auch Collisionen vorkommen, weil man nämlich auf mehrfache Weise den Reinertrag einer Oekonomie erhöhen kann. Die Wahl, wozu man in solchem Falle greifen solle, kann demjenigen, welcher wie ein umsichtiger und geübter Staatsmann das Ganze überschaut, nicht schwer werden. Reichen seine intensiven und extensiven Kräfte zu, um alle die sich zur Erhöhung der Rente bietenden Gelegenheiten und Vor-

theile zu benutzen, so wird er keinen auslassen und dabei die Genugthuung haben, daß er auf die schnellste Art sein Ziel erreicht, wodurch denn von selbst auch der größere Gewinn errungen wird. Wo aber jene Kräfte nicht ausreichen, da wird er jederzeit den Weg zuerst einschlagen, welcher ihm der sicherste und nächste dünkt. Dadurch aber, daß er den Gewinn auf diese Art im Anfange zwar nur theilweise erlangt, wird er dennoch in Stand gesetzt, allmählich auch die übrigen Vortheile zu erfassen, und er kommt in diesem Falle zwar später, wie im ersten, aber dennoch ans vorgesteckte Ziel.

Ich muß mich hier noch ein wenig weitläuftiger auslassen. Manche, sonst recht kluge Landwirthe halten mit eiserner Festigkeit an dem Gelde, welches sie einmal in ihrer Casse haben. „Ein Vogel in der Hand ist besser, wie zwei auf dem Dache,“ das ist ihr Wahlspruch. Es kann nun freilich in einer Menge von Fällen gut seyn, nach solchen Grundsätzen zu handeln, aber nicht allemal wird es den Gewinn bringen, den man hat, wenn man das Geld ausgibt, um es in größerer Menge wieder einzunehmen. Zuweilen kann gerade eine so strenge Sparsamkeit, als wofür man jenes Zurückhalten erklären will, für eine wahre Verschwendung gelten. Wer ein Capital, welches er sicher zu hohen Zinsen anlegen kann, im Kasten verschließt, der ist, trotz seines Geizes, welcher ihn eben das Capital verschließen heißt, ein Verschwender; denn er vergeudet große Summen, welche er alle Jahre zu seinem Capitale, wenn er es angelegt hätte, schlagen könnte. Ein Gleiches thut der Oekonom, welcher nichts auf die Verbesserung seines Gutes anlegen mag. Denn weil er dieß unterläßt, so bleiben die in ihm liegenden Kräfte todt, und der Gewinn, welchen sie, würden sie geweckt, bringen könnten, ist verloren oder vergeudet.

Trotz dem aber, daß ein solches Zurückhalten und Sparen da, wo es Verbesserungen gilt, als Verschwendung zu betrachten ist, kann man es dennoch in manchen Fällen nicht so geradezu tadeln. Denn es kann ja vorgekommen seyn, daß von allen gemachten Auslagen kein Erfolg bewirkt wurde, und

es hat in solchem Falle der Landwirth, welcher sein Geld zurückhält, doch wenigstens dieses sicher. Da bedarf es denn freilich eigener Ein- und Umsicht, um klar einzusehen, wo es rathsam sey, Geld auf Verbesserungen anzulegen, und wo nicht.

Aber auch ein Versplittern dieser Auslagen kann verursachen, daß sie entweder umsonst gemacht werden, oder doch wenigstens nicht den gewinnreichen Erfolg herbeiführen, den sie wohl könnten, wenn man sie zur rechten Zeit und in größerem Maße gemacht hätte.

Ist nun aber das erste Ziel erreicht, d. h. hat man seine ganze Oekonomie in einen Zustand von Vollkommenheit versetzt, und sie dadurch so gestellt, daß sie eine sichere und hohe Rente trägt, so muß eine kluge Finanzverwaltung darauf bedacht seyn, diesen Reinertrag nicht allein für die Zukunft zu sichern, sondern sie muß auch ununterbrochen dahin streben, ihn, so weit dieß möglich ist, zu erhöhen. Es ist eine schlechte und tadelnswerthe Staatswirthschaft, wenn man sich in derselben begnügt, das Budget nur stets so zu stellen, daß im besten Falle die Ausgabe von der Einnahme gedeckt ist, im schlimmsten aber alle Jahr ein Deficit entsteht, welches durch Anleihen ausgeglichen werden muß. Wer könnte es sich verhehlen, daß die Politik der Landwirthschaft, wollte sie sich bei der Finanzverwaltung die der Staaten zum Vorbilde nehmen, eben keinen glücklichen Griff thun würde. Zum Erschrecken sind die Zahlen, in welchen die Staatsschulden mancher Reiche sich aussprechen. Freilich haften für solche ganze Völker, aber auch deren Kräfte und Zahlungsfähigkeit haben ihre Gränzen, und es ist nicht abzusehen, wohin man am Ende kommen wird. Aber es gibt auch wohl Staaten, welche sich eine Oekonomie ohne Bedenken zum Muster nehmen kann, die durch unglückliche und drängende Zeitläufe in Schulden gestürzt wurden, die aber durch eine umsichtige, weise und loyale Finanzverwaltung in den Stand gesetzt sind, diese Schulden wiederum zu tilgen und die hierin die erfreulichsten Fortschritte machen. Auch eine Oekonomie kann in die Verlegenheit kommen, Schul-

den machen zu müssen, und wie wenige sind in unsrer Zeit, die sich nicht bereits in dieser Verlegenheit befinden. Dieß verdient aber weder ein großes Unglück genannt, noch mit bitterem Tadel belegt zu werden. Ich habe ja selbst weiter oben angerathen, daß der Landwirth von dem ihm offen stehenden Credit Gebrauch machen solle. Dieß muß er aber nur, um weise und gute Endzwecke zu erreichen. Er muß mit dem erborgten Gelde sich die Wege bahnen, auf denen er nicht allein dieses wieder gewinnen und zurückzahlen, sondern noch außerdem die Mittel erlangen kann, durch welche er sich einen dauernden Gewinn sichert.

Vorausgesetzt nun, daß der Landwirth so zu wirthschaften verstand, daß er den Reinertrag seines Gutes erhöht und diesen auch für die Zukunft gesichert hat, so ist alsdann das Erste, wornach er zu streben hat, die Bezahlung seiner Schulden. Thut er dieß, so befreit er sich nicht allein von dem drückenden Tribute der jährlichen Zinsen, sondern er begründet auch seinen Credit für die Folge und findet, wenn Unfälle ihn treffen, leicht Aufhülfe.

Zum Andern denkt der weise Oekonom an die Ersparung eines Nothpfennigs und an die Gründung eines baaren Fonds, der ihm in unvorhergesehenen Fällen aushilft und ihm die Mittel beut, jede nützliche Einrichtung und wahrhafte Verbesserung ins Werk zu setzen und seine Producte für die Zeit aufzusparen, wo sie einen höhern Werth haben als den, zu welchem er sie losschlagen muß, wenn er gezwungen ist, sie zu allen Zeiten und um jeden Preis zu verkaufen. Ein guter Rath dieser Art ist ganz besonders denjenigen Landwirthen zu geben, welche in frühern Zeiten von Noth und Verlegenheit gequält wurden, und denen die eintretenden günstigeren Umstände so ungewohnt sind, daß sie sich nicht recht darein finden können, die also, weil sie in früheren Bedrängnissen gewohnt waren, immer größere Ausgaben als Einnahmen zu haben, erst eine gewisse Uebung erlangen müssen, bis daß sie das wohlthätige Gefühl, mehr einzunehmen als auszugeben, mit

Ruhm

Ruhm ertragen lernen. Leichter und angenehmer ist freilich ein Uebergang dieser als einer der umgekehrten Art.

Wenn man alsdann sich einen Fonds gebildet hat, so ist zum Dritten zu empfehlen, daß man nicht, dem Geizhalse gleich, seine gesammelten Schätze im Kasten verschließe, sondern sie fruchtbringend anlege. Wo aber könnte man dieß wiederum zweckmäßiger thun, als wenn man den Fonds zum kräftigeren Betriebe der Oekonomie und zu großartigen Unternehmungen in derselben verwendet. Zwischen solchen und chimärischen Entwürfen findet ein großer Unterschied statt. Ich setze mit Recht bei dem vor Augen habenden Landwirthe voraus, daß er die Nützlichkeit seines Planes und die Gewißheit des Erfolges ziemlich sicher erkennt; weil er ja gerade durch diese Erkenntniß und durch viele Uebung in seinem Fach in den Stand gesetzt ward, sich einen Fonds zu bilden. Und bei solcher Erkenntniß, mit Einem Worte, bei so vollkommner Thätigkeit ist ihm das Gelingen alles dessen, was er beginnt, fast gesichert. Welcher Art solches seyn soll, das kann hier nicht namentlich bezeichnet werden, da durch Oertlichkeit und äußere Verhältnisse bedingt, mancherlei große Unternehmungen in einer Oekonomie sich machen lassen. So wie kleine Staaten, wo die Finanzen geregelt und die Cassen gefüllt sind, eine Bedeutung in der Politik erlangen, die ihnen nach ihrer Größe sonst gar nicht zukäme, und so wie in solchen Staaten Dinge durchgeführt werden, zu denen andern weit größeren die Kräfte fehlen, eben so kann dieß bei kleinen Oekonomien der Fall seyn, die wir als kleine Staaten des großen Verbandes, den die Landwirthschaft eines ganzen Landes bildet, betrachten, wenn sie jederzeit mit ausreichenden Geldmitteln versehen sind, um alles Zweckmäßige mit Kraft durchzusetzen.

Als Schlußsatz dieses Capitels ergibt sich: daß bei genauer Abwägung der Einnahmen und Ausgaben in einer Oekonomie jede Engherzigkeit und beschränkte Ansicht ausgeschlossen bleiben muß, und daß die größte Ausgabe nicht zu scheuen sey, wenn man versichert ist, durch dieselbe eine noch größere Einnahme herbeizuführen, daß aber eine Beschränkung der

Ausgaben, die man aus übel verstandener Sparsamkeit macht, zur Verschwendung wird, wenn man dadurch den sonst möglich zu erreichenden Gewinn verfehlt: wobei denn mit diesem zugleich auch noch die Ausgabe selbst verloren geht. Um aber jeder Täuschung zu entgehen und sich nicht mit eitlen Vorspiegelungen hinzuhalten, ist es nöthig, strenge Controle in seinen Ausgaben und Einnahmen zu halten und durch genaue Rechnung auszumitteln und darzuthun, wo und bei welchen Unternehmungen die Bilanz sich günstig oder ungünstig stellt. Wer hier im Dunkeln tappt, oder wer alles durch einander wirft, der kann sich selbst keine genügende Rechenschaft geben, welche von seinen Verbesserungen, Einrichtungen und Unternehmungen günstig ausschlug, und es theilen dann alle das Verdienst, was nur einzelnen gebührt; es müssen aber auch alle die Schuld des Mißlingens tragen, welche nur einzelne treffen sollte. Welche Folgen aber hieraus für die Zukunft erwachsen, das ist nicht schwer einzusehen. Man kann da keine richtige und glückliche Wahl treffen, weil man, wenn es sich darum handelt, dieß oder jenes aufzugeben oder fortzuführen, nicht weiß, welches das Einträgliche und welches das Nachtheilige sey.

Hinsichtlich einer zweckmäßigen Rechnungsführung läßt sich hier keine Anweisung geben, weil ich es stets nur mit dem, was im Allgemeinen in die Verwaltung der Oekonomie schlägt, zu thun habe, und von keinem der einzelnen Zweige einen speciellen Unterricht geben kann, welcher überdieß auch außer dem Plane des Werkes läge.

Zweiter Hauptabschnitt.

Die Landwirthschaft eines ganzen Landes ist als ein verbündeter Staat zu betrachten, welcher nur alsdann gedeihen kann, wenn unter seinen Gliedern (den einzelnen Oekonomen) Harmonie, d. i. Befolgung gleicher allgemeiner Grundsätze statt findet, und wenn sie alle dahin streben, ein gemeinsames Ziel zu erringen, welches darin besteht, jedem Einzelnen sein Gedeihen zu sichern, und Allen den höchst möglichen Gewinn zuzuführen. Er umfaßt die innere Politik.

Dieser zweite Hauptabschnitt führt mich in ein viel weiteres Feld, wie der erste. Hatte ich es in jenem mit den einzelnen Oekonomien zu thun, welche als isolirt dastehend betrachtet werden, so tritt hier die Landwirthschaft als ein großes Ganzes vor's Auge, und gibt mit der erweiterten Ansicht auch einen größern Umfang der abzuhandelnden Gegenstände, welche ihrer Ordnung gemäß in den nachfolgenden Capiteln abgehandelt werden sollen.

Erstes Capitel.

Richtiges Verhältniß des Acker-, Wiesen- und Forstgrundes in einem Lande.

Die Landwirthschaft hat vor allem Andern die Aufgabe zu lösen, der Bevölkerung eines Landes ihre Nahrungsmittel, und so weit es nur immer thunlich auch ihre übrigen Bedürfnisse, als: Bekleidung, Holz ꝛc. zu liefern. Denken wir uns ein Land ganz isolirt und außer aller Verbindung mit irgend einem andern, so müßte es, sollte die Bevölkerung in keiner Art gefährdet seyn, alle zum Leben erforderlichen Bedürfnisse gewähren, und, außer was etwa Jagd und Fischfang hiezu böten, alles erzeugen, was zur Ernährung, Bekleidung ꝛc. nöthig ist. Außer diesem aber hat das Zusammenleben der Menschen noch mancherlei andere Bedürfnisse, die in der Befriedigung des Hanges zum Vergnügen und zum Luxus liegen, erzeugt, welche ebenfalls zu stillen wären. Zu läugnen ist zwar nicht, daß die meisten Länder fast alles, was hiezu erforderlich ist, bieten, und daß aus den durch Gewerbe und Kunst umgewandelten ersten oder unmittelbaren Erzeugnissen des Landes Producte hergestellt werden können, welche den Ansprüchen des Vergnügens und Luxus genügen. Aber zuweilen ist solche Umwandlung mit vielen Schwierigkeiten und Kosten verknüpft, und es wird der dabei vorhabende Zweck mit Erzeugnissen anderer Länder leichter erreicht. Es haben daher auch alle Versuche, sich von andern Ländern völlig unabhängig zu machen, und sich ganz allein auf die Erzeugnisse des Vaterlandes zu beschränken, keinen günstigern Erfolg gehabt. Was jedoch darüber zu sagen ist, das muß verschoben bleiben bis zur Abhandlung des dritten Hauptabschnittes.

Beschäftigen wir uns nun hier insbesondere mit der Roherzeugung alles dessen, was zur Leibes-Nahrung und Nothdurft gehört. Um dieß sicher zu haben, d. h. um so viel erzeugen zu können, als die in einem Lande lebende Bevölkerung bedarf, theils um ihre eigenen Bedürfnisse zu befriedigen,

theils aber auch, um an andere Länder so viel abgeben zu können, als sie dem Werthe nach fremde im Vaterlande nicht zu erzeugende Producte bedarf, ich sage, um dafür gesichert zu seyn, muß ein bestimmtes Verhältniß zwischen den Ländereien, welche der Land-, und denen, welche der Forstwirthschaft überwiesen sind, statt finden. Es ist bekannt genug, daß das für den Menschen bewohnbare feste Land, wenn es nicht von ihm bewohnt wird, sich allmählich mit Wald besämt und bedeckt, und daß die erste Cultur, welche er überall, wo er sich ansiedelt, vorzunehmen hat, die Rodung des Waldes ist. Im Anfange hat dieser fast gar keinen positiven, sondern vielmehr einen negativen Werth: denn es kostet Mühe und Arbeit, ihn zu vertilgen. Wie nun aber alles in dem menschlichen Treiben, welches wir Welt nennen, erst dadurch, daß es seltener wird und Mühe kostet, ehe man es hat, Werth bekommt, so ist es auch mit dem Walde. Wird er in den urbar zu machenden Ländereien erst seltener, und gewährt er den sich ansiedelnden Menschen einen Theil von Producten, welche sie zur Befriedigung ihrer Lebensbedürfnisse nöthig haben, alsdann steigt sein Werth in doppelter Weise, nämlich einerseits nach Maßgabe der zunehmenden Menschenzahl, andererseits nach der Verminderung seiner Ausdehnung und der in ihr vorhandenen Holzbestände. So groß nun auch anfangs die Last war, welche er machte, so groß wird die Wohlthat, welche er gewährt, wenn die genannten beiden Bedingnisse zunehmen. Hierauf hat man nicht zu allen Zeiten genau genug geachtet, und dadurch ist man verleitet worden, in manchen Ländern die Wälder so stark zu lichten, daß man fast in Gefahr gerathen ist, nicht mehr den hinlänglichen Bedarf an Holz zu haben. Da nun auch die Landwirthschaft sowohl zum Brennen als zum Bauen eine Menge Holz bedarf; da auch außer diesem die Wälder noch mittelbar ihren unverkennbaren Einfluß auf die Landwirthschaft haben, so ist es in der Politik dieser eine Hauptfrage: wie das Verhältniß der Wald- zu der Acker- und Wiesenfläche seyn solle? —

Ich will, ehe ich mich in eine zur Statistik der Land-

wirthschaft nöthige und nützliche Berechnung dieses Gegenstandes einlasse, erst kurz angeben, worin der mittelbare Nutzen der Wälder, nämlich der Einfluß bestehe, den sie auf die Landwirthschaft äußern.

1) Gewähren sie den Aeckern und Wiesen Schutz gegen verheerende Wasserfluthen, verwüstende Stürme und gegen Hagelwetter. Es könnte paradox scheinen, daß ich behaupte, sie schützen vor verheerenden Wasserfluthen. Aber man denke nur an die Wälder auf Gebirgen. Wären diese nicht, so würden die Fluthen Unmassen von Erdschollen und Steingerölle mit sich führen, und diese auf die Felder und Wiesen bringen, und solche gänzlich zu Grunde richten. Gegen dergleichen Verheerungen schützen aber die Wälder, indem die Wurzeln der Bäume den Boden befestigen, so daß ihn das Wasser nicht mit fortnehmen kann. Außerdem verhindern dieselben auch das allzuschnelle Anwachsen der Gewässer, weil eine Menge des herabstürzenden Regens an den Aesten hängen bleibt, und von diesen nur allmählich auf die Erde träufelt.

Welchen Schutz aber die Wälder gegen Stürme gewähren, das ist bekannt genug. An ihnen bricht sich ihre Gewalt, und es ist bewiesen, um wie viel größer diese in Gegenden mit wenig Waldungen ist, gegen solche, die deren mehr haben. Stehen nun dieselben noch auf sandigen Strecken, so ist ihr Schutz noch um viel wohlthätiger; denn sie halten den vom Sturm aufgewühlten Sand von den Feldern ab, welcher diese ohne solchen Schutz ganz verschütten und völlig unbrauchbar machen würde. Zudem verhindern sie das Loswerden des Sandes auf den Revieren, die sie bedecken, wodurch denn das Fortwehen der verderblichen Massen des Flugsandes unendlich vermindert wird.

Aber auch gegen den Hagel schützen die Wälder augenscheinlich, und man hat hierüber Erfahrungen, welche gar keinen Zweifel mehr stattfinden lassen. So hat man z. B. die Beobachtung gemacht, daß da, wo große Waldstrecken gelichtet werden, sich Hagelwetter ausschütteten, die man seit undenklichen Zeiten nicht gekannt hatte; man hat gesehen, daß

Hagelwolken, welche auf ihrem Zug über eine Waldstrecke schwebten, sogleich in ihrer Verheerung aufhörten, und daß das hinter dem Walde liegende Land verschont blieb und statt Hagel fru tbaren Regen empfing.

2) Befördern Wälder die wohlthätigen Niederschläge der Luft. Es ist bekannt genug, in welchem Maße sie dieß thun, und wie sie hiedurch nicht allein bei anhaltender Dürre wohlthätig für die Landwirthschaft wirken, sondern wie sie auch zur Speisung und Sättigung der Quellen unglaublich viel beitragen und also den Wassermangel abwenden helfen. Man kann hier freilich einwenden, daß sie dagegen auch den ihnen ganz nahe liegenden Feldern diese wohlthätigen Niederschläge rauben, indem sie dieselben auffangen. Dieß sind aber stets nur schmale Streifen, welche mit dem Ganzen in gar keinen Vergleich treten können. — Wie nun aber, wenn die Waldungen allzu ausgedehnt sind, das Verhältniß solcher Streifen zum Ganzen zunimmt, so leuchtet daraus auch ein, daß allzu große Strecken derselben auch mittelbar und besonders noch bei nassen Jahren nachtheilig werden müssen, wie sie es unmittelbar schon sind, indem sie dem Ackerbau zu viel Land entziehen.

Auf dem Princip der beiden angegebenen mittelbaren Vortheile, welche die Wälder der Landwirthschaft gewähren, beruht das System der Schützung der Felder, welches man in England ziemlich allgemein befolgt, und auch für Deutschland schon empfohlen hat. In waldarmen Gegenden ist eine solche Schützung ohne alle Frage sehr nützlich und deßhalb auch dringend zu empfehlen. Wo aber noch Waldungen genug sind, da gewähren diese den erforderlichen Schutz, und die Anlagen von Hecken mitten durch die Felder hin, vermöge deren eigentlich der Schutz bewirkt werden soll, ist nicht allein überflüssig, sondern auch nachtheilig, indem sie der Vegetation auf den Feldern schaden und dabei noch mancherlei Ungeziefer hegen.

Ich gehe nun auf die unmittelbare Nützlichkeit und Nothwendigkeit der Wälder über, und werde daraus das ungefähre Verhältniß herleiten, in welchem ihre Fläche zu derjenigen stehen müsse, welche die Landwirthschaft einnimmt.

In Ländern, welche wenig anderes Brennmaterial als Holz haben, muß der Natur der Sache nach den Wäldern eine viel größere Landfläche eingeräumt werden, wie in andern, die mit Steinkohlen, Torf ꝛc. reichlich versehen sind. So z. B. hat England sehr geringe Waldstrecken, obgleich es für seine zahlreiche Bevölkerung und für seine ins Ungeheure gesteigerten Manufacturen und Fabriken eine Unmasse von Brennstoff nöthig hat. Ihm helfen seine unermeßlichen Steinkohlenlager aus. Deutschland hat deren auch in Menge, noch aber benutzt man sie nicht in ihrer ganzen Ausdehnung, weil die verhältnißmäßig ausgedehnten Waldungen noch Holz genug zum Brennen liefern, und weil dieß noch in den meisten Gegenden in einem Preise steht, welcher den der Steinkohlen so niedrig hält, daß kein übergroßer Gewinn zu deren Grabung sonderlich anreizt. Mit der steigenden Volkszahl nimmt indeß auch das Bedürfniß zu, und da dieselbe auch eine ungleich größere Menge von Ackerbauerzeugnissen bedarf, und somit diese in ihrem Werthe nothwendig allmählich immer mehr steigen werden, so wird der Wald nach und nach immer mehr von seinem Terrain an die Landwirthschaft abtreten müssen, wie er dieß schon zeither gethan hat. Dadurch nun, daß das Bedürfniß zu- und die Erzeugung abnimmt, muß das Holz im Werthe steigen, und es wird sich endlich ein gewisses Gleichgewicht zwischen der Land- und Waldwirthschaft herstellen, welches bis jetzt noch lange nicht bestand, wie ich bald überzeugend darthun werde. Freilich wird solches Steigen nicht allzurasch gehen, weil man als Ersatz die in der Erde liegenden Steinkohlen herausholen und dem Holze wie in England immer mehr surrogiren wird. Indeß bedarf eine vermehrte Volkszahl auch mehr Wohnungen und für diese tritt auch ein stärkerer Holzbedarf ein.

Ehe ich in Zahlen darstelle, wie das Verhältniß des Ackerbau- und Forstlandes gegen einander seyn müßte, wenn beides günstig stehen soll, muß ich erst beweisen, daß bis jetzt die Rente der Forstländereien ungleich niedriger stand, wie vom Ackerlande.

Wenn das Land von vorzüglicher Güte ist: so wächs't auf demselben, wenn es mit Wald bestanden und gut gehalten ist, alle Jahr auf einem preußischen Morgen von 180 □ Ruthen ¾ Klafter Holz. Nach den Preisen, welche das Holz hat, richtet sich nun die Rente. Stellen wir den Werth einer Klafter, nach Abzug des Schlagelohns, auf 2 Thlr., so trägt der Morgen jährlich 1½ Thlr., und diese als Zinsen von einem Capitale zu 5% gerechnet, geben den Morgen zu dem Preise von 30 Thlrn. an. Dabei ist aber zu bedenken, daß 2 Thlr. exclusive Schlagelohn, schon ein ziemlich hoher Preis vom Holze sind, den es in vielen besonders holzreichen Gegenden nicht hat, und daß man 30 Thlr. für einen Morgen des besten Ackerlandes für sehr gering achten muß. Diesen aber hat er nur alsdann, wenn man eine ganz systematisch bewirthschaftete Waldfläche hat, in welcher alle Jahre regelmäßig jene Rente so eingeht, daß jeder Morgen derselben mit dem Werthe von ¾ Klafter Holz gedeckt ist. In Wirklichkeit denke man sich die Sache so: es sey die Waldfläche in 80 Schläge getheilt, wovon alle Jahre einer zur Holzung (Nutzung) kommt. Dieser betrage 10 Morgen und der Morgen gebe 60 Klafter Holz (was aufs Jahr ¾ Klafter Zuwachs gibt, weil immer in 80 Jahren abgeholzt wird); die Klafter zu 2 Thlr. bringt von allen 800 Morgen 600 Klafter und in Geld 1200 Thlr., was auf den einzelnen Morgen 1½ Thlr. gibt. — Wollen wir aber ganz genau rechnen, so müssen wir uns das Land ohne Wald denken und diesen erst anbauen lassen. Wächs't nun gleich per Morgen alle Jahr ¾ Klafter Holz zu, so tritt doch die Nutzung desselben erst in 80 Jahren ein, und wir haben bis dahin die ausbleibenden Zinsen zu berechnen. Freilich kommt nach Verlauf der 80 Jahre auch die ganze Fläche auf Einmal zur Benutzung; dieß aber deckt, da auch alle 80 Morgen bis dahin nichts brachten, keineswegs den Nachtheil. Die Rechnung wird in diesem Falle folgende. Der Werth des Landes sey wie oben 30 Thlr. auf den Morgen. Diese auf 80 Jahr zu verzinsen, erhöht, Interes-

sen auf Interessen gerechnet, das Capital alle fünfzehn Jahre (wenn wir die Brüche weglassen) ins Doppelte. Dieß geschieht 5mal. Das erstemal wird es daher 60 Thlr., das zweitemal 120 Thlr., das drittemal 240, das viertemal 400 und das fünftemal 960 Thlr. Dieß aber ist eine Summe, welche achtmal so hoch ist, als die Nutzung in den 80 Jahren.

Nehmen wir nun auch an, daß Holz, auf solchem Boden gewachsen, in 80 Jahren große und zum Bauen taugliche Stämme gibt, und daß es in diesem Fall um die Hälfte mehr werth wäre, so erleidet dennoch derjenige, welcher dergleichen Land zur Waldnutzung verwendet, einen sehr großen Schaden, woraus denn von selbst folgt, daß nur solche Grundstücke, deren geringe Qualität zum Ackerbau nicht sonderlich lohnt, und die auch, wenn sie als Weideländereien benutzt werden, keine hohe Rente tragen, zum Waldbau zu verwenden sind, wenn man diesen ohne directen Schaden betreiben will. Setzen wir demnach den Fall, man wähle hiezu Grundstücke, von welchen der Morgen aufs höchste 5 Thlr. Werth habe, und daß derselbe in 100 Jahren einen Holzwuchs bringt, welcher 50 Klafter vom Morgen liefert, so würde der ganze Holzwerth 100 Thlr. betragen. Da sich nun aber das Grundcapital, wenn Zinsen auf Zinsen zu 5% gerechnet werden, in diesem Zeitraume siebenmal verdoppelte, so stiege es von 5 Thlr. auf 640 Thlr. und es wäre sonach wiederum ein Schaden von 540 Thlrn. Diesem zufolge könnte man nur Land vom allergeringsten Werthe zum Waldbau verwenden, welches der Morgen noch nicht volle 2 Thlr. zu schätzen wäre, wenn man nicht Schaden dabei haben wollte.

Ein Anderes ist es freilich mit Laubholz, besonders wenn man dasselbe als sogenanntes Strauchholz benutzt. Ich sehe jedoch von dieser Art Forstwirthschaft, weil sie nicht bedeutend ist, ab.

Es mindert sich aber der eben berechnete Verlust eini-

germaßen durch die Nebennutzungen, die man in der Zeit, welche das Holz zur Vollendung seines Wachsthums bedarf, von dem Lande ziehen kann.

Zunächst ist es die Waldweide, die man, ohne dem Holze Schaden zu thun, benutzen kann. Diese kann jedoch nicht früher beginnen, als bis das Holz die Höhe hat, daß dessen Wipfel nicht mehr vom Vieh erreicht und benagt werden können, welches ungefähr 15 Jahre nach der Anpflanzung stattfindet. Ich habe hier nämlich immer Nadelholz in Gedanken. Eine solche Weide würde aber von wenigem Belang seyn, wenn man das Gebüsch ganz seiner Natur nach, d. h. in einer übermäßigen Dichtheit aufwachsen ließe. Dagegen nun wendet man das Mittel der Durchforstung an. Herr Emil André, welcher dieses System zuerst bekannt machte, hat sich damit ein großes Verdienst um die Forst- und Landwirthschaft erworben. Demselben zufolge werden alle unnütz aufschießenden Baumstämmchen herausgehauen und dieß in gewissen Zeiträumen wiederholt. Die erste Durchforstung wird vorgenommen, wenn das Gebüsch ungefähr Mannshöhe hat, welches so ziemlich im zehnten Jahre nach seiner Anpflanzung der Fall ist. Bei dieser ersten Durchforstung werden die Zwischenräume zwischen den stehenbleibenden Bäumchen ungefähr 2 Fuß gelassen. Bei der zweiten, die ungefähr 10 Jahre später vorgenommen wird, doppelt so weit; bei der dritten, mit welcher man wohl wieder 15 — 20 Jahre zögern kann, auf eine Klafter, und bei der vierten und letzten auf zwei Klafter Entfernung. Diese letzte erfolgt erst ungefähr 15 — 20 Jahre vor der gänzlichen Abholzung. Es versteht sich bei dieser Methode von selbst, daß das stärkere oder schwächere Wachsthum der Bäume die Zeiträume der Durchforstung näher oder entfernter rückt.

Man hat das System hie und da angefochten, und es gar nicht als probehaltig finden wollen. Dieß kann aber wohl lediglich auf Mißverständniß verkehrter Anwendung oder bösem Willen beruht haben. Denn die beste Probe besteht es

schon in der oben angeführten Berechnung. Wenn dort, wo eine solche Durchforstung nicht angenommen war, der Waldbau einem Lande den größten Verlust bringt, und nur in höchst seltenen Fällen ohne Schaden betrieben werden kann, so ändert die Durchforstung die Sache wesentlich. Lassen wir auch gelten, daß die erste kaum die Arbeitskosten deckt, so gibt die zweite schon ein günstiges Facit. Denn bei dieser kann man, wenn der Boden nur ein wenig Triebkraft hat, schon auf 3 — 4 Klafter Holz vom Morgen rechnen. Solches Holz hat freilich, wegen seiner Schwäche nur ⅔ des Werthes vom ausgewachsenen, und es sind nach dem oben angenommenen Preise 3 Klafter werth 4 Rthlr. Diese kommen dann in Abzug von dem zweiten Capitalumlaufe. Damit ist es aber noch nicht abgethan. Denn es gewähren durchforstete Waldstrecken, wie ich schon bemerkte, eine gute Viehweide. Wir rechnen diese vom 15ten bis zum 50sten Jahre (nach welcher Zeit sie wegen der Höhe der Bäume wenig mehr ausgibt). Der Morgen kann dadurch leicht jährlich 1 — 2 Rthlr. Nutzung gewähren, und es verzins't sonach solche Weide das Grundcapital während der Zeit, daß sie zu benutzen geht. Von 40 Jahren an gibt die dritte und vierte Durchforstung vom Morgen jedesmal wenigstens 15 Klafter Holz, welches à 2 Rthlr. den größten Theil des bis dahin aufgelaufenen Capitalwerthes des Grundes und Bodens tilgt, zumal sich dieser, da von 15 Jahren an derselbe durch die Viehweide verzinset wurde, gar nicht so hoch summirt, als es der Fall ist, wenn der Wald bis zu seiner Abholzung ohne alle Nutzung bleibt. Sonach ist dann in dem Systeme der Durchforstung das Mittel gefunden, den Schaden, welcher ohne dasselbe, fast jede Waldwirthschaft dem Lande mittelbar verursacht, zu beseitigen.

Nun frägt es sich aber, ob auch mit solcher Durchforstung nicht der Holzertrag geschmälert wird, d. h. ob nicht die Anticipation des Holzes, welches die Durchforstung gibt, den Ertrag bei'm Abtriebe schmälert. Gesetzt, dieß wäre der Fall, so wäre dabei immer noch Gewinn, weil ein Theil des Capitals früher eingeht, mithin von diesem keine Zinsen mehr

zu berechnen sind. Aber es ist solches keine Anticipation, sondern ein reiner Gewinn. Denn es geben die durchforsteten Waldstrecken eine eben so große, fast noch größere Menge und in jedem Falle viel besseres Holz, als die undurchforsteten.

Ist nun der sonst völlig begründete Einwand, daß eine ausgedehnte Waldwirthschaft nur zum Nachtheil eines Landes getrieben werden könne, widerlegt, so komme ich jetzt zu der Berechnung, wie das Verhältniß der Flächen, welche dem Waldbau zu widmen sind, zu dem des Areals stehen müsse, welches der Landwirthschaft bestimmt ist, um ein richtiges und dem Nationalwohle günstiges genannt zu werden.

Bleiben wir dabei stehen, daß man den Waldungen nur diejenigen Ländereien einräumt und läßt, welche der Landwirthschaft nicht gerade sonderlich günstig sind, und daß auf solchen durchschnittlich in 100 Jahren vom preußischen Morgen ($^{81}/_{180}$ niederösterreichische Joch, oder auch ungefähr $^{5}/_{6}$ würtembergische Morgen) 50 Klafter Holz (also jedes Jahr $^{1}/_{2}$ Klafter) wachsen. Soll nun ausgemittelt werden, wie viel eine bestimmte Volkszahl Holz zu ihrem Bedarf nöthig hat, so ist dieß allerdings mit manchen Schwierigkeiten verknüpft. Man muß dabei die Bevölkerung in Familien eintheilen. Auf jede derselben durchschnittlich (incl. Dienstboten) fünf Individuen gerechnet, dürfte der Wahrheit wohl am nächsten kommen. Jede Familie bildet eine sogenannte Haushaltung, und für jede solche ist das Minimum des Holzbedarfes wohl alljährlich nicht unter $3^{3}/_{4}$ Klafter Holz anzunehmen. Hiezu tritt nun aber noch das benöthigte Bauholz und der für Manufacturen und Fabriken erforderliche Bedarf von Brennstoff. Beides Letztere dürfte jedoch beinahe dadurch gedeckt seyn, daß unter den zu berechnenden Familien eine große Menge sind, welche fast gar kein Holz kaufen, und die sich theils durch die Gerechtsame des Holzlesens, theils auf unerlaubtem Weg ihren Bedarf verschaffen. Beides liegt außerhalb des berechneten Ertrages, und die Wälder bringen dasselbe über diesen.

Von andern Brennstoffen sehen wir einstweilen gänzlich ab, und weisen hier den ganzen Bedarf auf die Waldungen. *)

Nun sey die Bevölkerung 4000 Seelen auf die deutsche Quadratmeile, und es bedarf also dieselbe jährlich 3000 Klafter Holz, welches zu seiner steten Reproduction eine Fläche von 6000 Morgen nach obigem Satze nöthig hat. Eine Quadratmeile enthält zu 2000 Quadrat-Ruthen Länge und eben so viel Breite gerechnet 4,000,000 Ruthen. Da nun jeder Morgen 180 Quadrat-Ruthen hät, so gibt dieß 22,222²/₉ Morgen, und es betrüge sonach der dem Waldbau zu überlassende Theil ungefähr ³/₁₁ des ganzen ländlichen Areals. Ziehen wir diese für die Holzerzeugung bestimmten 6000 Morgen vom Ganzen ab, so bleiben 16,222²/₉ Morgen für die Landwirthschaft übrig, wenn diese Fläche nicht noch eine Menge Abzüge zu erleiden hätte. Denn es gehen davon noch ab: alle Straßen und Wege, die Betten der Ströme, Flüsse und Bäche, Seen und Teiche; alle Plätze für Städte, Dörfer und Gebäude aller Art, Graben und Unland ꝛc. Alles dieß zusammen genommen kann nach einer sehr mäßigen Annahme wohl wenigstens mit 2000 Morgen berechnet werden, so daß also der Landwirthschaft in Wirklichkeit 14,222²/₉ Morgen überblieben.

Gehen wir nun nach Ermittelung der für den Waldbau nöthigen Fläche zu dieser der Landwirthschaft verbliebenen über, damit wir auch hier durch Berechnung finden, ob auch jene Bevölkerung von 4000 Seelen auf die Quadratmeile für ihre Subsistenz gesichert sey. Wir wollen der Leichtigkeit der Rechnung wegen die 22²/₉ Morgen weglassen oder sie mit zum Unlande schlagen. Von den 14,200 Morgen müssen wir jedoch zuvor noch 500 Morgen zum Anbau von Gemüse u. dgl.

*) Bei dieser Berechnung sind die Verhältnisse von Deutschland berücksichtigt. Wenn nun da im südlichen Theile der Holzbedarf vielleicht eine Kleinigkeit unter den angegebenen Sätzen stehen sollte, so wird er im nördlichen wohl wieder um so höher seyn.

abziehen, so daß für das Getreide und das nöthige Viehfutter 13,700 Morgen bleiben. Für letzteres haben wir zuvörderst die Wiesen abzuziehen, und man wird wenig fehlgehen, wenn man diese auf ⅛ der für die Landwirthschaft verbliebenen Fläche, d. i. 1712½ Morgen rechnet, so daß nun auf den Ackerbau 11,987½ Morgen kommen. — Nach der Dreifelderwirthschaft würden hievon ⅔, d. i. 7991⅔ Morgen alljährlich angebaut, und ⅓ bliebe als Brache, die zu Weide und Viehfutter benutzt wird. Da dieses System durchschnittlich immer noch das herrschende ist, so behalten wir es einstweilen auch noch als Basis unsrer Berechnung.

Nun wollen wir zuvor erst rückwärts den Bedarf der Bevölkerung ausrechnen, und alsdann sehen, ob dieser bei 4000 Seelen auf die Quadratmeile in allen Fällen gedeckt sey. Nach einem Satze, der sich auf Erfahrung stützt, bedarf jeder Mensch durchschnittlich (das heißt junge und alte, kranke und gesunde gerechnet) jährlich ungefähr 4 Ct. Gewicht an Getreide aller Art, wobei Brod, sogenannte Kuchelspeise, Bier u. s. w. mit eingeschlossen ist. Es bedarf daher die Bevölkerung zu 4000 auf die Quadratmeile 16,000 Ct., was etwa 20,000 preußische Schäffel ausmacht, wenn wir den Schäffel zu ungefähr ⅘ Ct. durchschnittlich, nämlich von Weizen, Roggen und Gerste annehmen.

Bei der Dreifelderwirthschaft kommen, wie schon bemerkt, ⅔ der Ackerfläche zum Anbau, und von diesen kommt wieder die eine Hälfte zur Winter- und die andere zur Sommerfrucht. Von letzterer sind ⅗ als Hafer und ⅖ als Sommerweizen, Sommerroggen und Gerste anzurechnen. Der Hafer wird völlig von den Pferden, die bei der Landwirthschaft gebraucht, und von denen, die anderwärtig im ganzen Lande gehalten werden, aufgezehrt. Dieser scheidet also bei der Consumtion aus. Es bleibt demnach für die Erzeugung der menschlichen Nahrungsmittel die eine Hälfte von den obigen 7991 Morgen mit 3995⅚ Morgen, und von den andern ⅖ mit 1598⅓ Morgen, zusammen also 5594⅙ Morgen, welche die angeführten 20,000 Schäffel Getreide tragen müssen, was unge-

fähr 3½ Schfl. vom Morgen über die Einsaat ausmacht. Nehmen wir nun diese durchschnittlich zu 1¼ Schfl. auf den Morgen an, so dürfte der Bruttoertrag noch nicht auf volle 4 Korn steigen, um den hier berechneten Bedarf zu decken. Hieraus ist denn klar, daß auch ein nur mittelmäßiges Land, wenn es gut cultivirt ist, und seine ganze Fläche zweckmäßig angebaut und benutzt wird, die bis jetzt noch immer als sehr zahlreich geltende Bevölkerung von 4000 Menschen auf die Quadratmeile ernähren kann.

Verfolgen wir jetzt diese Rechnung weiter, und dehnen sie auf das zur Subsistenz der gedachten Bevölkerung nöthige Vieh aus. Die erforderlichen Pferde sind zum Theil schon in der vorigen Rechnung als befriedigt, wenigstens hinsichtlich des Körnerfutters, aufgestellt, indem der in der Oekonomie erbaute Hafer für sie in Anspruch genommen wurde. Für Heu aber muß denselben ein Theil der Wiesenfläche überwiesen werden. Zur Ackerbestellung ist auf 30 Morgen 1 Pferd erforderlich, was auf die dem Ackerbau zufallenden 12,330 Morgen zusammen 411 Pferde ausmacht. Ziehen wir jedoch von dieser Summe das ab, was mit Ochsen und Kühen bestellt wird, so kommt davon beinahe so viel heraus, als was die anderwärtig (beim Fuhrwerk und Luxus) zu ernährenden Pferde erfordern. Jedenfalls werden wir wenig fehl schließen, wenn wir die ganze Summe dieser Thiere auf die Quadratmeile zu 500 Stück schätzen. Diese nun bedürfen an Heu das Stück täglich nicht mehr als 6 Pfd. schwer Gewicht, (weil den Ackerpferden eine Menge Spreu, Kaff ꝛc. als Surrogat gefüttert wird), was jährlich 2190 Pfd. oder den Ct. = zu 100 Pfd. 21 Ct. 90 Pf. beträgt. Hiernach berechnet sich denn der ganze Bedarf auf 10,950 Ct. Heu.

Wie groß muß nun die Wiesenfläche seyn, welche dieses Heu trägt? — Hier kommt es freilich sehr auf die Qualität derselben an. Denn es gibt deren, welche jährlich auf den Morgen 20 Ct. bringen, und Andere, die kaum 3 Ct. tragen, und meistentheils sind der schlechten mehr als der guten. Bei der geringen Cultur, in welcher bis jetzt die Wiesen gehalten

halten wurden, sind 8 Ct. Heu als Durchschnittsertrag keine zu niedrige Annahme. Mithin sind zur Erzeugung der eben berechneten 10,950 Ct. Heu für die Pferde 1368¾ Morgen Wiesen erforderlich. Diese müssen von der oben angegebenen Wiesenfläche von 1712½ Morgen abgezogen werden, so daß also nur 343¾ Morgen für das Nutzvieh übrig bleiben, und dieses mithin in Anschlag seiner Ernährung fast ganz an den Acker gewiesen ist. Es gibt freilich wohl Gegenden, wo das Verhältniß der Wiesen günstiger steht, und vielleicht ⅕, wohl auch bis zu ¼, des ganzen Landbau-Areals betragen kann. In solchem Fall aber vermindert sich wieder die Ackerfläche, und es muß diese, um das hinlängliche Getreide für die Menschen hervorzubringen, einen höhern, als den angegebenen Ertrag liefern, was wohl, bei nur mittlerer Güte, sehr leicht möglich ist.

Wir setzen aber unsre Rechnung auf der genommenen Basis fort, und stehen jetzt bei dem Punkte des Nutzviehes. — Wie viel Kühe erforderlich seyn möchten, um für 4000 Menschen die nöthige Milch, Butter und Käse zu liefern, würde eben so gut aufzufinden seyn, als das, was diese Volkszahl alljährlich an Fleisch bedarf. Wir wollen hier aber nur dieses letztere ausmitteln, und können dabei als ganz sicher voraussetzen, daß das Land, welches sich sein Schlachtvieh selbst erzieht, auch in seiner nicht unbedeutenden Rindviehzucht so viele Kühe halten muß und wird, um den Milch-, Käse- und Butterbedarf zu decken.

Die Fleischverzehrung ist freilich in allen Ländern verschieden. Denn es hängt ihre Vermehrung und Verminderung von den zwei Umständen, dem Fleischpreis und der Wohlhabenheit der Einwohner ab. Nehmen wir jedoch ein gewisses Mittel an, so können wir die Fleischverzehrung durchschnittlich auf 50 Pfd. per Kopf rechnen. Ich weiß sehr wohl, daß sie in sehr vielen Ländern dieß nicht erreicht, aber es handelt sich bei meiner Berechnung darum, darzuthun, wie viele Menschen sich auf einer Quadratmeile gut und hinlänglich nähren, und nicht darum, wie sie sich kümmerlich

durchhelfen können. Bei dem Bedarf von 50 Pf. per Kopf haben 4000 Menschen jährlich nöthig in Summe 200,000 Pfd. Davon soll die eine Hälfte durch die Rindviehzucht, und die andere durch die Schaf- und Schweinezucht geliefert werden.

Jedes ausgewachsene, für die Schlachtbank gelieferte Rind können wir durchschnittlich auf 300 Pfd. Fleischgewicht rechnen (stets vorausgesetzt, daß es eine gut geführte Landwirthschaft liefert, wo es denn nicht verkümmert seyn kann). Es wären demnach zu 100,000 Pfd. als der Hälfte des Fleischbedarfs erforderlich 333⅓ Stück, wenn nicht ein Theil dieses Fleisches durch die geschlachteten Kälber geliefert würde. Wäre dieß der fünfte Theil, d. i. 20,000 Pfd., und schätzte man jedes Kalb auf 40 Pf. Fleischgewicht, so müßten jährlich 500 Kälber und 267 Stück Großvieh zur Schlachtbank geliefert werden. Sonach müßte die jährliche Vermehrung 768 Stück beim Rindvieh betragen, um den Stand stets vollzählig zu erhalten, und dabei ohne Anstand jene Zahl abzugeben. Dazu aber tritt noch der Umstand, daß, wie bald genauer angegeben werden wird, noch ein Theil des Großviehes durch Kalbinnen ersetzt wird, und daß von diesen 60 Stück nur zur Hälfte berechnet werden, wodurch dann die Vermehrung um 30 Stück größer seyn muß. Um jährlich 798 gesunde Kälber zu bekommen, müssen wenigstens 1200 Kühe gehalten werden. Diese dürfen nicht älter als acht Jahre werden, und es wird folglich alle Jahre der achte Theil abgegeben, was 150 Stück beträgt, die auf die Lieferung der 267 Stück Großvieh kommen, wornach denn noch 117 Stück fehlen, welche theils als Ochsen, theils als zum Aufzuge zu Nutzkühen untaugliche Kalben (Fersen) aufzustellen sind. Rechnen wir von letztern immer zwei Häupter auf ein Stück Großvieh, und nehmen wir deren im Ganzen jährlich 60 Stück an, die dann als 30 große Stücke in Anrechnung kommen, so hat die Landwirthschaft noch 87 Ochsen alljährlich zu liefern, um den angegebenen Bedarf an Rindfleisch zu gewähren. Nun ist aber ein Ochse mit fünf Jahren als völlig ausgewachsen und zur Mast geeig-

net, alsdann mit sechs Jahren zum Schlachten tauglich zu betrachten. Sonach wird alle Jahre der sechste Theil hinzu geliefert, und da dieser 87 Stück betragen muß, so müssen 522 Stück Ochsen auf einer Quadratmeile gehalten werden. Sonach beträgt die ganze Rinderzahl 1200 Kühe, bei welchen allezeit ¼ Jungvieh gehalten werden muß, wenn man stets seinen Bestand vollzählig erhalten will. Dieses Viertheil macht 300 Stück, welche, da sie von dem Alter von 1 — 3 Jahren sind, drei für ein Stück gerechnet werden können, und als 100 Stück Großvieh in Rechnung kommen, so daß der Kuhbestand 1300 Stück beträgt. Hierzu denn noch 522 Stück Ochsen, welche aber in dem Lebensalter von 1 — 6 Jahren stehen, und wovon füglich die eine Hälfte mit 261 Stück als Jungvieh zu betrachten ist, so daß also nur 261 Stück, nämlich die eine Hälfte als voll, und die andere eben so große als halb mit 131 Stück zu berechnen ist, was denn 393 Stück gibt, und wodurch sich die ganze Summe auf 1693 Stück Großvieh stellte.

Die Ausmittelung des Futterbedarfs für dieses Vieh ist folgende:

Ein großes Rind bedarf täglich zu seiner Ernährung 20 Pf. trockenes Futter an Heu oder so viel andere Nahrungsmittel als wie diese 20 Pf. ersetzen. Es bedürfen daher die 1693 Stück täglich 33,860 Pf. und im Jahre 12,358,900 Pf., oder, den Ct. zu 100 Pf. gerechnet = 123,589 Ct. Für diesen Bedarf haben wir nun nur noch 343¾ Morgen Wiesen, welche à acht Ct. gewähren = 2750 Ctr. Folglich fehlen schon für das Rindvieh 120,839 Ct., diese nun werden auf folgende Art ersetzt.

1) Die Winterfütterung auf sieben Monate wird zur Hälfte von dem erzeugten Stroh bestritten, und die Sommerfütterung zur Hälfte von der Brach- und Stoppelweide und dadurch, daß man von frischem Grünfutter nicht das volle Quantum bedarf, als welches zur Gewinnung von 20 Pf. trocknem Heu erforderlich ist. Sonach reducirt sich der ganze Bedarf anstatt auf 123,589 Ct. nur auf 61,794½ Ct.,

und es fehlen, wenn wir hievon die 2750 Ct. Wiesenheu abziehen, noch 59,044½ Ct. Dieser Bedarf nun muß auf den Aeckern gewonnen werden. Wir verwenden dazu die Hälfte an Kartoffeln, und die Hälfte an Kleeheu. Da man die ersteren dem Gewichte nach ziemlich sicher auf den Nahrungsgehalt des halben Heues rechnet, so bedürfen wir gerade als Hälfte des fehlenden Futters das Quantum von 59,044½ Ct. Um an Gewicht so viel Kartoffeln zu erbauen, sind erforderlich, den Morgen zu 70 Ct. Ertrag über die Aussaat gerechnet, = 843½ Morgen. Das Heu wird durch den Kleebau gewonnen, und es gibt der Morgen, wenn er nur einigermaßen gut bestanden ist, in zwei Schnitten 20 Ct. Um also die Hälfte von 59,044½ Ct., d. i. 29,522¼ Ct. aufzubringen, bedarf es 1476⅕ Morgen. Nach alledem gibt also das Ackerland eine Fläche von 2319⅝ Morgen zu Futter für das Rindvieh ab. Da nun die ganze Brache nur, wie weiter oben berechnet war, 3995⅚ Morgen beträgt, so bleiben von demselben nur 1676 Morgen übrig, die fast ganz zur Sommerweide aufgehen würden. *)

Nun aber soll die Landwirthschaft ja noch die nöthigen Schafe und Schweine ernähren. Ich will die Rechnung auf diese gar nicht mehr aufstellen, da bereits jetzt schon klar ist, wie schwierig es sey, eine starke Fleischconsumtion in einem Lande, welches stark bevölkert ist, zu decken, ohne daß man dabei in Gefahr geräth, den Getreidebau dermaßen beschränken zu müssen, daß man dessen nicht mehr für alle Fälle genug erzeugt. Freilich nimmt bei einer so überaus starken Viehhaltung die Düngererzeugung ungeheuer zu, und es ist alsdann gar nicht zu viel angenommen, daß dadurch der Ertrag der

---

*) Ich weiß sehr wohl, daß meine hier aufgestellten Sätze nicht überall mit denen übereinstimmen, welche Andere vor mir hierüber angegeben haben. Ich habe aber meinen eigenen Weg verfolgt und mich dabei auf meine Erfahrungen verlassen. Auch ist es gut, wenn mehrere dergleichen Aufstellungen stattfinden, weil alsdann das Mtttel aller solcher Sätze der allgemeinen Wahrheit immer näher rückt.

Aecker mehr denn doppelt so hoch steigen kann, als wie er oben berechnet war, so daß die Hälfte der Ackerfläche, welche man sonst zum Getreideanbau verwendet, der Erzeugung von Viehfutter gewidmet werden kann, wodurch denn die Sache wieder ins Gleichgewicht tritt. Nur geräth man, bei so hoch gestellten Verhältnissen, immer sehr schnell in Gefahr, Noth und Mangel zu haben. Das Beispiel vom Ganzen liefert England. Es hat ziemlich die von mir angenommene Bevölkerung, verzehrt durchschnittlich fast so viel Fleisch, als ich angegeben habe, und erzieht dennoch sein Schlachtvieh selbst, erbaut auch in guten Jahren seinen Getreidebedarf. Nur wird es durch Mißwachsjahre, gegen welche keine Kunst und kein noch so verständiger Betrieb schützen kann, immer sehr schnell in Mangel versetzt und vom Ausland abhängig.

Stellen wir aber den Fleischbedarf auf die Hälfte (wie er leider in Deutschland noch kaum steht), so gewinnen wir auch augenblicklich die Hälfte des für das Rindvieh berechneten Futterquantums, welches wir alsdann zur Ernährung der Schafe und Schweine bestimmen können, und wodurch unser gegenwärtiger Stand der Landwirthschaft so ziemlich treu dargestellt wird. Ein Land aber befindet sich allezeit alsdann am besten, wenn die vegetabilische Nahrung seiner Bevölkerung nicht fast sein einziges Subsistenzmittel ausmacht, und wenn im Gegentheil die Fleischverzehrung stark genannt werden kann. Denn je höher die Viehzucht quantitativ und qualitativ steigt, um so mehr gewinnt die Landwirthschaft Reichthum und Kraft, und um so sicherer besteht sie alsdann alle Stürme. Dieß ist ein Satz, der oft genug aufgestellt, aber weder von den Landwirthen noch von den Staatsverwaltungen so beachtet wird, wie er es seyn sollte.

Untersuchen wir nun einmal, welche Hülfsmittel der deutschen Landwirthschaft zunächst, und dann der in einer Menge anderer Länder zu Gebote stehen, durch deren Anwendung sie sich wohl auf den Standpunkt heben kann, wo sie leicht in Stand gesetzt würde, für eine so starke Viehhaltung

wie ich sie zur Deckung einer Fleischportion von 50 Pf. jährlich für jeden Kopf berechnet habe, Futter zu gewinnen.

Zuvörderst liegt eines dieser Mittel in einem zweckmäßigeren Betriebe des ganzen Landbaues. Ohne dem Systeme des Fruchtwechsels eine Lobrede halten zu wollen, führt es doch, bei verständiger und zweckmäßiger Anwendung zu einer ungleich reichlicheren Production, wie das der Dreifelder. Nur muß diese steigende Productionskraft so geleitet und zu Erzeugnissen verwandt werden, daß in dem Ganzen der Landwirthschaft dadurch eine heilsame Thätigkeit und gewinnreiche Umwandlung entstehe. Es bringt dieß System, als allgemein anerkannt, ein weit größeres Futterquantum wie die Dreifelderwirthschaft, und somit gewährt es die Mittel zu einer stärkern Viehhaltung und vermehrten Dünger-Erzeugung. So bietet es dann eine feste und sichere Basis, auf welcher sich ein größeres Gebäude aufführen läßt. Nur mit Verstand muß solches gebaut werden, damit es in allen Theilen seinem Zweck entspreche und so den höchsten Gewinn trage.

Zum Zweiten müssen wir unsern Wiesen mehr Fleiß und Aufmerksamkeit wie bisher schenken. Ich habe den Ertrag derselben vom Morgen zu 8 Ct. angenommen, und er wird leider noch nicht einmal in allen Gegenden durchschnittlich erreicht, obgleich er an den meisten Orten 12 — 15 Ct. seyn könnte. Durch diese Versaumseligung geht der Landwirthschaft ein ungeheures Capital verloren. Denn die Kosten der Verbesserung der Wiesen, um sie aus dem niedrigen Ertrage zu einem höhern zu bringen, sind mitunter so gering, daß sie kaum den zehnten Theil des zu erreichen möglichen Gewinns austragen. Entsumpfung und Bewässerung, Verjüngung durch Schröpfen und Erdeaufstreuen, Düngung mit Compost, Dünger, Asche, Gülle 2c. werden freilich an vielen Orten angewandt, aber bei weitem noch nicht überall, und gerade zuweilen da am wenigsten, wo man am meisten Wiesen hat. An Belehrung hiezu fehlt es nicht, also nur am guten Willen der Landwirthe.

Drittens gibt es überall noch eine Menge Land, dem man keinen Werth beilegt, und welches culturfähig und lohnend wäre, wenn man nur die Mühe darauf verwenden wollte. Wie viele Sümpfe sind nicht noch auszutrocknen, wie viele Lehden noch in Cultur zu nehmen! Ich werde im weitern Verfolge meines Werkes, und zwar in dem Capitel über Armen-Colonien hierüber ein Mehreres zu sagen Gelegenheit haben.

Viertens wächst durch die Durchforstung der Wälder der Landwirthschaft eine Menge Land zu. Denn wie ich weiter oben berechnete, kann man die Weide in den durchforsteten Wäldern vom 15ten bis zum 50sten Jahre benutzen, und es können 4 Morgen solcher Waldweide einem Morgen guter Brachweide gleich geschätzt werden. Es gibt freilich auch Forststrecken, welche in diesem Betracht wenig leisten, wenn sie nämlich auf steilen und wenig zugänglichen Bergen gelegen sind. Das sind aber fast überall die wenigsten.

Fünftens liegt in der Verbindung des Wald- und Feldbaues, welche Idee der Forstrath Cotta in Tharand zuerst aufstellte, das Mittel, dem Landbau einen nicht unbedeutenden Vortheil zuzuwenden. Ist sie gleich nicht in ihrer ganzen Ausdehnung auszuführen, d. h. so, daß der Wald nur als Streifen, gleichsam als Schutzhecken zwischen den Feldern zu liegen käme, so kann wenigstens durch die Benutzung des Forstlandes auf einige Jahre nach dem Holzbetriebe zum Getreideanbau der Landwirthschaft eine wesentliche Zubuße geleistet werden. Durch solchen Anbau wird zugleich das Land für die neue Forstcultur vorbereitet und auf die Art dem künftigen Wachsthum der Holzpflanzen Vorschub geleistet.

Zweites Capitel.

Die Vertheilung des der Landwirthschaft zugefallenen Areals in einem Lande.

Nachdem nun im Allgemeinen ausgemittelt worden, welches Verhältniß zwischen dem der Forst- und Landwirthschaft zufallenden Areale stattfinden müsse, um als ein richtiges, d. i. als ein solches zu gelten, welches geeignet ist, alle für die vorhandene Bevölkerung nöthigen Producte zu liefern, so muß nunmehr auch dargethan werden, wie der der Landwirthschaft zufallende Antheil hinsichtlich des Besitzes vertheilt seyn müsse, um den vorhabenden Zweck, der Bevölkerung ihre Subsistenz unter allen Verhältnissen zu sichern, am besten zu erreichen und für die Dauer sicher zu stellen.

In frühern Zeiten nahm man die Anordnung in der Vertheilung des ländlichen Grundeigenthums, wie sie sich durch die Ereignisse und Zeitläufe gebildet hatte, als einmal bestehende auch für die beste an, und es grübelten die landwirthschaftlichen Politiker nicht darüber, ob es wohl besser seyn würde, wenn eine andere Vertheilung stattfände. Anders war es freilich, wenn sie sich gar zu ungleich bildete und auswies, und wenn dabei nur wenige große Eigenthümer, die übrigen aber, so wie fast die ganze Bevölkerung von diesen abhängig waren. Da gab es denn zuweilen gewaltsame Auftritte, durch welche das Volk das aufgehobene Gleichgewicht wieder herzustellen suchte. Dergleichen kommen in der Geschichte aller Völker vor. Aber so wie es nie eine Gleichheit des Standes und Vermögens bei einem Volke geben kann, und so wie, wenn auch Volksaufstände sie herzustellen beabsichtigten, immer augenblicklich der Unterschied des Standes und Vermögens wieder aufs neue entstand, eben so ist es mit dem Besitze des ländlichen Grundeigenthums gewesen und wird auch so bleiben.

Ob nun gleich die Zeitereignisse diesen Besitz stets bestimmen und modificiren, und der Mensch in diese nicht eingrei-

fen, viel weniger sie aufhalten kann, so ist es dennoch möglich, daß durch Vorkehrungen der Staatsgewalt Umänderungen im Besitze vorgenommen werden können. Daher können wir wohl mit vollem Fug in unsrer Politik die Frage aufstellen, welches besser sey, ob große oder kleine Besitzthümer? — Bei der Beantwortung derselben ist aber im voraus zu bedenken, daß beide stets neben einander bestehen werden, und daß es sich hier nur darum handle, welche Art das Uebergewicht behalten solle. Der Zahl nach werden es, wie es schon in der Natur der Sache liegt, wohl allemal und überall die kleinen, aber nicht immer der Masse des Besitzthums nach. — Als Hauptsatz kann hier vorn herein gestellt werden, daß ein gewisser Mittelstand unter den Landwirthen eines Landes ganz gleiche gute Früchte trägt, wie es ein solcher in einem Staate thut. Denn bestünde das ländliche Besitzthum aus lauter großen Gütern, so wäre dieß eben so nachtheilig für das Ganze, als wenn lauter kleine Besitzungen vorhanden wären, wovon eine jede immer nicht viel mehr lieferte, als zur Befriedigung einer einzelnen, darauf lebenden Familie erforderlich wäre. Ich werde nun die Vor- und Nachtheile der zu großen und der zu kleinen Besitzthümer einzeln aufstellen und sodann das Resultat davon ziehen. Zugleich wird dabei die Wahrheit, daß beide nöthig sind, und daß wenn das Land glücklich seyn soll, vor allem ein Mittelstand zwischen beiden bestehen müsse, ins klare Licht treten.

Wenn in einem Lande sehr große ländliche Besitzungen sind, und der größte Theil des ganzen Grundeigenthums in solche vertheilt ist, so kann man fast allemal a priori annehmen, daß die Civilisation in demselben noch nicht auf der höchsten Stufe stehe, weil da, wo dieß der Fall ist, die großen Güter, vermöge der dichten Bevölkerung aus mehreren, weiter unten zu entwickelnden Gründen, in kleinere zertheilt werden. Die Geschichte der Völker weis't nach, daß bei der Besitznahme eines Landes allemal das Recht des Stärkern galt, und daß die Mächtigen sich das Meiste zueigneten und davon allenfalls wieder einzelne Theile zur Nutznießung an Schwä-

chere überließen. In den Zeiten der großen Völkerwanderung, wo immer ein Volksstamm den andern vor sich hertrieb, und wo man sich nicht begnügte, die vorgefundenen Landesinsassen tributbar zu machen, sondern wo man über Leib und Eigenthum verfügte, mußte sich nothwendigerweise ein Verhältniß im ländlichen Grundbesitze gestalten, von welchem wir noch einen Widerschein in dem Feudalsysteme finden. Es bildeten sich große und ausgedehnte Besitzthümer, zwischen welche sich nur allmählich kleinere drängten, die theils durch Freilassung und Beschenkung der Leibeigenen, theils durch Ueberlassung von Ländereien, welche zur damaligen Zeit ohne Werth waren, weil man keine Arbeit zu ihrer Cultivirung zu verwenden hatte, an Menschen, welche nicht gerade Sklaven, aber doch ohne Besitz waren. Neben diesen bestanden kleine abgegebene Parcellen, welche die großen Grundbesitzer an diejenigen zur Benutzung überließen, die sie zur Cultivirung und Bestellung ihrer Ländereien brauchten. Der Nießbrauch derselben galt als Ablohnung ihrer Arbeit. Dieß Verhältniß hat sich bis auf unsre Zeiten übergetragen, und erst der große, von Frankreich ausgegangene Impuls hat eine Aenderung und Ablösung desselben, die ins Allgemeine geht, herbeigeführt. Bei solchen Verhältnissen aber war ein Mittelstand nicht leicht möglich. Nur von den Freigelassenen und durch eigenen Erwerb sich Freigekauften konnte ein solcher sich bilden. Dieß sind die sogenannten Freibauern.

Diese Vertheilung des Besitzthums konnte, so lange die Bevölkerung nicht allzudicht war, keine Unbequemlichkeit zeigen, weil bei ihr, neben den Erzeugnissen, welche zum Lebensbedarf der Einwohner des Landes erforderlich sind, auch manche Producte erzeugt werden, die für den Handel geeignet sind. Sobald aber die Volkszahl sehr zunahm, fing man an zu fühlen, daß es wohl besser seyn würde, wenn mehr kleine und mittlere Besitzungen entständen. Man dachte an Dismembration (Zerschlagung großer Güter in kleinere). Die Zeitumstände kamen der Sache zu Hülfe, wie denn überhaupt die Vorsehung gegen jede Bedrängniß die Abhülfe schnell herbei-

führt. Viele der großen Gutsbesitzer waren in ihren Vermögensumständen herabgekommen, und suchten ihre Rechnung darin, daß sie einen Theil ihrer Güter, oftmals auch die ganzen, in kleineren Parcellen verkauften. Die Nachfrage nach Land war so groß, daß sie dabei gute Geschäfte machten. Sobald aber diese Art und Weise überhand nahm, war auch der dabei zu machende Gewinn immer geringer, und es ist in vielen Provinzen jetzt kaum mehr möglich, Land auf diese Art gut anzubringen. Ich spreche hier von Deutschland. In andern europäischen Ländern war diese Verfahrungsart wenig gebräuchlich, ja in England kommt nicht selten die umgekehrte vor, d. h. man kauft dort zuweilen eine Menge kleine Besitzungen und vereinigt sie in eine große.

Das Hauptgebrechen der Dismembrationen liegt darin, daß die Erwerber von solchen abgezweigten Grundstücken gewöhnlich arm, und darum außer Stande sind, theils ihre Zahlungsverbindlichkeiten pünktlich inne zu halten, theils aber auch ihren Landbau kräftig und zweckmäßig zu betreiben.

Doch ich eile meinem Thema voraus, und ich habe, ehe ich zu den kleinern Besitzungen komme, zuvor noch nachzuweisen, worin die Vor- und Nachtheile der großen bestehen.

Der erste Vortheil, den man von ihnen rühmen kann, ist wohl der, daß durch dieselben eine Classe von Staatsbürgern erhalten wird, welche als die Säulen der Nation betrachtet werden können, und welche ein so großes Interesse an dem Bestehen und Blühen des Staates haben, daß durch sie dem Theile des Volkes, welchem eine Veränderung und Umwälzung keineswegs als ein Unglück, sondern oftmals als eine wünschenswerthe Sache erscheint, ein kräftiges Gegengewicht gegeben wird. Von diesem Gesichtspunkt aus hat man von jeher die großen Landbesitzthümer betrachtet, und ihn hat man auch in den neuen constitutionellen Staaten festgehalten, und deßhalb das Wahlrecht und die Wahlfähigkeit für die Ständeversammlungen von solchem Besitzthum abhängig gemacht.

Diejenigen, welche diese Wahrheit zum Theil bestrei-

ten, führen an, daß es der Stand der großen Gutsbesitzer nicht allein sey, welcher dem Staate diese Stütze gewähre, und daß z. B. Kaufleute, welche reich sind, und bedeutende Geschäfte treiben, gleiches Interesse, folglich für ihr Vaterland dieselbe Wichtigkeit haben. Einseitig betrachtet, ist dieß völlig begründet. Aber es kann der Kaufmann viel leichter seine Habe flüssig machen, und damit in andere Länder ziehen, auch ist er schon vermöge seiner auswärtigen Geschäfte kein so eifriger Patriot wie der Gutsbesitzer, und nimmt darum auch die Gerechtsame und Vortheile seines Vaterlandes nicht mit demselben Eifer wahr. — Näher dürfte dem Landwirthe hierin der Fabrik- und Manufactur-Unternehmer stehen. Ihn binden seine Geschäfte fester an das Land, worin er lebt, und sein Interesse ist mit dem seines Vaterlandes inniger verschmolzen.

Der zweite Vortheil, welchen große Landgüter dem Lande gewähren, ist der, daß auf ihnen ein großartiger Betrieb der Landwirthschaft stattfinden kann, bei welchem man nicht bloß auf die zunächstigen körperlichen Bedürfnisse hinarbeitet, sondern wo man auch auf die Erzeugung von Producten bedacht ist, welche sich für den Handel nach außen eignen, und dem Lande die Mittel geben, das, was es nicht selbst erzeugt, sich von außen her zu verschaffen. Nehmen wir z. B. die Schafwolle, welche eine so bedeutende Rolle in der Handelswelt spielt. Auf kleinen Gütern wird deren nur wenig und bei weitem nicht einmal genug zum inländischen Bedarf erzeugt, und es würde ein Land, welches nur lauter kleine ländliche Besitzungen hätte, in diesem Artikel völlig abhängig von der Fremde seyn. Aber auch des Getreides würde weniger für den auswärtigen Handel erbaut werden, wenn wenig oder keine großen Güter in einem Lande wären. Denn gerade auf diesen wird dessen am meisten zum Verkauf erbaut; auch bewahrt man auf denselben gewöhnlich am meisten für die Zeit der Noth auf.

Drittens gleichen große Landgüter hinsichtlich der Arbeit und Beschäftigung den Fabriken und Manufacturen.

Auf ihnen werden eine Menge von Menschen beschäftigt, welche, da sie kein Mittel haben, um eigenes Besitzthum zu erwerben, ohne dieselben in große Noth gerathen würden. Dabei nun haben sie nicht allein ihren sichern Erwerb, sondern sie sammeln auch durch die immerwährende Uebung in ihrem Fache sich Kenntnisse und Fertigkeiten, und, üben sie die Tugend der Sparsamkeit, auch einen Fonds, der ihnen in der Folge die Erwerbung eines eigenen Besitzthums möglich macht.

Viertens werden meistentheils nur auf großen Landgütern ausgedehnte Verbesserungen gemacht, bessere Methoden eingeführt, neue und zweckmäßigere Werkzeuge und Maschinen angeschafft, und es wird da der Landbau überhaupt gewöhnlich zuerst auf eine wahrhaft verständige Weise betrieben. In der Regel stellen diese die Beispiele und Vorbilder auf, nach welchen sich die kleinern Landwirthe richten. Auch sind sie hiezu viel besser geeignet, wie die Güter von geringem Umfange.

Fünftens schließt sich an den vorigen Punkt unmittelbar der an, daß nur auf großen Landgütern ein fabrikmäßiger Betrieb mancher mit dem Landbau innig verschmolzener Gewerbe stattfinden kann. Z. B. große Bierbräuereien und Branntweinbrennereien, Oelschlägereien, Stärkfabriken u. dgl. Diese Gewerbe aber geben der ganzen Landwirthschaft einen größern Umschwung und wirken mittelbar auch auf alle die Landwirthe günstig, welche sie auch nicht zunächst betrieben.

Zu diesen fünf Vortheilen ließen sich leicht noch mehrere aufstellen, als wie unter andern der, daß es für einen Staat jederzeit besser sey, wenn er eine wohlhabende, obgleich nicht so dichte, als wenn er eine arme und übermäßig starke Bevölkerung zählt; ferner, daß auf großen Gütern die intensive Kraft niemals so stark angesprochen wird, als daß sie nicht zur Zeit der Noth als eine sehr wohlthätige Reserve dienen könnte.

Soll ich nun einige Nachtheile großer Landgüter anführen, so muß ich im voraus bekennen, daß deren weniger seyn werden, als wie der Vortheile.

Als ersten führe ich an: daß es für ein Land, wenn auch nicht direct, zum Verderben gereichen, doch zu seiner höhern Cultur, ja zur Civilisation seiner Bewohner wenig zuträglich seyn würde, wenn der Grund und Boden fast in lauter große Güter getheilt und im Besitze von Wenigen wäre. Indeß liegt auch bei der wohlthätigsten Sache in dem Zuvielen fast allemal ein Nachtheil, und es hebt dieses die Nützlichkeit der großen Landgüter nicht auf. In frühern Zeiten bestand allerdings das Verhältniß, daß bei weitem der größte Theil des Landes von ausgedehnten Besitzthümern bedeckt war, und daß zwischen diesen nur wenige kleine bestanden. Die Ursache dieser nachtheiligen Vertheilung habe ich bereits angegeben. Gegenwärtig ist, wenigstens in den meisten Provinzen von Deutschland, dieß beseitigt, und es dürfte mehr an der Zeit seyn, vor der allzu großen Zersplitterung des Landeigenthums zu warnen, als dazu aufzumuntern.

Zweitens werden auf großen Landgütern nicht alle Grundstücke so sorgfältig bearbeitet und angebaut und alle kleinen Fleckchen so benutzt, wie auf kleinen Besitzungen. Zu läugnen ist nicht, daß der Besitzer von wenigen Morgen Landes diese bei weitem sorgsamer bestellt, als der, welcher Tausende derselben hat, und daß also bei der ins Kleine gehende Zersplitterung des Landes im Ganzen mehr Producte gewonnen werden. Aber dieser scheinbare Gewinn ist kein reeller, und er führt nur zur dichtern Bevölkerung, ohne daß dabei die Volkskraft gestärkt würde. Stellen wir uns zwei Staaten vor. Der eine sey in seinem Grundeigenthume zerstückelt, jedes Plätzchen bebaut und dadurch die Möglichkeit herbeigeführt, daß eine Bevölkerung von mehr denn 4000 Menschen auf der Quadratmeile sich ernähren könne. Der andere enthalte neben den kleinen Besitzungen auch eine verhältnißmäßige Anzahl großer Landgüter; dabei aber sey der Landbau zwar gut und sorgsam betrieben, aber es werden dennoch aus den angegebenen Gründen nicht ganz so viele Producte erzeugt, wie in jenen. Die Bevölkerung betrage auch nur 3000 Seelen auf die Quadratmeile. In jenem werden alle Erzeugnisse im Lande verbraucht,

und es müsse derselbe dennoch eine Menge, welche der Landbau nicht hervorbringt, von außen beziehen. Dadurch muß das Land nothwendigerweise allmählich verarmen; in diesem liefert die Landwirthschaft ebenfalls alles, was die Bedürfnisse der Einwohner erfordern, nämlich soweit sich diese auf die Landbauerzeugnisse erstrecken, er habe aber dabei noch so viele Producte übrig, welche er ans Ausland abgeben kann, daß sie mehr als den Werth dessen betragen, was er von diesem bedarf. Dabei nimmt das Land an Wohlstand zu. Jeder der beiden Staaten habe einen Flächeninhalt von 2000 Quadratmeilen, so daß die Bevölkerung im ersten sich über 8 Millionen, in diesem aber nur auf 6 Millionen belaufe. Da wird wohl der erstere in der politischen Wagschale, vermöge seiner stärkern Bevölkerung, ein Uebergewicht haben? — Ich behaupte das Gegentheil. Denken wir uns, es entstehe zwischen beiden ein Krieg. Der erstere stellt, nach Verhältniß seiner Volkszahl, eine um ein Viertheil stärkere Armee auf, wie der zweite. Durch diese überlegenen Streitkräfte wird er siegen, dem andern Land abgewinnen, und sich auf dessen Kosten bereichern. — Ich zweifle sehr daran. Denn es entscheidet im Kriege die moralische Kraft in der Regel viel öfter als die physische, und gerade jene wird auf Seite des erstern seyn, weil Uebervölkerung zur Demoralisirung und Entnervung überaus sehr wirkt. Gesetzt aber auch, es siege der erste im Anfange, so wird ihm bald ein mächtiger neuer Feind entgegen treten, nämlich der Mangel an Geld. Daß dieß eine Hauptpotenz beim Kriegführen sey, ist anerkannt genug. Wie will aber ein Land, welches allmählich immer ärmer geworden ist, diese Potenz genügend herbeischaffen?

Die Geschichte bestätigt sattsam, daß in der Volkszahl allein nicht die ganze Kraft einer Nation liege, und daß kleine Staaten oft genug große und volkreiche überwältigt haben. Freilich liegen die Ursachen physischer Entnervung und moralischer Erschlaffung nicht allemal in der Uebervölkerung, aber meistentheils haben sie doch ihren Grund in einer schiefen innern Politik, welche die wahre Stärke des Staates mehr in

der Menge als in der Kraft des Volkes sucht und sie weder richtig zu schätzen noch zweckmäßig zu entwickeln versteht.

Drittens könnte man als einen Nachtheil anführen, daß auf den großen Landgütern die Menge von Dienstboten unter wenigerer Aufsicht und sittlicher Zucht stehen, wie auf den kleinen, und daß mithin die Moralität des Volkes bei ersteren mehr leide, wie bei letzteren. Man kann es freilich nicht widerstreiten, daß da, wo auf einem kleinen Landgute der Besitzer gleich einem Familienvater alle seine Dienstboten und Arbeiter fast stets in seiner Nähe hat und mit ihnen persönlich verkehrt, diese sich weniger Ausschweifungen und Lastern ergeben werden, als wo sie auf großen Gütern häufig ohne Aufsicht und außer ihren dienstlichen Arbeiten sich meistentheils selbst überlassen sind. Jedoch stellt uns die Erfahrung leider das traurige Beispiel auf, daß Ungehorsam und alle daraus folgenden Laster bei den Dienstboten der kleinen Gutsbesitzer eben so häufig sind als bei denen der größern.

Sollte ich noch mehrere Nachtheile der größern Landgüter aufstellen, so würde ich unter andern den dazu zählen: daß bei denselben das Auge des Herrn nicht überall hindringen kann, und daß dadurch so mancher Schaden entsteht, welchen der leine Gutsbesitzer verhütet. Denn hat auch der erstere Stellvertreter an seinen Beamteten, so sind diese, wie bekannt, nicht immer so exemplarisch, daß er sich in allem unbedingt auf sie verlassen kann. In diesem Falle hat unstreitig der kleine Gutsbesitzer einen bedeutenden Vortheil voraus.

Wenn ich nunmehr zu den Vor- und Nachtheilen kleiner Landgüter übergehen soll, so sind diese größtentheils schon im Vorhergehenden dargestellt, und ich kann mich daher hier kurz fassen, da ich nur noch Ergänzungen zu geben habe.

Als ersten Vortheil muß ich angeben, daß da, wo viele kleine ländliche Besitzthümer sind, es einer viel größern Anzahl von Menschen möglich wird, selbstständig und frei zu werden, und als wirkliche Staatsbürger aufzutreten, als da, wo das Land meistentheils in große Güter vertheilt ist. Eigener Herd ist Goldes werth. Die Wahrheit dieses Satzes fühlt nur der-

jenige

jenige in ihrer ganzen Größe, welcher einen großen Theil seines Lebens in Dienstbarkeit und Unabhängigkeit hat zubringen müssen. Ist aber ein solches Eigenthum zu klein und gering, so daß es kaum eine Familie ernährt, so gewährt es nicht mehr solche Unabhängigkeit, und es verdunkelt sich sonach auch die hier aufgestellte Lichtseite.

Zweitens befördert es den Fleiß der Bevölkerung, wenn ein großer Theil derselben seine Arbeit auf seinem Eigenthum anwendet. Mit diesem aber sind gewöhnlich eine Menge häuslicher Tugenden verbunden, so daß also das Bestehen von einer größeren Anzahl kleiner Besitzungen, welche zum Ganzen in einem richtigen Verhältniß stehen, zur Moralität der Nation wesentlich beitragen hilft.

Drittens der Vortheil, daß auf kleinen Besitzungen das Land mehr cultivirt und ihm dadurch eine weit größere Menge von Erzeugnissen abgewonnen wird, hat sich bei der Untersuchung weiter oben nicht als haltbar ausgewiesen. Wahr bleibt es jedoch, daß, so lange die Zerstückelung der Ländereien nur nicht zu weit geht, dem Land im Ganzen jederzeit ein Gewinn daraus erwächs't. Für zu weit gehend würde ich solche aber erklären, wenn kaum mehr der vierte Theil des ganzen landwirthschaftlichen Areals aus großen Gütern, das Uebrige aber aus lauter kleinen bestünde. Anders würde sich die Sache freilich stellen, wenn, wie bald ausführlicher gezeigt werden wird, diese großen Landgüter durch eine Menge von mittlerer Größe ersetzt würden.

Viertens der Gewinn, welchen manche Staatswirthe in der immerfort sich mehrenden Volksmenge sehen, ist meistentheils nur scheinbar, wie ebenfalls schon mit Gründen bewiesen worden. Wäre er reell, so wäre die gänzliche Zersplitterung des ländlichen Grundeigenthums in lauter kleine Besitzungen, welche immer nur zur Noth einer Familie Unterhalt gewährten, das fast einzige Mittel zu dessen Erlangung. Durch dieses aber wird der Grund zu Auswanderungen gelegt, welche fast allemal zum Nachtheile des Landes gereichen, aus welchem sie stattfinden.

Sind nun auch einige dieser Vortheile überwiegend und ließen sich deren auch noch mehrere anführen, so darf man sich doch auch die Nachtheile nicht verhehlen, welche in einer so großen Zersplitterung des Landeigenthums liegen. Zum größten Theile sind sie schon in den Vortheilen der großen Landgüter enthalten und lassen sich mit Leichtigkeit daraus herleiten. Einige, die dieß nicht sind, will ich hier noch anführen.

Vor allen stellt sich mir der Nachtheil lebhaft vor die Augen, welcher sich aus dem Systeme der Colonisirungen ergeben hat. Wie wenige derselben haben ihrem dabei gehabten Zweck entsprochen! — Man wollte Menschen, welche ohne Eigenthum waren, ein solches geben, um sie dadurch mehr ans Vaterland zu fesseln, und zu nützlichen und fleißigen Mitgliedern der Gesellschaft zu machen. Wie sehr man sich täuschte, beweisen eine Menge Beispiele. Statt fleißiger Menschen wurden sie träg und faul; statt nützlicher Mitglieder des gesellschaftlichen Vereins wurden sie böse Auswüchse desselben. Bildeten sich nicht in solchen Colonien Diebsbanden? — Sieht man nicht in ihnen Elend und Jammer, Schamlosigkeit und Laster mehr denn irgendwo? — Und woher kam es, daß der Zweck mit denselben so sehr verfehlt wurde? — Daher, weil er nicht überall ein so löblicher war, als wofür man ihn hielt und ausgab. So manche größere Landeigenthümer behandelten die Sache als eine bloße Geldspeculation und kümmerten sich wenig darum, wen sie in ihren Colonien aufnahmen, wenn nur diejenigen, welche sich für dieselben meldeten, im Stande waren, einen gewissen Preis für das winzige Haus und Land, welches man ihnen überließ, zu zahlen. So sammelte sich denn, weil jener Preis sehr gering war, eine Menge von Gesindel, das mitunter wenig besser war, als das, was die Engländer nach Botany-Bay schaffen. Dort ist aber die Gefahr geringer, weil dasselbe nur unter sich zu thun hat, hier dagegen kommt es mit der bessern Gesellschaft in zu viele Berührung.

Wie dergleichen Colonien anzulegen und zu erhalten wären, das werde ich weiter unten in einem Capitel über Armencolonien ausführlich zeigen.

Zweitens liegt ein großer Nachtheil der allzu großen Zerstückelung des Grundeigenthums darin, daß bei derselben die Landwirthe meistentheils nur gerade so viel erbauen, als sie für sich und für die Bedürfnisse ihrer Familien nöthig haben, woraus denn von selbst folgt, daß sie außer Stand sind, Vorräthe für die Zeit der Noth aufzuheben, und daß alsdann, wenn diese eintritt, die Mittel zu ihrer Abhülfe fehlen, wodurch denn ausgedehntes Elend herbeigeführt wird.

Endlich könnte noch als ein dritter Nachtheil aufgeführt werden, daß von der übergroßen Menge kleiner Besitzungen die Erhebung der Staatsabgaben schwieriger ist, als wie von wenigen großen. Denn da auf jenen die Besitzer gemeiniglich nur, wie man bildlich sagt, von der Hand in den Mund leben, so gerathen sie auch sehr leicht durch unbedeutende Unfälle in die Lage, nicht zahlen zu können. Da nun dieß sehr bald mit einer großen Menge derselben geschehen kann, so liegt es wohl sehr nahe, daß dabei der Staat in nicht geringe Verlegenheit gerathen kann.

Bei dieser Gelegenheit lassen sich denn einige Worte über die Erhebung solcher Abgaben im Allgemeinen sagen. Je einfacher eine dergleichen Erhebung ist, um so sicherer und wohlfeiler ist sie, weil der Staat dazu nur wenig Beamtete braucht und zu besolden hat. Als Muster kann man in dieser Art die österreichischen Staaten aufstellen. Dort liegt die Abführung der sämmtlichen directen Steuern den Gutsherren (Obrigkeiten genannt) ob, und der Staat macht diese dafür verantwortlich. Sie haben diese Steuern ohne alle Verkürzungen an die Kreisämter abzuführen, und müssen dafür sorgen, daß sie von ihren Hintersassen getreu und pünktlich gezahlt werden. So bedarf es denn in den sehr großen Kreisen nur weniger Beamteten, welche unmittelbar mit der Erhebung zu thun haben. Nebenbei aber ist der

Staat für das richtige Eingehen der Steuern weit mehr gesichert, als wenn er mehrere Unterbeamtete in verschiedenen Districten halten, und durch diese die Steuern beitreiben lassen müßte. Er hat bei dem obwaltenden Systeme nichts zu thun, als den Gutsherren (Obrigkeiten) im Nothfall militärische Assistenz gegen Saumselige zu leisten. — Da ich im weitern Verfolg in einem besondern Capitel von der Besteurung des Grundeigenthums spreche, so konnte ich hier zur Bestätigung des eben abgehandelten dritten Nachtheils nur einige kleine Notizen der Art geben.

Ehe ich nun zu den Gütern mittlerer Größe, deren Besitzer den eigentlichen Mittelstand in der Landwirthschaft bilden, übergehe, muß ich noch zuvor einige Worte als Bestimmung des Begriffes von kleinen und großen ländlichen Besitzungen beifügen.

So relativ derselbe auch ist, so läßt sich dennoch ein ungefährer Maßstab dafür angeben. Freilich ändert sich derselbe fast in allen Ländern. Wo die Cultur schon sehr hoch gestiegen und die Bevölkerung des Landes sehr dicht ist, da gilt schon ein Landgut für groß, was in dünnbevölkerten und in der Agricultur zurückstehenden Ländern kaum für ein mittleres gehalten wird. So haben wir z. B. in den meisten Provinzen Deutschlands noch ausgedehnte ländliche Besitzthümer in Vergleich zu Frankreich; und in Ungarn, Polen und Rußland gelten wieder solche, die wir in Deutschland groß nennen, für klein. Eine Ausnahme von dieser allgemeinen Regel macht England. Denn dort ist, trotz der sehr hohen Cultur des Bodens und der sehr dichten Bevölkerung, dennoch das Grundeigenthum weniger in kleine Besitzungen zersplittert, wie es unter ähnlichen Verhältnissen in andern Ländern der Fall ist. Die Ursachen hievon werde ich bei einer andern Gelegenheit anzuführen veranlaßt werden.

Wollen wir nun aber den Begriff von groß und klein auf die ländlichen Besitzungen in Deutschland anwenden, so würde man ihn ungefähr folgendermaßen festsetzen können.

Groß nennen wir ein Landgut, welches dessen Besitzer nicht im Stande ist, mit seiner Familie und einigen wenigen Dienstboten allein zu bearbeiten und anzubauen, sondern wozu er mehrerer Menschen und einer besondern Verwaltung bedarf. Sollte ein gewisses Flächenmaß angegeben werden, so würde dieß ungefähr von 4 — 500 preußischen Morgen an gehen. Was darunter ist, kann immer nur zu den Gütern mittlerer Größe gezählt werden.

Den Beinamen von kleinen ländlichen Besitzungen bekommen alle diejenigen, welche nur gerade Beschäftigung und Nahrung für eine einzige Familie und auch diese nicht allemal genügend gewähren. Hieraus folgt denn, daß sie nicht mehr als etwa 20 — 30 Morgen erhalten können; daß es aber eine Menge derselben gibt, welche diese Größe noch bei weitem nicht erreichen. Wahr ist es, daß auf solchen die kleinen Ackerflächen mit ungemeiner Sorgfalt bearbeitet und diese zu einem Grade des Ertrages gebracht werden, welcher auf großen Gütern in dieser Art gar nicht zu erreichen ist. Dieser Umstand hat denn auch manche Staatswirthe in ihrer Ansicht irre geleitet. Denn es läßt sich daraus allerdings folgern, daß es für Land und Volk gut seyn müsse, wenn die möglich größte Menge von Producten, die zur Befriedigung der Bedürfnisse des Lebens dienen, dem Boden abgewonnen wird, weil ja der Reichthum eines Landes auf dem Besitz der Menge von Producten beruhe. Nebenbei wird man denn auch noch hiedurch zu dem Trugschlusse verleitet, daß die Kraft des Staates zunehme, wenn die Bevölkerung zunimmt. Ich habe bereits das Irrige dieses Schlusses dargethan. Daß übrigens solche kleine Besitzungen in einem bestimmten Verhältnisse zu den größern da seyn müssen, wenn der Flor des Landes bestehen soll, das habe ich ebenfalls schon erwähnt.

Ich muß mir hier noch eine kleine Abschweifung erlauben.

Zuvörderst will ich in Zahlen darstellen, wie hoch der Ertrag von einem Morgen Land werden kann, wenn er, wie dieß bei den meisten kleinen Besitzungen der Fall ist, mit Hacke und Grabscheit bearbeitet wird. — Hat der Boden nur einige na=

türliche Güte, so wird bei solcher Cultur der Ertrag im Getreide leicht auf das 8= — 10fältige der Einsaat zu bringen seyn, welches dann so ziemlich das Doppelte von dem ist, was man im Großen gewöhnlich gewinnt. Dadurch werden dann die menschlichen Nahrungsmittel ungeheuer vermehrt, und es wird die Möglichkeit herbeigeführt, beinahe die doppelte Bevölkerung gegen sonst zu ernähren. Dazu kommt noch die Masse der Nahrungsmittel, welche durch den ausgedehnten Kartoffelbau gewonnen wird, der gewöhnlich auf solchen kleinen Besitzungen einen großen Theil des ganzen Anbaues ausmacht. Von dieser Frucht aber ist es erwiesen und anerkannt, daß sie, auf gleicher Fläche, so ziemlich das Doppelte an Nahrungsmitteln gewährt, wie das Getreide. — Bestände das Glück und die Bestimmung des Menschen bloß darin, sich den Magen zu füllen, und wäre für eine weise Politik bloß die Aufgabe zu lösen, so viel als möglich Menschen auf einer gegebenen Landfläche zu ernähren, so wäre in dem Anbau der Kartoffeln das Mittel für beides gefunden. Denn es ist erwiesen, daß wenn diese Frucht immer mehr erzeugt wird, wohl 10,000 Menschen auf einer deutschen Quadratmeile sich nähren können. — Dabei muß jedoch in Erwägung gezogen werden, daß der Mensch nicht von Kartoffeln oder vom Brod allein lebt. Nehmen wir z. B. nur den Holzbedarf an, welcher nach Maßgabe der steigenden Bevölkerung zunimmt, und wodurch es nöthig wird, den Waldungen mehr Land einzuräumen.

Die Sache ist von Wichtigkeit, und sie hat bereits zu ernsten Debatten geführt. Die Zeloten für Bevölkerung muntern stets zur möglichsten Erzeugung von Nahrungs= und Bekleidungsmitteln auf, wogegen die, welche der entgegengesetzten Ansicht sind, hierin das Verderben für eine Nation finden wollen. Von letztern wird die übergroße Production der Kartoffeln hart angegriffen. Sie sehen darin nicht allein eine Verkrüppelung und Entartung des Menschengeschlechts, sondern auch den Ruin der ganzen Landwirthschaft. Man ist hierin bereits so weit gegangen, zu behaupten, daß durch den

zu häufigen, ja mitunter alleinigen Genuß der Kartoffeln die Menschen physisch und geistig herabsänken, und daß am Ende das ganze Geschlecht ausarten müsse. Scheint auch eine solche Behauptung ein wenig paradox, so hat sie doch nichtsdestoweniger viel für sich. Denn ein so gutes Nahrungsmittel auch die Kartoffeln gewähren, so werden sie, im Uebermaße genossen, doch leicht schädlich; auch ist erwiesen, daß wenn sie die alleinige Nahrung des Menschen ausmachen, sie nicht Kräfte genug gewähren und den Körper allmählich erschlaffen und abstumpfen, was schon in ihrem narkotischen Gehalte begründet ist. — Wenn demnach eine dichte Bevölkerung nur auf dieses Nahrungsmittel angewiesen ist, so steht es sehr übel um dieselbe, weil ihr alsdann nicht nur aller höhere Lebensgenuß mangeln, sondern sie selbst auch in ihrer geistigen Entwickelung gehemmt werden wird.

Zwischen den großen und kleinen ländlichen Besitzungen liegen die von mittlerer Größe, welche den glücklichen Mittelstand bilden. Ich nenne diesen in doppelter Beziehung glücklich: denn einmal befinden sich in der Regel die Besitzer solcher Landgüter wohler, wie die der kleinen und großen, und zum Zweiten sind sie auch ein Glück für den Staat und zu dessen Wohlfahrt besonders nöthig.

Die Größe solcher mittlern Landgüter ergibt sich aus den obigen Bestimmungen, welche ich über große und kleine gab, und nach welcher sie nicht unter 30 Morgen, aber auch nicht über 400 Morgen enthalten werden. Man kennt sie unter dem Namen von Bauer-, Frei- und Lehngütern. Erstere sind gewöhnlich mit mehreren Servituten und Lasten beschwert, und nur erst in neuern Zeiten, wo die Gesetzgebung den Gegenstand auffaßte und Verordnungen und Rathschläge zur Aufhebung solcher Lasten gab, sind mehrere derselben frei oder doch wenigstens erleichtert worden. Die zweiten zeigen schon durch ihre Benennung, daß sie von keinen dergleichen Lasten gedrückt sind, so wie der Name der dritten andeutet, daß sie einer gewissen Abhängigkeit unterworfen sind.

Zuerst also Bauergüter. Der Name Bauer bezeichnet

die Beschäftigung dessen, der ihn trägt. Er ist ein höchst ehrenvoller, obgleich unkluge Städter ihn zuweilen als eine Art von Schimpf betrachten und brauchen. Landbauer sollte er heißen, weil er es ist, welcher auf den Landbau eigentlich und allein angewiesen ist. Er führt in der Regel den Pflug selbst und leitet das Ganze seiner Oekonomie in eigener Person. Seine Dienstboten, deren nicht so viele sind, um sie nicht stets unter Aufsicht haben zu können, werden von ihm selbst angestellt, und sie arbeiten meistentheils unter seinen Augen. So kann denn alles geschehen, wie er es für das Beste hält, und Acker und Vieh kann den Ertrag gewähren, den man in einer gut bestellten Landwirthschaft zu erwarten berechtigt ist. Da er nun, vermöge der Größe seines Gutes nicht, wie dieß auf den kleinen Besitzungen der Fall ist, alle seine Erzeugnisse im eigenen Hauswesen wieder verzehrt, so liefert er einen guten Theil des Bedarfs für die übrige Bevölkerung, und tritt dadurch in die Kategorie der großen Gutsbesitzer, während er, hinsichtlich des Fleißes und der Sorgfalt beim Landbau, in jener der kleinern steht. Auf diese Art vereinigt er den Nutzen und die Vortheile von beiden in sich. — So erzeugt er denn auf seinem Besitzthum eine große Menge von Producten, welche zu allen Zeiten, besonders aber in der Noth ein Schatz für ihn und für das Volk sind, und wodurch er zu Wohlhabenheit gelangt, und da er auch in der Regel am meisten zu den öffentlichen Abgaben steuert, auch eine Stütze des Staates wird. — Dieß gewährt ein sehr schönes und lichtes Bild von ihm, welches man mit Freuden anschauen könnte, wenn nicht an demselben auch einige Schattenseiten zu sehen wären. Nachfolgende beide treten besonders hervor.

Wenn es auch wahr ist, daß der Bauer, welcher selbst persönlich den Betrieb seiner Oekonomie führt und leitet, für die Agricultur viel thut, so ist doch auch nicht zu läugnen, daß es viele Individuen dieses Standes gibt, welche starr am Alten hängen und gegen Verbesserungen und neue nützliche Einrichtungen geradezu anstreben. Man sehe und beobachte so manche Bauernwirthschaft, wie das Vieh in derselben ver-

kümmert und der Acker vernachlässigt ist; man betrachte die Art und Weise, mit der man das für den Landbau so edle Material des Düngers vernachlässigt; wie man von alten Gewohnheiten nicht abgeht, wenn sie auch den größten Nachtheil bringen, und wie solche Bauern jeden verspotten, der von ihrer Methode abweicht und zu etwas Neuem und Zeitgemäßem übergeht. — Diese Erscheinungen kann man oft genug sehen. Jedoch ist solches fehlerhafte Gebaren den Bauern nicht allein vorzuwerfen, und man findet es fast eben so häufig auf großen Landgütern, so wie in kleinen Oekonomien.

Ferner finden wir unter dem Bauerstande auch so manchen, welcher das Seine wenig zu Rathe hält und es vielmehr durch Liederlichkeit vergeudet. Da wird denn nebenbei seine Oekonomie noch vernachlässigt, und er geht seinem Verderben schnell und unvermeidlich entgegen. Aber auch diese Schattenseite finden wir bei dieser Classe nicht allein, und sie kann sonach auch das helle Bild nicht ganz verdunkeln.

Ehrwürdig ist aber der Bauer, welcher mit Fleiß, Verstand, Treue und Gewissenhaftigkeit seinem Beruf obliegt. Er arbeitet nicht für sich allein, sondern auch für seine Mitbürger. In diesem Stande liegt ein großer Theil der Nationalkraft, und wo er besonders florirt, da tritt auch die Wohlhabenheit des Landes unverkennbar hervor.

Das Zweite, was ich hier zu verhandeln habe, sind die Freigüter. Man könnte behaupten, daß diese es vorzugsweise sind, welche den glücklichen Mittelstand in der Landwirthschaft repräsentiren. Denn bei den Bauergütern hemmten die mancherlei Belastungen die freie und kräftige Entwickelung des Landbaues, und deren Besitzer können oft beim besten Willen und klarer Erkenntniß das Gute und Zweckmäßige in ihren Oekonomien nicht so ausführen, wie sie es wohl thun würden, wenn jene Belastungen sie nicht drückten und hemmten. Man denke sich nur den Fall, daß sie zur Zeit der Einsaat und Ernte frohnen müssen, und man wird sogleich einsehen, daß sie da nicht im Stande sind, die günstigsten Augenblicke zur Besorgung ihrer landwirthschaftlichen Verrichtungen

wahrzunehmen. — Besitzer von Freigütern sind diesem Nachtheile nicht unterworfen, und sie können also dem Boden in vollem Maße abgewinnen, wozu er sich eignet. Da nun in der Regel auf solchen Freigütern auch sehr tüchtige Landwirthe sitzen, welche nicht allein vollkommene Praxis inne haben, sondern auch für die Theorie empfänglich sind, so ist es leicht zu erklären, daß selten ein Landwirth dieser Classe in mißlichen Vermögensumständen ist. Die Freiheit solcher Güter aber erstreckt sich nur auf Privatlasten, als Frohnen, Zinsungen an die Grundherrschaft u. s. w. Die öffentlichen Lasten und Abgaben an den Staat tragen sie so gut, wie alle andern. Als stets zahlbare Leute sind sie für den Staat von Wichtigkeit, und es ist gar nicht in Abrede zu stellen, daß die Vermehrung solcher Güter demselben von ganz besonderem Nutzen seyn würde. Die Gesetze und Verordnungen, welche der Staat zur Ablösung aller jener Privatbelastungen gibt, sind daher zu den weisesten und wohlthätigsten zu zählen. In dem Capitel von der Agrargesetzgebung werde ich mich hierüber weitläufiger auslassen.

L e h n g ü t e r gehören im Grunde genommen ganz in die Kategorie der vorigen. Denn die Last eines Lehns, welche auf denselben haftet, wird gewöhnlich nur beim Ankauf empfunden. Rechnet man nun diese zum Kaufswerthe, so ist von keiner weitern Belastung der Art die Rede, und deren Besitzer können sich eben so frei bewegen, wie die der eigentlichen Freigüter.

Wenn es nun klar erwiesen ist, daß Freigüter von mittlerer Größe diejenigen sind, welche den Flor der Landwirthschaft sowohl als den des ganzen Landes am meisten heben und befördern; wenn ferner nicht zu widerlegen ist, daß gerade auf dergleichen Freigütern Männer sitzen und wirthschaften, welche mit einer probehaltigen Praxis auch eine verständige Theorie vereinigen; und wenn gerade solche für die rationelle Landwirthschaft und deren Ausübung am geeignetsten sind, so erblüht derselben eine heitere Zukunft, weil sich, durch die Landbaugesetzgebung begünstigt, immer mehr dergleichen

herstellen. Aber es liegt auch hierin ein Wink, daß man bei Dismembrationen von großen Landgütern weniger an eine gänzliche Zerstückelung in lauter kleine Besitzungen denken, als vielmehr dahin trachten sollte, aus solchen dergleichen Freigüter von mittlerer Größe zu bilden. Es ist kaum zu berechnen, welcher Gewinn aus einer derartigen Zertheilung und Einrichtung solchen Ländern erwachsen müßte, die meistentheils nur lauter große Landgüter besitzen, wie z. B. Ungarn und Böhmen. Welchen ungeheuren Zuwachs der Nationalkraft würden solche Länder bekommen, wenn eine Menge solcher Freisassen in ihnen aufkämen. — Und könnten nicht so manche Besitzer großer Herrschaften durch eine dergleichen Zerstückelung, die eigentlich nur in einer Abzweigung bestehen dürfte, sich selbst retten, wenn ihre Besitzthümer mit Schulden belastet sind? — Manche würden es wenig empfinden, wenn sie auch einige hundert, ja tausend Morgen von ihren Ländereien abgäben. Der dafür erhaltene Kaufschilling könnte zur Tilgung der Schulden oder zum kräftigern Betrieb ihrer Oekonomien dienen. — Die Zeit hat schon manches herbeigeführt, was als die Phantasie eines gutmüthigen Kosmopoliten galt, wer weiß, was auch in diesem Punkte die Zukunft bringen kann! —

Soll ich noch einen Vortheil solcher Freigüter rühmen, so ist es der, daß sie einer Menge von Arbeitern Beschäftigung geben und also auch von dieser Seite wohlthätig auf das Volk wirken.

Drittes Capitel.

Von der Nutznießung des ländlichen Grundeigenthums.

Was ich im vorigen Capitel abgehandelt habe, das betraf die ländlichen Besitzungen, insofern sie persönliches Eigenthum gewisser Personen sind. Da es sich aber in der Politik der Landwirthschaft nicht bloß von diesen, sondern von allen denen handelt, welche mit dem Betriebe der Oekonomie zu

thun haben, so muß ich nunmehr alle diejenigen anführen, welche ländliche Besitzungen nur zur Nutznießung haben.

A. Die Staatsdomänen.

Obgleich Landgüter, welche unter diesem Namen bekannt sind, dem Staat eigenthümlich angehören, und demselben die völlig freie Disposition darüber zusteht, so stelle ich sie dennoch unter die gegenwärtige Rubrik, und zwar aus dem Grunde, weil der Staat sie zwar zu seinen Zwecken, aber dennoch nur durch seine Vertreter benutzt, mithin ihm doch eigentlich nur die Nutznießung zukommt. Zwischen Staatsgütern und solchen, welche dem Regenten eigenthümlich gehören, ist aber ein wesentlicher Unterschied, und wenn letzterer auch die Einkünfte von seinen Gütern unter gewissen Umständen dem Staat überweisen sollte, so ist dieses von seiner Seite nur als eine zeitweilige Schenkung anzusehen.

In der Regel umfassen die Staatsdomänen ein ziemlich bedeutendes Areal, auch liegen sie meistentheils in gutem Lande. Sie sind daher von ziemlicher Bedeutung und spielen in unsrer Politik eine nicht unwichtige Rolle. Da sie überall, wo sie nicht verpachtet sind, durch besondere Beamtete verwaltet werden, so kommt es natürlicherweise sehr darauf an, von welcher Art diese Beamteten sind. Ich wünschte, ich dürfte hier nicht an Miethlinge denken; aber es predigen eine Menge von Thatsachen diesen Namen nur allzu laut. Exempla sunt odiosa, sonst könnte ich so manches Beispiel anführen. Beweis genug, wie wenig in manchen Staaten die Domänen eintragen, liegt darin, daß manche in ihrem Reinertrage fast unter Null stehen, und daß Käufer solcher Güter, wenn man deren nämlich zum Verkaufe stellte, so außerordentlich gute Geschäfte machten, daß sie in kurzer Zeit reich auf denselben werden. Und doch verkauft man sie gewöhnlich zu dem Zinsfuße von 4, ja oftmals auch zu 3%, d. h. man berechnet den Durchschnitt des zeitherigen Reinertrages als die Zinsen eines Capitals, welches man nur mit 4, ja sogar auch nur mit 3% zu verinteressiren hätte. Dazu kommt noch, daß solche Güter

noch weit über den sich hieraus ergebenden Schätzungswerth gekauft werden, und daß trotz alledem mitunter kaum ihr halber reeller Werth bezahlt wird. Ich übertreibe nicht, und ich könnte meine Behauptungen mehrfach beweisen. Bedenkt man nun die große Ausdehnung solcher Güter, so geht durch die eigene Verwaltung des Staates, d. h. durch seine Beamteten ein ungeheures Capital verloren, welches der Nationalkraft geradezu entzogen wird. — Weil dem so ist, und weil kluge Staatsmänner der Sache auf den Grund geschaut haben, so zieht man es in vielen Staaten vor, die Domänen nicht in eigener Regie zu behalten, sondern sie zu verpachten. Dabei fließt nun fast das Doppelte gegen sonst in die Staatscasse, und dennoch werden fast alle Pächter solcher Domänen in kurzer Zeit wohlhabend. Dabei gewinnt nun der Staat in mehrfacher Hinsicht: einmal dadurch, daß er seine Einnahmen davon direct fast verdoppelt; zum Zweiten, daß er eine wohlhabende Classe von Einwohnern bekommt; zum Dritten, daß auf diesen kräftig betriebenen Oekonomien wiederum eine Menge Menschen guten Erwerb haben, und zum Vierten, daß mit der vermehrten Production der Nationalreichthum und die Volkskraft zunimmt. Dieß alles ist so klar und einleuchtend, auch so thatsächlich bewiesen, daß man sich wundern könnte, wie man dieß nicht längst in allen Staaten eingesehen und nachgeahmt hat, wenn es nicht in den menschlichen Verhältnissen zuweilen so versteckte Hindernisse gäbe, zu welchen nur das scharfe Auge Weniger dringt, und wenn nicht diese Hemmnisse oftmals von der Art wären, daß sie immer noch leichter entdeckt als beseitigt werden. In dem weiter unten folgenden Abschnitt von Pachtungen werde ich Gelegenheit haben, Winke zu geben, wie ein Pachtungssystem zum größten Vortheile des Staates überall bei den Domänen einzuführen wäre.

Weil diese Art Landgüter in manchen Staaten so wenig einträgt, so hat man zuweilen zum Verkauf derselben gerathen. Offenbar mußte der Staat momentan dadurch gewinnen, und das um so mehr, als in unsern Zeiten fast alle Staaten mit einer ungeheuren Schuldenlast beladen sind, deren

Verzinsung in manchen fast die Hälfte, wenn nicht noch mehr, der ganzen Einnahme aufzehrt, und die stets neue Auflagen nöthig macht. Betrachten wir die Sache ein wenig genauer und von mehreren Seiten, so finden wir, daß in der That durch den Verkauf der Domänen dem Staat eine augenblickliche Hülfe zu Theil wird. Nehmen wir an, er ist genöthigt 5 Millionen Thaler zu borgen. Bei der Menge von Staatsschulden ist der Credit sehr gesunken, und es werden alle Anleihen mit Verlust gemacht, der sich bei manchen Staaten bis auf 20 — 30% beläuft. Rechnen wir denselben in unsrem Fall auf 15%, so opfert der Staat bei jenen 5 Millionen Thalern eine Summe von 750,000 Thlr., indem er bei seiner Anleihe anstatt 5 Millionen nur 4,250,000 Thlr. erhält. Verzins't muß die ganze Summe werden, und Gleiches gilt von der Rückzahlung. Oder soll diese nie erfolgen? — Wehe dem Staate, dessen Verwaltung nicht daran schon im Augenblicke der Anleihe denkt! — Und wer leistet die Mittel zu den Zinsen und zur Zurückzahlung? — das Volk! Für dieses ist es also von hoher Bedeutung, daß die Einkünfte des Staates in keiner Art verkürzt werden. Wenn nun der gedachte Staat anstatt jener Anleihe für 4,250,000 Thlr. Domänen verkauft, so kann er sich im vorliegenden Falle dieses Kaufpretium zu 5 Millionen rechnen. Nun bemerkte ich oben, es würden in manchen Staaten die Domänen fast doppelt so hoch bezahlt, als der Schätzungswerth nach dem Satze der dreiprocentigen Verzinsung beträgt, wobei sich denn das darin ruhende Capital effective nur zu 1½% verzins't hätte. Dazu treten denn auch noch die 750,000 Thlr., welche man bei der Anleihe Verlust hätte, woraus sich denn folgendes Facit ergibt. Verkauft der Staat die Domänen nicht, so bekommt er die darin ruhenden 4,250,000 Thlr. zu 1½% verzins't, und nimmt also ein: 63,750 Thlr. Dagegen aber borgt er 5 Millionen Thaler (bekommt aber freilich nur 4,250,000 Thlr.), welche er mit 4% verzinsen muß, und was ihm eine jährliche Ausgabe von 200,000 Thlr. macht. Er verliert also alljährlich, da er von den Domänen, deren Verkauf ihn vor der Anleihe geschützt

hätte, nur 63,750 Thlr. einnimmt, die Summe von 136,250 Thaler, welche von der Nation aufgebracht werden muß, und wofür das Land keine andere Entschädigung hat, als daß sich einige Beamtete wohl befinden und sich bereichern, und wobei es noch den directen Verlust einer verminderten Production erleidet. — Der Gegenstand ist von höchster Wichtigkeit und bei weitem noch nicht in seiner ganzen Größe gewürdigt worden.

Aber es ist und bleibt immer eine mißliche und in hohem Grade bedenkliche Sache, Staatsdomänen zu veräußern, und damit künftigen Generationen die Mittel zu rauben, welche eine Stütze in der Noth gewähren, obgleich Staatsanleihen eine noch grausamere Anticipation des Erwerbs künftiger Geschlechter sind. Sollte es denn kein Mittel geben, beide Uebel zu mildern? — Ich glaube in der Verpachtung der Domänen liegt es. Freilich wird man mir wohl einwenden, daß diese zu keiner hohen Rente getrieben werden würden, wenn man weiß, daß die Domänen zeither so wenig eintrugen. Verständige und industriöse Pachtunternehmer wissen jedoch, worin die Ursache solch niedrigen Ertrages liegt. Und gesetzt auch, es wäre die Pachtsumme im ersten Umlauf nicht allzuhoch, immer wird sie doch wohl das Doppelte des bisherigen Reinertrages gewähren. Und sind nur einmal die ersten Pächter reich geworden, so wird die Concurrenz die Pachtpension bald in die Höhe treiben. Wie aber überhaupt dabei zu verfahren sey, und ob man nicht in vielen Fällen die Erbpacht vorziehen solle, das wird ausführlicher in dem schon angeregten, weiter unten folgenden Abschnitt von Pachtungen gezeigt werden. — Vorläufig läßt sich aber bemerken, daß bei dringenden Bedürfnissen des Staates eine Vererbpachtung schneller aushilft, als eine Verpachtung auf Zeit, weil bei jener augenblicklich ein Capital, dessen man dringend bedarf, eingeht, und nebenbei auch noch eine Rente gesichert wird, welche im glücklichen Fall eben so hoch seyn kann, wie der zeitherige Reinertrag, so daß also das bei Abschluß der Erbpacht erhaltene Capital als reiner Gewinn zu betrachten ist.

B. Die Majorate.

Man könnte mir einwenden, daß solche wirkliche Besitzthümer sind, und daß der Besitz bloß insofern beschränkt sey, als er immer nur auf den ältesten nächsten Verwandten in der Familie übergeht. Da jedoch der jedesmalige Inhaber keineswegs damit wie mit einem freien Eigenthum unter allen Umständen verfahren kann und darf, und da ihm weder ein Verkauf, noch eine Verpfändung, sondern nur die Benutzung derselben auf Lebenszeit zusteht, so gehören solche Güter in die hier aufgestellte Kategorie. Denn es ist der Besitzer eines Majorats auch außerdem, daß er nicht frei damit schalten und walten kann, verpflichtet, es in demselben Zustande, wie er es überkommt, an seinen ältesten Sohn, als Nachfolger im scheinbaren Besitze zu überliefern.

Die Ansichten über den Nutzen oder den Nachtheil, welchen solche Majorate sowohl für einzelne Familien, als für das Land, in welchem sie gestiftet sind, haben, sind sehr verschieden, und es gehört in die landwirthschaftliche Politik vorzugsweise, Gründe für und wider dieses Institut aufzustellen und aus diesen ein Conclusum abzufassen. Diejenigen, welche sie für einen Gewinn, also für nützlich sowohl für die Familien, in welchen sie gestiftet sind, als für das ganze Land halten, führen für ihre Meinung nachfolgende Gründe an.

1) Bilden Majorate einen unantastbaren Stamm für diejenigen Familien, in welchen sie gestiftet sind, und wenn auch in denselben nur immer ein Einzelner im Hauptbesitz ist, so kann er doch allezeit aus diesem Gute die Mittel gewinnen, den bedürftigen Mitgliedern beizustehen und aufzuhelfen. Auf diese Art ist ein Majorat eine Stiftung zum Wohl einer Familie, welche unter keinem Vorwand angegriffen oder verkleinert werden darf. Wie viele Familien gibt es nicht, welche durch die Zeitumstände, oder durch eigene Schuld verarmt, deren Besitzthum in fremde Hände übergegangen und denen alle Mittel zum Wiederemporkommen geraubt sind, welche aber, hätten ihre Urahnen ein Majorat gestiftet, in demselben eine Stütze finden würden, und wodurch ihnen nebenbei noch

die

die Genugthuung würde, den Glanz ihrer Familie nicht ganz erlöschen zu sehen.

2) Kann es einem Staate nicht gleichgültig seyn, daß alte berühmte Familiennamen gleichsam verschwinden, und er muß deßhalb Partei für die Majorate nehmen. Dabei kann ihn aber diese Ansicht nicht allein leiten, sondern es muß ihm auch daran liegen, die bisherigen Stützen seiner Kraft nicht brechen zu sehen. Denn haben sich auch die Verhältnisse im Laufe der Zeit geändert, und bedarf auch in der gegenwärtigen der Staat nicht solcher Stützen allein, sondern auch anderer, vielleicht noch kräftigerer, wie z. B. die des wohlhabenden Mittelstandes, so können dennoch die Majorate am besten geeignet seyn, der allzugroßen Zersplitterung des ländlichen Grundeigenthums einen Damm zu setzen. Daß aber große Güter neben den kleinen zum Wohle des Ganzen erforderlich sind, habe ich weiter oben schon zu beweisen gesucht.

3) Majorate sind in monarchischen Staaten als eine Nothwendigkeit zu betrachten. Der Thron des Regenten muß mit Glanz umgeben seyn, und diesen können ihm nur reiche Besitzer großer Ländereien geben. Sind letztere aber veräußerlich, so ist fast mathematisch nachzuweisen, daß es in einer gewissen Zeit an großen Güterbesitzern fehlen werde, welche den Thron mit jenem Glanz umgeben sollen. Daher werden auch in solchen Staaten die Majorate niemals aufgehoben, sondern es wird vielmehr die Erlaubniß zur Stiftung von neuen gegeben.

4) Auf Majoratsgütern bildet sich eine Art von patriarchalischem Wesen, welches höchst wohlthätig auf alle wirkt, die zunächst von demselben berührt werden. Wenn Jahrhunderte hindurch eine und dieselbe Familie im Besitz einer großen Herrschaft ist, so gewinnt sie auf alle unter ihr Stehenden einen überschwänglichen Einfluß, und sie bekommt alsdann fast dieselbe Autorität über sie, wie in den uralten Zeiten die Patriarchen sie über alle diejenigen hatten, welche zu ihrem Stamme gehörten. Dieß aber wirkt in hohem Grade wohlthätig, und es kann der Majoratsherr durch Beispiel und

Wort tausend Uebeln bei seinen Untergebenen vorbeugen. Und gerade in der neuesten Zeit stehen solche Punkte wie Oasen in den allgemeinen Wirren; in der Zeit, wo die Begriffe von Freiheit und Recht durcheinander gähren und schon so manches Uebel herbeigeführt haben, können sie der Anker werden, an welchem das Staatsschiff sich festhält.

Ich übergehe, was sich etwa sonst noch zu Gunsten der Majorate sagen ließe und komme zu dem, was man gegen sie einzuwenden hat. Man wirft ihnen vor, daß sie

1) dazu dienten, einem gewissen Schlendrian in der Oekonomie zu huldigen. So wie sie auf das starre Beharren bei alten Formen und Institutionen begründet sind, so gehe man auch im Betrieb der Oekonomie in denselben nicht mit der Zeit fort. Das Interesse des jedesmaligen Besitzers sey nicht rege genug, weil nur Ein Glied seiner Familie Erbe des Besitzthums werde; und wenn dieses Glied nicht gerade von ihm besonders geliebt sey, so suche er auf Kosten der guten und zweckmäßigen Verwaltung Geld zu sammeln, um die andern Glieder zu bedenken. Dieser Vorwurf ist nur einseitig begründet, und er paßt eigentlich nur auf die Seniorate, von welchen ich bald sprechen werde.

2) Es begehe der Stifter eines Majorats für ewige Zeiten eine Härte gegen alle übrigen Glieder einer Familie, indem er bloß das eine begünstigt. Denn während dieses zu Reichthum und Wohlseyn gelangt, versinken die andern in Dürftigkeit. Daß auch dieser Vorwurf nicht ganz begründet sey, und am allerwenigsten sich auf eine weite Zukunft ausdehnen lasse, das läßt sich am überzeugendsten dadurch darthun, daß Familien, in welchen keine Majorate vorhanden, eben so schnell herabgekommen sind, wie die ausgeschlossenen Glieder jener Majorate, und daß in solchen weder Stamm noch Stütze blieb, durch welche die herabgekommenen Glieder wieder hätten emporkommen können.

3) Majorate bilden einen Staat im Staat, und die Besitzer derselben erlangen eine Art von Souveränetät, welche der des Landesoberhauptes gefährlich werden kann. Dieß ist

der gerade Gegensatz von dem, was in Nr. 3) für die Majorate behauptet war. Prüft man die Sache streng und unparteiisch, so wird man wohl ohne Zweifel dem Für mehr beistimmen als dem Wider. Denn es würde eine große Umwälzung der Dinge und aller Verhältnisse bedürfen, um das Interesse der Majoratsbesitzer von dem des Throns zu trennen.

4) Wollte man aber auch ja zugeben, daß in den Majoraten mehr eine Stütze als eine Gefahr für den Thron läge, und daß sie dazu dienten, denselben mit Glanz zu umgeben, so bedürfe es ja dieser nicht, weil ein großer Monarch sich solche Stützen leicht selbst schaffe, wie die Geschichte von mehreren und in der neuesten Zeit von Napoleon nachweis't. Dieser Einwand bekräftigt die Nützlichkeit der Majorate für den verhandelten Fall, anstatt sie zu widerlegen. Denn es haben alle großen Regenten eingesehen, daß sie solcher Stützen bedürfen, und daß es nöthig war, ihren Thron mit Glanz zu umgeben.

5) Treten auch die Majorate einer Zerkleinerung des Besitzthums in den Weg und verhindern die erhöhte und steigende Agricultur, so wie die vermehrte Production der Lebensbedürfnisse, und sind sonach eine Hemmung der zunehmenden Bevölkerung. Auch dieser Einwurf ist schon in Nr. 2) des Für widerlegt und fand auch seine Abfertigung schon in dem zweiten Capitel.

Augenscheinlich bildet sich nun aus dem Für und Wider der Schluß, daß Majorate kein Uebel für ein Land sind; daß eine gewisse Zahl derselben den Flor und das Glück desselben sichern können; daß aber daraus nicht folgt, es müßten, je mehr deren wären, auch ihre wohlthätigen Wirkungen um so ausgedehnter seyn. Wie Manches gibt es nicht in der Welt, welches, in einem gewissen Maße vorhanden, zur größten Wohlthat wird, wogegen das Uebermaß desselben eine Menge von Uebeln nach sich zieht. Von dieser Ansicht gehen denn auch weise Staatsverwaltungen aus, und sie erschweren die Gründung neuer Majorate eben so sehr, wie die Aufhebung schon bestehender.

C. Die Minorate.

Den Majoraten fast ganz gleich sind die Minorate, und der Unterschied liegt allein in der Beerbung derselben, daß nämlich dort jedesmal der älteste und hier der jüngste nächste Anverwandte zum Besitze kommt. Was sich also Günstiges oder Nachtheiliges von jenen sagen läßt, das gilt auch von diesen; nur dürfte zu letzterem noch ein Punkt mehr treten, welcher darin liegt, daß Minorate öfters unter Vormundschaft kommen und allen Vor- und Nachtheilen einer solchen Verwaltung unterworfen sind.

D. Die Familien-Fideicommisse.

Die Vortheile der Majorate, mit möglichster Umgehung der Unbequemlichkeiten und Nachtheile derselben, hat man durch die Stiftung von Familien-Fideicommissen zu erreichen gesucht. Ich spreche, wie sich wohl von selbst versteht, hier nur von Landgütern als solchen. Da sie auf einen gewissen Zeitraum, oftmals auch auf immer nur im Besitz einer gewissen Familie bleiben sollen, so erreicht man dadurch den unter Nr. 1) bei den Majoraten angegebenen Vortheil. Dabei aber liegt noch ein zweiter darin, daß der Besitz solcher Güter nicht gerade auf eine bestimmte Person in der Familie beschränkt ist. Stiftungen dieser Art haben für ein Land unstreitig mehr Gewinn als Verlust, und sie sind am besten geeignet dem völligen Erlöschen ehemals blühender Familien vorzubeugen. Ich würde nur das schon Gesagte wiederholen müssen, wenn ich die Vortheile und den Schaden, der sich für das Ganze wie für das Einzelne aus diesen Institutionen herleiten läßt, aufzählen wollte.

E. Die Seniorate.

Aehnlich, aber dennoch in Wesen und Tendenz von den vorigen verschieden, sind die Seniorate. Ihre Nutznießung geht jederzeit auf den Aeltesten in der Familie über, ohne daß dabei der nähere oder entferntere Grad der Verwandtschaft in Betrachtung käme. Welchen Nachtheilen solche Güter aus-

gesetzt sind, leuchtet auf den ersten Blick ein. Ich gestehe, daß es mir bei allem Suchen nicht gelungen ist, auch nur einen einzigen probehaltigen Vortheil derselben aufzufinden. Von dieser Ansicht scheinen denn auch die Gesetzgeber vieler Staaten ausgegangen zu seyn, indem sie geradezu neue Stiftungen solcher Seniorate untersagen. Es ist mit denselben weit schlimmer, als wie mit den Stiftungen für Klöster. Denn bei diesen kommen doch die Nutznießer in jüngern Jahren zum Genuß, auch sind mit denselben noch wohlthätige Zwecke verbunden. Zur Stiftung von Senioraten scheint überall nur eine bizarre Laune verleitet zu haben. Denn edle oder weit aussehende Zwecke lassen sich, trotz aller Mühe, dabei nicht auffinden. Ich will nur einige der schreiendsten Nachtheile derselben anführen.

Fürs Erste kommt der Nutznießer in der Regel erst in den scheinbaren Besitz, wenn er bereits ein Alter erreicht hat, wo er für Vieles abgestumpft ist, und wo er weder das Glück solchen Besitzes ganz würdigt, noch für irgend eine Verbesserung des Besitzthums Sinn und Lust mehr hat. Und warum sollte er denn auch an eine solche denken, da er ja auf seine Lebenszeit für seine sorgenfreie Subsistenz gesichert ist, und da er ja die Früchte dieser Verbesserungen an entfernte, ihm ganz gleichgültige Anverwandte hinterlassen müßte?

Fürs Zweite folgt aus dem eben Gesagten, daß von allen den auf einander folgenden Nutznießern auch nicht ein Einziger etwas zur Emporbringung eines solchen Seniorats thun werde. In der That sind auch die meisten derselben in einem Zustande, wie sie vor Jahrhunderten gewesen sind, und an ihnen gehen alle Verbesserungen und Fortschritte der Zeit vorüber, wie der Sturm an einem Felsen. Nur wenige Ausnahmen machen die, welche von den zeitigen Nutznießern verpachtet werden. Da aber auch solche Pachten höchst unsicher sind, indem der Pächter bei dem jeden Augenblick bevorstehenden Wechsel im Besitze fortwährend in Gefahr ist, das, was er auf Verbesserungen anlegt, zu verlieren, so kann auch er weniger thun, wie an jedem andern Orte.

Fürs Dritte entstehen nicht selten Familienzwiste und lange Processe bei der Erledigung eines solchen Besitzthums. Tag, Stunde und Minute der Geburt muß bei der Bewerbung um diesen Besitz genau nachgewiesen werden, um sein Recht zu begründen. Je zahlreicher und je weiter verzweigt solche Familien sind, um so schwieriger wird die Ausmittelung des Erbrechts.

Zum Vierten ist das eiserne Inventar (oder der jedesmal verbleibende Bestand) noch ein Ueberbleibsel früherer Jahrhunderte, und er genügt für unsre Zeit in keiner Art. Daraus folgt nothwendig ein Mehrbestand (Plusinventar), dessen Abschätzung und Uebernahme wiederum eine Menge von Schwierigkeiten und Zänkereien herbeiführt. Trotz alle dem aber ist solcher Bestand gewöhnlich so gering, daß er nicht einmal zur Führung einer ganz gewöhnlichen Wirthschaft genügt. Denselben zu vermehren, liegt wenig in dem Interesse eines alten, den Hoffnungen des Lebens bereits zum Theil entsagenden Menschen, und so bleibt es denn stets beim Alten, und der Schlendrian beginnt bei dem neuen Nutznießer da, wo er beim alten endigte.

Ich könnte diese Jeremiade noch weiter ausdehnen, wenn es ein Genuß wäre, sich mit etwas Jammervollem recht lange zu beschäftigen. Gäbe es in einem Lande viele Seniorate, so wäre ihm der Stoff zu seinem Verderben eingeimpft, und der Erfolg würde nicht lange ausbleiben. Glücklicherweise ist ihre Zahl überall gering, und ich würde es für eine weise Maßregel eines Staates halten, welcher dieselben gegen eine ewige Rente für die dabei betheiligten Familien einzöge. Meiner Ansicht nach wäre die Maßregel, welche diese Seniorate aufhöbe, fast weniger hart, als die, welche dieß mit den Klöstern that. Der Grund, daß diese der gegenwärtigen Zeit nicht mehr angemessen waren, könnte wohl für jene in gleichem Grade gelten.

F. Die Landgüter der geistlichen Stiftungen.

Deren gab es noch vor einem halben Jahrhundert in Deutschland mehr als doppelt so viel, wie gegenwärtig. Die

Aufhebung eines Theils derselben erwähnte ich so eben. In frühern Zeiten besaßen diese Stiftungen einen bedeutenden Theil des ganzen ländlichen Grundeigenthums. Dieß Verhältniß hatte sich auf zweierlei Art gebildet. Das Einemal waren es Mönche, welche an vielen Orten zuerst in die Wildnisse drangen, und mit Hülfe einiger ihnen zugethanen Laien die Wälder lichteten und ordneten, und den Boden cultivirten; das Andremal vermachten große Grundbesitzer nicht selten ihr ganzes Besitzthum oder doch einen großen Theil desselben an Klöster, um dadurch ihren Frieden mit Gott zu machen. Denn man wähnte, die Mönche stünden diesem näher wie die andern Menschenkinder, und sie könnten also auch leicht ein gutes Wort bei dem lieben Gott einlegen. — Ueberdieß verleitete die Rohheit der Zeit zu manchen Verbrechen und Unthaten, und wenn dann das mahnende Gewissen seine Rechte geltend machte, so gab der Sünder in seiner Angst gern alles hin, was er an zeitlichen Gütern besaß, um nur Ruhe in seinem Innern zu bekommen, und um sich die Himmelspforte, welche ihm jetzt verschlossen schien, öffnen zu sehen. So waren denn diese Stiftungen auf die rechtmäßigste Art von der Welt zu ihrem Besitze gelangt, und nur sehr wichtige Gründe und überwiegende physische und moralische Vortheile für den gesellschaftlichen Verband konnten eine von ihrer Seite unfreiwillige Auflösung herbeiführen. Ich habe es hier nicht mit der Politik des Staates, sondern nur mit der der Landwirthschaft zu thun, daher ich auch die Sache nur von meinem Gesichtspunkt aus zu betrachten und abzuhandeln habe.

Stellen wir nun zunächst die Frage auf: üben diese Stiftungen auf die Landwirthschaft, insoweit sie mit derselben verbunden sind und in Berührung stehen, einen günstigen oder nachtheiligen Einfluß? —

Wir müssen die Beantwortung dieser Frage von zwei Seiten thun, das Einemal von der: ob sie der landwirthschaftlichen Production im Allgemeinen förderlich oder hinderlich sind, und das Zweitemal: ob der Theil der Bevöl-

kerung, welcher in die Oekonomien der gedachten Stiftungen verflochten ist, Schaden oder Nutzen davon habe.

Was den ersten Theil anbelangt, so ist es durch den Augenschein bewiesen, daß auf den Landgütern solcher Stiftungen fast niemals, oder doch wenigstens höchst selten die Oekonomie sich in einem musterhaften und nachahmungswerthen Zustande befinde. Diejenigen, welche sich unmittelbar mit deren Betrieb beschäftigen, sind Miethlinge, welche noch dazu unter weniger Aufsicht stehen. Wie könnte man da von ihnen, wenn nicht etwa gerade ein innerer Trieb sie spornt, erwarten, daß sie ängstlich und unermüdet darauf bedacht seyn sollten, immer und überall den höchsten Ertrag zu erzielen und immer und überall diesen Ertrag in die höchste Rente zu verwandeln. Wie könnte man solches erwarten, zumal sie wissen, daß diejenigen, für welche sie wirthschaften, der Mittel genug haben, um des Leibes mehr zu pflegen, als ihnen gewöhnlich ihre Ordensregeln vorschrieben. Wie sollte eine strenge Aufsicht über sie geführt werden, da diejenigen, welche dieß thun müßten, die Vorschriften der christlichen Duldung und Nachsicht mehr als andere Menschen ausüben sollen?

So ist es denn wohl unumstößlich bewiesen, daß auf solchen Gütern die Landwirthschaft eben nicht nach den rationellsten Grundsätzen und mit dem eminentesten Fleiße betrieben wird, und daß sie mithin nicht zu dem Grade von Production gelangt, zu welchem sie wohl gelangen könnte. Auch würde sich, durch Vergleichung der Rechnungen, vielleicht factisch nachweisen lassen, daß diese Güter, nachdem sie vom Staat eingezogen worden sind, bei weitem mehr als wie zuvor erzeugen. — Und hiezu tritt unter andern auch noch der Umstand, daß die Klostergüter stets eine große Menge von Teichen anlegten und unterhielten, um ihren Bedarf an Fischen zu decken, wodurch denn keine geringen Landflächen verloren gingen, welche nun nach der Aufhebung wieder an die Oekonomie zurückfallen. Es hat also die Landwirthschaft in ihrer Production durch die Aufhebung

der Klöster gewonnen, und damit ist auch der ganzen Bevölkerung ein Gewinn entstanden.

Hinsichtlich des zweiten Theils der Antwort steht es aber anders. „Unterm Krummstab ist gut wohnen!“ ist ein altes bekanntes Sprüchwort, und es befinden sich fast alle diejenigen, welche mit den Landgütern der geistlichen Stiftungen in Verbindung stehen, wohl. Nehmen wir zuerst die bei der Landwirthschaft angestellten Beamteten. Ich bemerkte vorhin, daß sie eben unter keiner genauen Aufsicht stehen, und daher wird auch keine allzustrenge Rechenschaft von ihnen gefordert. Die für sie hieraus sich ergebenden guten Folgen sind unverkennbar. Sie befinden sich wohl und sind auch im Stande, auf eine sorgenfreie Zukunft für ihre Familien bedacht zu seyn. — Ferner verbreitet sich dieser Segen auch auf die sämmtlichen Dienstboten, die denn ebenfalls, wenn sie das, was sie erwerben können, nicht vergeuden, an Ersparnisse denken können. — Aber auch alle Unterthanen solcher Güter sind gewöhnlich weniger dem Druck ausgesetzt, als wie die, welche unter weltlicher Herrschaft stehen. Da nun noch dazu die geistlichen Güter fast immer in den gesegnetsten Gegenden liegen und sich eines sehr fruchtbaren Bodens erfreuen, so findet man auch die Unterthanen derselben meistentheils in guten Umständen, und es herrscht da weniger Armuth und Noth, wie sonst irgendwo. Daß auf denselben noch außerdem eine ausgedehnte Armenpflege und Almosenvertheilung stattfindet, gehört unmittelbar nicht hieher.

So stünde denn Vortheil und Nachtheil der geistlichen Güter einander gegenüber, und es ist abzuwägen, welcher von beiden der größte sey.

Wenn für ein ganzes Land aus irgend einer Maßregel Gewinn entsteht, so wird dieser, in einer ganz natürlichen Folgereihe, auch den Einwohnern derselben zu Theil. Jemehr die Production des Landes erhöht wird, ohne daß dabei eine übermäßige Bevölkerung das Gleichgewicht zwischen Erzeugung und Verbrauch immer wieder aufhebt, desto

besser ist es für die Bewohner desselben. Die Menge der zur Befriedigung aller menschlichen Bedürfnisse nöthigen Producte ist es, welche das Glück des Landes und also auch des Staates begründet und erhöht, und jemehr ein Volk, hinsichtlich dieser Bedürfnisse, für alle Fälle gedeckt ist, um so glücklicher kann man es nennen. Denn das allein ist der wahre Reichthum, den es jemals besitzen kann. Wir nennen ein Individuum reich, wenn es viel Geld besitzt. Aber es ist nicht das Geld, wodurch es eigentlich reich ist, sondern weil dieses das Mittel ist, sich alles, was zur Befriedigung sämmtlicher Lebensbedürfnisse erforderlich ist, jeden Augenblick und ohne Schwierigkeit anschaffen zu können, so befindet sich jenes Individuum gleichsam im fortwährenden Besitze solcher, alle Bedürfnisse befriedigender Dinge. — Versetzen wir den Reichen einmal in Gedanken mit allen seinen Schätzen auf eine wüste, unfruchtbare Insel, und er wird der ärmste unter allen Menschen seyn, und es werden seine Schätze nicht mehr Werth für ihn haben, als der unfruchtbare Sand unter seinen Füßen. — Also der Weg, auf welchem man mehr Producte zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse gewinnt, ist dem vorzuziehen, wo die Production geringer ist, selbst wenn auch Einzelne auf diesem sich weit besser befinden sollten, und es bildet sich hieraus eine Entscheidung zu Gunsten der Aufhebung der Klöster und Einziehung ihrer Landgüter.

Hier muß ich mich aber gegen den Vorwurf eines Widerspruchs decken. Ich habe oben bei der Gegeneinanderstellung großer Landgüter gesagt: es sey ein Staat glücklicher, welcher nicht übermäßig dicht bevölkert sey, als ein anderer, von dem dieses gilt, selbst wenn auch dieser der Erde mehr Producte abgewönne, wie jener. Dort handelte es sich darum, zu beweisen, wie das Verhältniß der Production zur Menschenzahl stehe, weil darnach allein die Kraft und der Reichthum der Nation zu beurtheilen sey. Denn es sey ein Volk nicht durch die Zahl allein stark, sondern vielmehr durch seine innere Kraft, die sich denn besonders

auf eine gewisse Wohlhabenheit, d. h. auf den Besitz der zum Leben im weitesten Sinne nothwendigen Dinge gründe.

Wenn ich nun hier behaupte, es sey für Volk und Staat darum die Einziehung der geistlichen Güter gewinnreich, weil durch diese Maßregel der Weg zu einer vermehrten Production geöffnet worden, so kommt hier das Verhältniß der Volkszahl in keine weitere Berührung, und sie wird einstweilen als gleichbleibend angenommen.

Wollten wir nun die durch jene Einziehung verloren gegangene Gemächlichkeit und das Wohlbefinden der Menge von Individuen, welche ihren Vortheil unter der geistlichen Herrschaft fanden, auch vindiciren, so würden wir am Ende zu dem Schlusse verleitet werden, daß Schmarotzerpflanzen stets den guten Pflanzen Platz machen müssen, und daß die Ausrottung jener nirgends Schaden bringt.

So wäre denn von Seite der landwirthschaftlichen Politik die Aufhebung der Klöster oder vielmehr die Einziehung von deren Gütern gerechtfertigt. Wie dieß auf gleiche Weise von Seite der Staatspolitik geschehen könne, damit haben wir es hier nicht zu thun.

Ich habe dem Anscheine nach in diesem Abschnitt die Güter sämmtlicher milden Stiftungen durch einander geworfen und alsdann wieder vorzugsweise die der Klöster ins Auge gefaßt. Dieß that ich darum, um nicht durch allzu viele Unterabtheilungen meinen Vortrag zu verläugnen; auch ließen sich dieselben hinsichtlich ihrer Bewirthschaftung wohl alle so ziemlich unter Eine Kategorie bringen. In mehreren Staaten sind aber die Landgüter der milden Stiftungen verpachtet, und es haben dabei diese wohlthätigen Institute bei weitem mehr Gewinn als bei eigener Bewirthschaftung. Da ich bald über Verpachtungen im Allgemeinen sprechen werde, so habe ich hier einstweilen nichts darüber zu sagen, sondern nur auf diesen Abschnitt hinzuweisen.

G. Die Pfarr- und Schulwidmuthen.

Ich weiß sehr wohl, daß diese mit zu den geistlichen Stiftungen gehören, und daß sie also mit diesen zugleich hätten abgehandelt werden sollen. Ihrem Wesen und den Absichten bei ihrer Stiftung nach ist diesem auch nicht zu widersprechen. Aber ein Anderes ist es mit ihrer Nutznießung. Wo jene Güter ganzen Corporationen zufielen, da fallen diese nur an Einzelne, und wo jene sie nothwendigerweise durch fremde Personen verwalten lassen müssen, da kann diese der Nutznießer selbst beaufsichtigen und bewirthschaften. Ob es aber dem Stand und den Functionen der Pfarrer und Schullehrer Eintrag thue, wenn sie sich persönlich mit der Bewirthschaftung ihrer Widmuthen befassen, das werde ich bald in Erwägung ziehen. Das aber kommt zuerst in Betrachtung, ob Pfarrer und Schullehrer auch neben ihrem Amte tüchtige Landwirthe seyen, und den ihnen zur Benutzung zugewiesenen Grund und Boden zweckmäßig, d. h. so bewirthschaften werden, daß ihm, wenn auch nicht die möglich höchste, jedoch die Menge von Producten abgewonnen würde, welche ein verständig betriebener Landbau zu erzeugen vermag. Sehen wir zunächst auf den Stand der in Rede stehenden Individuen, so können wir nicht gerade die größten Erwartungen haben, weil ihr Amt der Landwirthschaft ein wenig heterogen ist; sehen wir aber auf die Ausbildung ihres Verstandes, vermöge deren sie leichter alles fassen, und für Verbesserungen, so wie für verständig geordnete Cultur empfänglicher sind, als wie der rohe und wenig gebildete Landwirth, so spricht die Sache für den eigenen Betrieb der Oekonomie auf den Widmuthen. Aber es sind auch noch eine Menge anderer Sätze und Gegensätze hierüber aufzustellen. Denn es ist zu allererst die Frage zu thun, wird der Pfarrer und Schullehrer nicht durch den Betrieb der Landwirthschaft von seiner höhern Bestimmung, nämlich von seinem Amt, entfernt? — Kann ihm die Oekonomie nicht bald zur Lieblingsbeschäftigung werden, zumal sie ihm, neben einer unterhaltenden Beschäftigung, auch Gewinn bringt? — Wird sie ihn nicht verleiten, in seinem Amte

saumselig zu werden und darin hinter der Zeit zurück zu bleiben, während er in der Landwirthschaft mit dieser fortgeht? —

Diese und ähnliche Fragen finden wir im praktischen Leben zum Theil günstig, zum Theil aber auch ungünstig beantwortet. Im Allgemeinen aber läßt sich wohl behaupten, daß die eigene Bewirthschaftung der Widmuthen in den meisten Fällen dem Amte der Pfarrer und Schullehrer nicht allein keinen Eintrag thue, sondern vielmehr förderlich sey. — „Dem Reinen ist alles rein!" Diesen Satz auf den vorliegenden Fall angewandt, so folgt, daß einen gewissenhaften und dabei gebildeten Pfarrer und Schullehrer die eigene Bewirthschaftung seiner Widmuth gewiß nicht von den höhern Pflichten seines Amtes abziehen, sondern ihn vielmehr zur Ausübung desselben noch fähiger machen werde. Diese Seelsorger sollen in allem durch Lehre und Beispiel auf die ihnen anvertrauten Gemeinden wirken. Bleibt ihnen also Zeit übrig, die Oekonomie ihrer Widmuthen selbst zu betreiben, so öffnet sich ihnen in denselben ein weites Feld für jenes Wirken. Mit der Literatur bekannt und vertraut, können sie alles, was diese zur Verbesserung der Landwirthschaft bietet, sich leicht aneignen und ins Leben rufen, und so ihren Gemeinden ein aufmunterndes Beispiel zur Verbesserung ihrer Oekonomie geben. Wenn sie damit bewirken, daß bei vielen Gliedern derselben die Dürftigkeit durch Wohlhabenheit verdrängt wird, so verschaffen sie ihnen damit zugleich das Mittel zur treuen Erfüllung ihrer Verpflichtungen gegen den Staat und zur Ausübung einer Cardinaltugend, der Wohlthätigkeit. — Aber auch den Fleiß werden sie bei denselben erregen. Nichts muntert den Landmann in höherem Grade zu demselben auf, als der gute Erfolg seiner Bemühung.

Dennoch aber brauchen Pfarrer und Schullehrer nicht den Pflug selbst in die Hände zu nehmen. Das Zuviel stiftet überall Schaden, und hier auch ganz besonders. Weil es manche Individuen dieser Classe zu weit trieben, darum warnte

man im Allgemeinen vor dem Befassen derselben mit Landwirthschaft. Aber es ist ein großer Unterschied zwi chen einem Geistlichen, welcher zur Ausfüllung müßiger Stunden und zu seiner Erholung und Belehrung Landwirthschaft treibt, und zwischen einem, welcher verbauert und seine Oekonomie mehr im Auge hat als sein geistliches Amt. Auch läßt sich wohl mit ziemlicher Zuversicht behaupten, daß derjenige, welcher sich durch den Betrieb seiner Oekonomie von der gewissenhaften Erfüllung seiner Amtspflichten abhalten läßt, auch ohne diese Veranlassung kein treuer Hirt seyn würde. — Daß aber Geistliche und Schullehrer durch eigene Ausübung der Landwirthschaft sehr viel Gutes stiften können, das ist thatsächlich schon durch so manches Beispiel bewiesen, so wie auch bekannt genug ist, daß solche Männer schon viel zur Förderung und Vervollkommnung der landbaulichen Wissenschaften gethan haben.

So wäre denn der Satz als begründet zu betrachten, daß es keine Störung im Amte des Pfarrers sowohl als des Schullehrers sey, wenn sie mit ihren Widmuthen als praktische Landwirthe auftreten. Ausnahmen von der Regel gibt es hier, wie überall. Denn es können der Amtsgeschäfte solcher Männer so viele seyn, daß ihnen zum landwirthschaftlichen Wirken keine Zeit übrig bleibt, oder sie können eine persönliche Abneigung vor dieser Beschäftigung haben. Alsdann ist es gewöhnlich, daß sie ihre Grundstücke verpachten, und da dieß fast allemal in kleinen Parcellen und an praktische Landwirthe ihrer Gemeinden geschieht, so entspringt dem Ganzen hieraus durch etwaige Mindererzeugung kein directer Schaden, aber den Nachtheil erleidet es dennoch, daß nun die Intelligenz nicht durch jene Männer gefördert wird. —

In wie fern aber es für die pecuniäre Stellung der Pfarrer und Schullehrer günstiger oder nachtheiliger sey, Widmuthen zur Benutzung, oder lieber anstatt deren baare Besoldung zu haben, das gehört weniger vor mein Forum. Darüber aber muß ich noch einige Worte sagen, ob es wohl besser seyn würde, wenn nach den Ansichten und Vorschlägen

mancher Staatswirthe die Widmuthen vom Staat eingezogen und deren Nutznießern angemessene Entschädigungen gegeben würden? —

Auch hier kann ich die Sache nur in meinen mir gesteckten Gränzen beurtheilen. Jene Vorschläge werden aus zweierlei Ursachen gethan. Die eine liegt in dem Vorwurfe, den man den Benutzern der Widmuthen damit macht, daß man behauptet, sie lassen sich durch deren Bewirthschaftung zu leicht und zu oft von ihren wichtigeren Amtspflichten abhalten; die zweite in der Unsicherheit des Einkommens, welches die Widmuthen gewähren, und welches z. B. bei Mißwachs leicht völlig unzulänglich für die Subsistenz der darauf Angewiesenen seyn kann; eine dritte aber auch darin, daß, wenn die Widmuthen eingezogen würden, eine allgemeine Regulirung und Ausgleichung der Besoldungen von Pfarrern und Schullehrern leichter zu machen sey. — Es ergibt sich aus dem Wesen aller dieser drei Einwendungen, daß sie mit der Politik der Landwirthschaft wenig oder nichts zu thun haben, weil diese nur darnach fragen kann, wie die in Rede stehenden Ländereien, und nicht, von wem sie verwaltet werden? — weil nur das Wie? in die allgemeine Production und mit dieser in das Staatsleben der Landwirthschaft und des Volkes eingreift.

H. Pachtungen von Landgütern.

Wenn man an die Spitze dieses Abschnittes die Frage stellen wollte: ob Pachtungen im Allgemeinen der Landwirthschaft und dem Staate Segen bringen? so kann man solche unbedingt bejahend beantworten. Denn einmal ist dieß factisch durch das Beispiel mehrerer Länder bewiesen, und zum Zweiten gibt uns eine vernünftige Folgerung dasselbe Resultat. Diese Folgerung ergibt sich auf zwei Wegen. Denn es liegt darum ein Gewinn für die Landwirthschaft in den Pachtungen: theils weil durch dieselben zwei Capitale, nämlich das des Eigenthümers und das des Pächters, vereinigt werden, mithin mit größerer Kraft und mit mehr Nachdruck gewirthschaf-

tet werden kann; theils weil, wie wir bald sehen werden, die Pächter gewöhnlich einen zweckmäßigern Betrieb der Landwirthschaft üben, als die Verwaltungen der Eigenthümer. Denn Letztere verpachten in der Regel nur alsdann, wenn sie sich nicht persönlich mit der Landwirthschaft befassen mögen, und sie dieselbe Miethlingen anvertrauen müssen.

Ich sage, es werden bei Güter-Pachtungen zwei Capitale vereinigt, und das ist auch in der That der Fall. Denn ohne Geldmittel kann und soll niemand eine Pachtung antreten, und diese sind sehr häufig bei den Eigenthümern durch die Erwerbung des Landgutes schon erschöpft. Wo sie aber im Hauptbetriebe fehlen, da geht dieser allezeit matt und die Landwirthschaft liefert, trotz Verstand, Kenntnissen und Erfahrungen, dennoch nicht die glänzenden Resultate, welche sie gewähren würde, wenn mit diesen sehr schätzbaren Gütern auch die Geldmittel vereinigt wären. — Kann daher ein Pächter sein Vermögen einzig und allein auf den Betrieb verwenden, und besitzt er außerdem jene Erforderniße, so darf man sich nicht wundern, wenn er günstigere Erfolge bewirkt, als wie der Eigenthümer, dessen Casse durch den Ankauf seiner Besitzung bereits fast ganz erschöpft ist. Zudem sind die Pächter von Landgütern gewöhnlich die ausübenden Landwirthe, und da sie sich auch im Durchschnitt weit mehr, wie die Eigenthümer persönlich mit der Landwirthschaft beschäftigen, so erklärt es sich leicht, warum in denjenigen Ländern und Staaten, wo viele Landgüterpachten bestehen, die Landwirthschaft auf einer höhern Stufe der Ausbildung und des Ertrages steht, wie in jenen, wo wenig dergleichen Pachten vorkommen. Die Beispiele hiezu liegen sehr nahe. Steht nicht England in der Landwirthschaft in ganz Europa oben an? Und ist nicht in diesem Lande der größte Theil der größern Landgüter verpachtet? In Deutschland sind solche Verpachtungen in Preußen und Sachsen am häufigsten, dagegen in den österreichischen Staaten am seltensten. In welchen von diesen der Landbauer mehr leistet, mag sich ein Jeder selbst beantworten.

Daß unverpachtete Landgüter sehr häufig von Miethlingen

lingen verwaltet werden, stellte ich ebenfalls auf. Es muß freilich ein Pächter von solchen, zumal wenn sie von Ausdehnung sind, auch fremde Hülfe bei der Aufsicht und Leitung haben, aber es ist mit derselben hier immer doch ein Anderes wie dort, weil seine Augen überall hinblicken, und seine Hand allenthalben schnell eingreift.

Es ist also vorhinein erwiesen, daß Güterverpachtungen für ein Land von Nutzen und Gewinn sind. Hierzu ist einstweilen nichts weiter zuzufügen, und ich kann zur weitläuftigern Verhandlung dieses Thema's übergehen.

Die Pachten theilen sich in zwei Arten, nämlich in Erbpachten und Zeitpachten, und ich werde von jeder derselben insbesondere handeln.

a) Die Erbpachten.

Erbpachten vereinigen für die Erwerber fast alle Vortheile, welche Besitzer und Pächter haben, in sich. Sie sind für Kinder und Kindeskinder als Besitzthum gesichert, und doch hat der erste Erwerber bei deren Antritt kein so großes Capital nöthig, als wie er bei einem Ankaufe bedarf, indem er nur die Hälfte des ganzen Werthes zu bezahlen braucht. Eigentlich ist eine Vererbpachtung, wenn sie unbedingt und ohne allen Vorbehalt von Seite des Verpächters eingegangen wird, nichts weiter, als ein Verkauf gegen Baarzahlung der Hälfte des Werthes, und Verzinsung der zweiten Hälfte, welche dann als unablösliches Capital auf dem Grundstücke haften bleibt. Man könnte freilich sagen, es befände sich der Käufer eines Landgutes in derselben Lage, wenn er die eine Hälfte des Kaufwerthes bezahlt, und die andere Hälfte entweder an den Käufer gegen Verzinsung schuldig bleibt, oder sie, unter gleicher Bedingung, von irgend jemand borgt. Aber daß die Sache nicht eine und dieselbe sey, davon überzeugen sich diejenigen Besitzer am leichtesten, denen Capitalien, welche auf ihren Grundstücken haften, gekündigt werden, und deren anderweitige Aufbringung besonders in der gegenwärti-

gen Zeit so schwierig ist, daß nicht selten eine dergleichen Kündigung zum Verkauf unter den ungünstigsten Umständen zwingt.

Ziemliche Aehnlichkeit mit Erbpachten aber haben die Güter, welche von irgend einer Creditanstalt Capitalien bis zur Hälfte des Schätzungswerthes gegen Verzinsung geborgt erhalten, wie dieß z. B. in den preußischen Staaten mit den sogenannten Landschaften der Fall ist. Denn diese kündigen das Capital auch nicht, sondern sequestriren nur die Güter, wenn der Becreditirte mit der Zinsenzahlung zurückbleibt. Dennoch aber findet auch hier noch ein Unterschied statt. Denn die Landschaften kündigen zuweilen einen Theil des Darlehns, wenn nämlich Zeitereignisse oder nachtheilige Umstände den Werth der Grundstücke, auf welchen der Credit ruht, herabsetzen und eine neue erniedrigte Abschätzung nöthig machen.

Doch ich will noch einige Worte speciell von den Erbpachten sagen. Wie bekannt, wird bei solchen gewöhnlich die Hälfte des ganzen Werthes der zu verpachtenden Ländereien bezahlt und die andere Hälfte nach niedrigem landesüblichem Zinsfuße verinteressirt, welches dann, verbunden mit den Zinsen, die sich der Erwerber von dem eingezahlten Capitale zu berechnen hat, die eigentliche Pachtquote ist. Solche Pachten haben für die, welche sie unternehmen, den Vortheil, daß alle Verbesserungen, welche sie mit Kosten machen, für sie und ihre Nachkommen nicht verloren sind, und daß sie, da sie mit der Erwerbung das Recht der freien Disposition, gleich einem vollen Eigenthümer bekommen, ihren Besitz an Fremde veräußern können, was alles bei Zeitpachten entweder gar nicht oder doch in beschränkter Art stattfindet. Dagegen aber bedürfen auch Erbpächter eines viel bedeutendern Capitals, wie Zeitpächter, und es kann, wenn ihr Vermögen durch die Auszahlung desselben allzu sehr geschwächt wird, ihnen dieß hinderlich in ihrem Wirthschaftsbetriebe werden. — Da in der Regel Erbpachtgüter von tüchtigen Landwirthen erworben werden, so findet man auf denselben ge-

wöhnlich eine gute und zweckmäßige Wirthschaftsführung, und sie können sonach als eine wohlthätige Institution in einem Lande gelten.

Ich habe hier noch etwas in Beziehung auf die Staats-domänen, zuzufügen. Als ich von diesen sprach, bemerkte ich, wie wenig dieselben trügen, wenn der Staat sie in eigener Regie habe, und wie viel derselbe verlöre, wenn er sie behielte und sie zu einem so überaus niedrigen Ertrage benutzte, und dagegen Anleihen mache, die er mit Verlust negozire und hoch verzinse. Ich stellte ein Beispiel auf von der Größe solchen Verlustes, und wies dabei darauf hin, wie viel er Gewinn mache, wenn er die Domänen verkaufe und seine Schuldenlast damit vermindere. Zugleich aber bemerkte ich, wie man eigentlich sich an den künftigen Generationen versündige, wenn man alles, was dem Staate zur Zeit der Noth eine Stütze und Hülfe gewähren könne, veräußere. — Durch Vererbpachtungen könnte man am besten den doppelten Zweck, nämlich Rettung eines sichern Staats-Einkommens und Aufbringung von Geld zu dringenden Bedürfnissen, erreichen. Es gibt Staaten, wo die Domänen, welche man in eigener Regie hat, bei weitem nicht so viel Reinertrag gewähren, als wie die Erbpachtrente (der sogenannte Canon) tragen könnte, auch wenn diese Domänen zu einem auffallend niedrigen Werthe vererbpachtet würden. Welcher Gewinn dabei dem Land erwüchse, das leuchtet vielfach ein. Denn es gewönne der Staat dadurch nicht allein unmittelbar sehr viel, indem er sein reines sicheres Einkommen vermehrte und große Capitalien gewönne, welche er sonst mit empfindlichen Opfern sich verschaffen mußte; sondern er hätte auch noch den mittelbaren großen Gewinn, daß er einer Menge von Einwohnern dadurch das Mittel zur Wohlhabenheit gewährte, und damit seine intensive Kraft stärkte. — Solche Vererbpachtungen wären auch leichter zu bewerkstelligen als wie directe Verkäufe, weil man zu jenen weniger baare Geldmittel bedarf, mithin die Concurrenz dabei viel größer ist. — Was aber

die landwirthschaftliche Production und mit dieser das ganze Volk gewönne, das stellt sich von selbst vor die Augen.

b) Die Zeitpachten.

1) Die Dauer der Pachtung.

Je länger ein tüchtiger, praktischer Landwirth ein Gut zu bewirthschaften hat, in desto höhern Flor stellt er es, und eine desto einträglichere Rente gewährt es ihm. Im Anfange seines Wirkens hat er eine Menge von frühern Vernachlässigungen gut zu machen, und dabei hat er so viele Auslagen, daß der geringe Ertrag durch dieselben aufgezehrt wird, und in den meisten Fällen gar nicht einmal zureicht. Dabei sind aber seine gebrachten Opfer nicht verloren; denn was er auf das anzubauende Land und die Einrichtungen in seiner innern Oekonomie verwandt hat, das bildet ein Capital, welches, wenn erst die Sache in guten Gang gekommen, sich hoch verzins't. Je mehr nun ein Landgut der Nachhülfe bedarf, desto länger dauert es, ehe es jene Zinsen trägt, und desto höher müssen solche auch seyn, weil das Anlagecapital zu bedeutender Höhe anwächs't. Faßt man diesen Gesichtspunkt richtig auf, so muß ein Hauptsatz bei einer Zeitpacht seyn, daß sie auf keine zu kurze Zeit abgeschlossen werde. Denn geschieht dieß, so verlieren Pächter und Verpächter; ersterer, wie es aus dem Gesagten hervorgeht, dadurch, daß er seine gemachten Auslagen mit Zinsen, sammt seiner Mühe, nicht völlig erstattet bekommt; und letzterer, daß sein Pächter nicht mit der Kraft und Vorliebe an Verbesserungen gehen wird, wodurch denn das Gut immer in einem Zustande mittlerer, vielleicht auch gar schlechter Cultur verbleibt. Außerdem muß ja wohl auch beiden Theilen daran liegen, keinem so häufigen Wechsel ausgesetzt zu seyn. Zu alledem treten dann noch die vielen Beschwerden und Kosten, welche mit einer oftmaligen Zurücknahme und wieder mit der Uebergabe eines Landgutes verbunden sind.

Gegen das Gesagte läßt sich wenig und fast gar nichts Gründliches einwenden, woraus denn folgt, daß ein Haupt-

princip bei Güterpachten seyn muß, sie auf eine möglich lange Zeit abzuschließen. In England, dem eigentlichen Lande solcher Verpachtungen, dauert der Zeitraum gewöhnlich mindestens 15 Jahre. In Deutschland, und namentlich in den preußischen Provinzen, wurden Domänenpachten ehemals in der Regel auf einen Zeitraum von 18 Jahren ausgegeben, nur später verkürzte man selbigen auf 12 Jahre. Man hat sich jedoch überzeugt, daß es in jedem Falle zuträglicher sey, einen längern Zeitraum stattfinden zu lassen, und so ist denn wiederum Grundsatz geworden, ihn zu 18 Jahren festzusetzen. — Bei Privatpachtungen schließt man jedoch meistentheils nur auf 6 bis 9 Jahre ab. In Sachsen finden nur wenig Verpachtungen von Staatsdomänen, dagegen viele von Privatgütern statt. Bei letzteren beobachtet man ziemlich ein gleiches Verfahren wie in den preußischen Provinzen, d. h. man richtet sich nach Umständen und Verhältnissen, wodurch denn die Pachtzeiträume sehr verschieden sind. Jedoch findet der Fall, wo man auf kürzere Zeit als auf sechs Jahre verpachtet, wohl höchst selten statt. Dagegen ist es in Polen nichts Seltenes, daß die Verpachtung nur auf 2 — 3 Jahre geschlossen wird. Die nachtheiligen Folgen dieses Verfahrens sind aber auch dort augenscheinlich, und es sind fast alle dergleichen Pachtgüter in einem überaus zerrütteten Zustande.

2) Die Art der Uebernahme der Güter, ob mit oder ohne Besatz (Inventar).

So wie es in dem einen Lande gebräuchlich ist, Landgüter mit vollem Besatze (fundus instructus) zu verkaufen, und sich diesen nach einer ungefähren Schätzung in dem Kaufpreise mit zu berechnen; in andern dagegen fast gar keinen Beilaß (Inventar) dazu zu geben, oder wenn dieß geschieht, sich denselben besonders vergütigen zu lassen, eben so gilt dieß auch bei Verpachtungen von Landgütern. Soll man aber ein Gutachten darüber abgeben, welches besser und für das Ganze zuträglicher sey, so muß die Entscheidung wohl ohne alles

Bedenken für den Beilaß seyn. Man denke sich nur die große Unbequemlichkeit für den Erwerber (Käufer oder Pächter) eines Landgutes, wenn er eine völlig leere und im Innern der Oekonomie von allem entblößte Landwirthschaft antreten soll. Die Größe der sogleich zu machenden baaren Ausgabe ist nicht die drängendste Verlegenheit, in welche er geräth, sondern es kann und wird ihn treffen, daß er eine Menge höchst nöthiger Gegenstände für den Augenblick gar nicht oder doch nur in sehr unvollkommenem Zustande haben kann, wodurch er denn gleich anfangs großen Nachtheil erleidet. Man denke sich dieselbe Noth für den Käufer wie für den Pächter, die hinwiederum den Eigenthümer eines Landgutes eben so gut trifft, wenn er dieses nach der Verpachtung zurückbekommt und selbst übernehmen muß. — Dagegen aber kommt dann bei der Rückgewehr der Pächter in einen umgekehrten Fall der Noth. Denn er weiß nun nicht, was er schnell mit dem Wirthschaftsbesatze machen soll, und er muß einen großen Theil desselben verschleudern. Um nun damit nicht allzu sehr gedrängt zu seyn, wird er schon in den letzten Jahren seiner Pacht anfangen, davon zu verkaufen, wodurch er denn der Oekonomie schadet und theilweise Verluste erleidet. Auf diese Weise wird ihm dann der Gewinn, welchen er gerade in den letzten Jahren am meisten machen sollte, verkürzt, und er muß, wenn er nicht unüberlegt handeln will, bei seinem Pachtgebot hierauf Rücksicht nehmen und dasselbe niedriger stellen. Dadurch leidet denn wieder der Verpächter. Aus allen diesen, auf Thatsachen gestützten Folgerungen ergibt sich klar und deutlich, daß es für die zunächst Betheiligten sowohl, als wie für das Ganze von sehr nachtheiligen Folgen sey, wenn Landgüter ohne Besatz (Inventar) verpachtet werden. Die Wirklichkeit bestätigt diese Folgerung aufs vollkommenste, wie man es überall da sehen kann, wo solches geschieht.

Aber nicht bloß für die einzelnen, zunächst bei der Sache Betheiligten entsteht hieraus ein großes Uebel, sondern es leidet auch das Ganze des landwirthschaftlichen Staates da=

bei. Denn es kann bei Unternehmungen der Art ein Pächter, welcher kein Inventar mit überkommt, nicht daran denken, den ganzen Besatz seiner Oekonomie im vollkommensten Zustande zu haben und zu behalten, weil er einmal dazu ein allzu großes Capital nöthig hat, und zum Zweiten auch nicht Zeit genug hat, aus einem aus allen Enden zusammengekauften Wirthschaftsbesatze das Vollkommenste (besonders in seinen Viehbeständen) aufzustellen und auszubilden. — Demnach kann er viel lieber ein bereits vorhandenes Inventar durch eine zu-stellende angemessene Caution dem Eigenthümer sichern oder es ablösen, d. h. es diesem nach einer gewissen Schätzung abkaufen und bei seinem dereinstigen Abgang auf gleiche Art zurück gewähren.

Es ist aber eine dergleichen Schätzung eine schwierige Sache, und sie führt nicht selten zu Zänkereien und Processen. Ich will hier Einiges darüber sagen, was sich mir durch Erfahrung so ziemlich als probehaltig bewiesen hat.

Was das sogenannte todte Inventar, d. h. alle Maschinen, Werkzeuge rc., die zum Betriebe der Oekonomie erforderlich sind, betrifft, so unterliegt dessen Schätzung keinen großen Schwierigkeiten, weil die Brauchbarkeit der in Rede stehenden Gegenstände sich aus dem Augenschein ergibt, und weil man darnach ohne viele Mühe den Werth bestimmen kann. Anders aber steht es mit den Viehbeständen. Denn bei diesen gibt es so mancherlei, was bei der Schätzung zu berücksichtigen ist. Bei Pferden, Rindern und Schweinen geht die Sache jedoch immer noch leichter, als wie bei Schafen. Ehemals, bevor die Veredlung der letztern stattfand, war eine Schätzung derselben freilich eben so leicht, wie die des andern Viehes. Gegenwärtig aber kommt es allzu sehr auf den Grad der Veredlung einer Schäferei an, nach welchem sich deren Werth richtet, und wornach er allein richtig bestimmt werden kann. Will man nun eine Schafheerde nach ihrem wahren Werthe schätzen, so kommen nachfolgende Umstände zur Berücksichtigung, und zwar: Alter, Gesundheit, Körpergröße und alsdann der Grad der Veredlung. Die erstern drei

lassen sich ohne Schwierigkeit bestimmen, nicht so aber der letzte. Man könnte freilich einen Anhaltpunkt darin finden, wenn man wüßte, seit wie lange die Veredlung in einer Schäferei betrieben worden, und in der wievielten Generation sie sich befände. Aber dieß genügt allein nicht, weil es auch ganz besonders darauf ankommt, auf welche Art, d. h. mit welcher Einsicht und Sachkenntniß die Veredlung betrieben worden ist. — Um daher genau den Werth der Schäferei auszumitteln, welchen sie nach dem Grade der Güte ihrer Wolle (in Folge der Veredlung) hat, muß man eine genaue Kenntniß dieses Productes besitzen. Es ist aber dieselbe keineswegs leicht, und es gehört eine lange Uebung und Erfahrung, ja selbst ein besonderes Talent dazu, sich diese Kenntniß ganz gründlich zu erwerben. Hat derjenige, welcher eine solche in Rede stehende Schätzung vornehmen soll, jene ganz inne, so wird er auch den Werth der Thiere ziemlich genau würdigen. Dabei aber kommt es auch auf den Wollreichthum der Schafe an. Denn es hängt doch der eigentliche Werth sämmtlicher Viehbestände davon ab, wie hoch sie in der Dekonomie zu nutzen sind. Mittle ich solches aus, so habe ich davon nur die Kosten, die aus der Verzinsung des Anlagecapitals, der Ernährung und Verpflegung der Thiere, der Gefahr des Verlustes, und der Unkosten auf Stallung ꝛc. auflaufen, abzuziehen, und den alsdann bleibenden Ueberschuß als einen Gewinn für das Unternehmen und die dabei angewandte Intelligenz zu betrachten. — Welch ein ungeheurer Unterschied sich aber bei einer Schäfereitaxe ergeben kann, das sieht man leicht ein, wenn man nur eine ganz einfache Gegeneinanderstellung vornimmt. Setzen wir z. B. den Fall, es gelte die Wolle einer Schafheerde der Ct. 120 Rthlr., und es brächten 100 Stück 2 Ct., so ergibt sich ein Brutto-Ertrag von der Wolle für das Stück von 2⅖ Rthlr. Dagegen gelte die Wolle von einer andern Heerde nur 80 Rthl., und es lieferten 100 Stück nur 1¾ Ct. Wolle. Von solcher käme der Brutto-Ertrag nur auf 1⅖ Rthlr. Die Unkosten sind, außer dem Anlagecapital, in allem dieselben, und es wäre, wenn wir

auch voraussetzten, es solle sich dasselbe zu 10% verzinsen, dennoch jedes Stück der ersten Heerde 10 Rthlr. mehr werth, wie von der letzten. Man wird es freilich nicht um so viel höher schätzen, weil man immer einiges auf die Unsicherheit und den Wechsel der Conjunctur in Abzug bringen muß. Beiläufig gesagt, geht hieraus auch hervor, welcher Vortheil in der höhern Veredlung einer Schäferei liege.

Wie sehr man aber neben der Güte der Wolle auch deren Menge bei Abschätzung von Schafheerden berücksichtigen müsse, das wird ein ganz einfaches Beispiel beweisen. Wir wollen die Preise so gelten lassen, wie sie bereits angegeben sind, d. h. es bekommt die eine Schäferei für ihre Wolle 120 Rthlr. für den Centner, und die andere 80 Rthlr. Nun aber kann die erste so wollarm seyn, daß sie auch bei der besten Fütterung und Pflege nur 1½ Ctn. von 100 Schafen jährlich gewinnt, wogegen die andere von der gleichen Anzahl 2½ Ctn. liefert. Erstere gebe dadurch an Gelde 180 Rthlr. und die zweite 200 Rthlr., und es wäre sonach ein Schaf aus der ersteren Heerde, trotz ihrer viel höhern Veredlung, weniger werth, wie aus der zweiten, vorausgesetzt, daß das erforderliche Futterquantum bei beiden ganz gleich ist, was man ohne Weiteres voraussetzen kann, da reichwollige Schafe nicht mehr verzehren, wie armwollige. Nun kommt aber bei jenen noch der günstige Umstand hinzu, daß, je dichter die Wolle steht, dieselbe die Thiere auch mehr gegen die Anfälle der Witterung und also vor Krankheit schützt, und daß auch dichte Wolle weniger von den äußern ungünstigen Eindrücken (Staub, Nässe) leidet, wie schüttere, mithin auch viel seltener verunstaltet und in ihrem Werthe herabgesetzt wird.

Alle solche und ähnliche Rücksichten sind bei der Abschätzung einer Schäferei zu nehmen, woraus denn die Schwierigkeit derselben ersichtlich ist. Erleichtert wird aber dieses Geschäft, wenn man mehrjährige, genau und gewissenhaft geführte Rechnungen einsehen, und daraus den Preis, so wie die Menge der gewonnenen Wolle entnehmen kann. Eine 6 — 9jährige Fraction gibt alsdann einen ziemlich sichern

Durchschnitt von beiden, nach welchem man die Schätzung ohne große Mißgriffe und dem wahren Werthe ziemlich genau angemessen, aufstellen kann. Es läßt sich darnach leicht eine Scala bilden, nach welcher sich der Preis der Schafe, sowohl in Berücksichtigung der Menge, als des Werthes der Wolle, ziemlich sicher feststellen läßt.

Aber auch bei der genauesten und gewissenhaftesten Schätzung eines dergleichen Wirthschaftsbestandes kann es nicht ganz ohne allen Nachtheil oder Verlust eines der beiden Theile abgehen. Bleiben wir z. B. bei dem Vieh stehen, so hängt es von den dermalen obwaltenden Conjuncturen ab, ob dessen Werth höher oder geringer bei der Schätzung gestellt wird, und es kann sich treffen, daß ein solcher Bestand einen Unterschied von der Hälfte auf und ab erleidet, d. h. es können Viehbestände bei der Zurückgabe um die Hälfte höher oder niedriger geschätzt werden, als wie sie bei der Uebergabe standen, ohne daß der innere Werth derselben sich auch nur um eine Kleinigkeit verbessert oder verschlechtert hätte. Dieß müssen Verpächter und Pächter von Landgütern freilich gewärtigen; denn es ist damit wie mit allen etwas größern Unternehmungen, mit denen Gewinn und Verlust verknüpft ist. — Besondere Rücksichten aber haben die Schätzmänner in gewissen Fällen zu nehmen. Setzen wir einmal den Fall, es habe jemand eine Pacht im vorigen Herbst übernehmen oder zurückgeben wollen, so würden die zu überantwortenden Viehheerden, hätte man sich bei deren Schätzung nach der allgemeinen Conjunctur und nach der aus dem Futtermangel hervorgehenden großen Entwerthung des Viehes richten wollen, auf einen äußerst niedrigen Satz gestellt worden seyn. Der übernehmende Theil könnte freilich für sich anführen, daß er zu dem Preise Vieh überall kaufen könne, und daß man ihn nicht nöthigen dürfe, dieß zu einem höhern nach Schätzung anzunehmen. Aber es kommt dem Uebergebenden der Umstand zu gute, daß wenn er mit dem Vieh zugleich hinlängliches Futter zu dessen Durchwinterung überlieferte, jenes außer der grade bestehenden Conjunctur liegt, und daß es den großen

Gewinn ganz nahe verspricht, welcher darin liegt, daß bei der verminderten Viehzahl, die von demselben gewonnenen Producte höher als gewöhnlich im Preise steigen, mithin das zu übergebende Vieh eine größere als die gewöhnliche Nutzung gewähren, und noch außerdem der Werth der Thiere selbst im nächsten Jahre grade um so viel über einem gewöhnlichen Durchschnitte, wie jetzt darunter, stehen werde. —

Wird nun bei solchen Schätzungen, welche behufs der Uebergabe oder Zurückgewährung einer Pachtung aufgestellt werden, nicht auf alle dergleichen Umstände genau Bedacht genommen: so kann der eine Theil sehr leicht um Vieles bevortheilt werden. Daß aber nicht allenthalben und in allen Fällen eben so verständige und erfahrne, als gewissenhafte und redliche Schätzungsmänner solches Geschäft vollziehen, das hat nicht allein eine Abneigung gegen Uebergabe eines Wirthschaftsbesatzes, sondern auch gegen Pachtungen überhaupt erzeugt. — Es ist daher dieser wichtige Gegenstand in der Politik der Landwirthschaft ganz besonders ins Auge zu fassen, weil, wie ich bereits gezeigt habe, Verpachtungen von Landgütern dem Blühen und Gedeihen und der reichlicheren Production der Landwirthschaft ganz besonders förderlich sind, und weil dadurch dem Staat und seiner Bevölkerung ein Gewinn entsteht, welcher viel größer ist, als ihn sich viele sonst sehr kluge Staatsmänner denken.

Die Wichtigkeit des Gegenstandes macht es mir daher zur Pflicht, noch einige Worte darüber zu sagen, wie man gewöhnlich solche Schätzungen des Wirthschaftsbesatzes ausführt, und wie sie, sollten sie anders ihrem Zwecke vollkommen entsprechen, eigentlich vollzogen werden sollten.

Wenn Güter in Pacht, oder aus derselben zurückgegeben werden sollen, so bedient man sich in der Regel gewisser vereideter Schatzmänner (Taxatoren), um den Werth des auszuliefernden sämmtlichen Inventars festzusetzen. Nun trifft es sich aber gar sehr häufig, daß diese Taxatoren weder Verstand noch allgemeine Uebersicht genug haben, um solchen Werth ganz so auszumitteln, wie es geschehen

müßte, wenn kein Theil einer Verkürzung ausgesetzt seyn sollte. Einwendungen lassen sich nicht gut machen, weil diese Männer sich auf ihren Eid berufen und auch nebenbei fest überzeugt sind, daß sie die Sache vollkommen verstehen, und ihrer Schätzung keine gegründete Ausstellung zu machen sey. Dagegen läßt sich in Beziehung auf diese nichts einwenden, wohl aber in Rücksicht auf die Sache. Denn man kann beim besten und redlichsten Willen jemanden großen Schaden zufügen, wenn man von etwas eine falsche Ansicht hat. — Manche Pächter und Verpächter suchen diesem Uebelstande dadurch zu entgehen, daß sie nach ihrer eigenen Einsicht sich Taxatoren wählen, denen sie die zu dem ihnen aufzutragenden Geschäft erforderlichen Kenntnisse und den redlichen Willen zutrauen, unparteiisch und ohne Gunst den Werth der ihrer Schätzung übergebenen Gegenstände genau auszumitteln und festzustellen. Aber es ist mit solcher Wahl immer die Unbequemlichkeit verbunden, daß es nicht der Beruf solcher Männer ist, sich mit solchen Schätzungen zu befassen, daß man also, wenn sie sich dem unterziehen, es nur als eine Gefälligkeit zu betrachten hat, was denn, wenn ja das Geschäft nicht ganz zu unsrer Zufriedenheit ausschlägt, mancherlei Verlegenheit herbeiführt. Außerdem können solche Schatzmänner nicht Uebung genug haben, ihren übernommenen Auftrag schnell und mit Sicherheit zu vollziehen, eben weil es nicht ihr Beruf ist, und weil ihnen dergleichen Geschäfte zu selten vorkommen.

Aus allem diesem leuchtet daher ein, daß es in dem Bedürfnisse der Landwirthschaft liege, daß tüchtige Schatzmänner gebildet und angestellt, und daß sie auch für ihr Geschäft anständig besoldet werden. Daß diesem Bedürfniß auch dort noch gar nicht genügend abgeholfen sey, wo Pachtungen in Menge vorkommen, und wo Abschätzungen, behufs des ihnen zu bewilligenden Credits häufig sind, das kann das Beispiel des preußischen Staates beweisen. Die von mir weiter oben angeführten sogenannten Landschaften dieses Staates geben nur nach einer (wie es heißt)

genauen und strengen Taxe Credit und Darlehn. Die Schätzmänner haben dabei den gemessenen Auftrag, gewissenhaft zu verfahren, und es gibt deren in jedem Districte von gar keiner großen Ausdehnung, so daß sie genau mit der Oertlichkeit und allen bestehenden Verhältnissen bekannt seyn können. Außerdem haben sie Reglements und Anweisungen, wie sie bei der Schätzung zu verfahren haben, und dennoch kommen mitunter große Mißgriffe vor, die zuweilen so weit gehen, daß bei einer neuen Vornahme und Untersuchung der Taxe der Werth sich um vieles höher oder niedriger stellt. Kleine Abweichungen könnte man hingehen lassen, obgleich auch diese, wenn nach festen und sichern Principien geschätzt würde, nicht oft vorkommen müßten. — Kommen nun aber solche grelle Unterschiede in dem zu verschiedenen Malen bestimmten Werth eines Landgutes vor, so muß nothwendig das Vertrauen auf dergleichen Abschätzungen schwinden und der Credit der Güter im Allgemeinen verlieren.

Bei den Landschaften wird jedoch nur die Hälfte der aufgebrachten Schätzung als Darlehn bewilligt, und es ist daher für sie noch keine wirkliche Gefahr vorhanden, wenn auch die Schätzung zu hoch gestellt seyn sollte. Anders aber verhält sich die Sache bei Pachtungen, weil da die Schätzung als Norm der Ablösung oder der Uebernahme der verpachteten Realitäten gilt. Ich habe freilich nur von Schätzung des Inventars gesprochen; es kann jedoch eine solche auch die zu übernehmenden Grundstücke betreffen, und sie ist alsdann viel schwieriger. Weil dieß der Fall ist, so werden auch in der Regel die Pachtverträge so abgeschlossen, daß auf Verbesserung der Grundstücke nichts vergütigt wird, und daß der Lohn dafür dem Pächter nur aus der höhern Nutzung, deren er theilhaftig wird, erwachsen kann. Freilich setzt sich dabei immer auch der Verpächter einer Verschlechterung der Grundstücke aus, welcher er nur durch eine Art von Ueberwachung, am besten aber durch einen langen Pachtzeitraum entgehen kann, weil es für einen solchen dem Pächter lohnt, große und wesentliche Verbesserungen vorzunehmen.

Sollte aber dem Uebelstande der nicht überall zuverlässigen Abschätzungen ganzer Güter sowohl, als auch bloßer Inventarien gründlich abgeholfen werden, so müßte man zu Schätzmännern nur solche wählen, welche sich entweder ganz allein oder doch vorzüglich für diese Function ausgebildet hätten, oder die doch anerkannt so viele gründliche Kenntnisse und Erfahrungen, dabei aber auch eine unerschütterliche und unbestechliche Redlichkeit besäßen, daß man sich ihren Aussprüchen ohne alles Bedenken und ohne irgend eine Besorgniß der Gefahr des Verlustes unterwerfen könnte. Solche Männer könnten gut besoldet werden, weil der Nutzen und Gewinn, welchen sie der ganzen Landwirthschaft bringen müßten, bei weitem jede, auch noch so hohe Ausgabe der Art vergüten würden. — Als erwiesen ist es übrigens anzunehmen, daß wenn erst hierin, d. h. in der Abschätzung des Wirthschaftsbestandes der Landgüter, eine völlige Zuverlässigkeit statt fände, die Pachtungen sich mehren, und für beide Theile zu weit größerer Zufriedenheit wie bisher ausschlagen würden.

3. Von dem Pachtgeld oder der Pachtrente.

Wie hoch die Summe sey, welche der das Landgut übernehmende Pächter an den Eigenthümer oder den berechtigten Nutznießer zu zahlen hat, das ist allemal eine der ersten Klauseln des Vertrages. Die Bestimmung der Höhe derselben hängt von der beiderseitigen Einigung ab. In welcher Art aber dieselbe zu leisten sey, das haben sich beide Theile im voraus wohl zu überlegen. Ich meine dabei weniger die Zeiten der Einzahlung als die Gegenstände, welche man an Zahlungsstatt gibt. Wo die ganze Rente in baarem Geld abgeführt zu werden festgesetzt wird, da ist die Sache ziemlich einfach, nur ist dabei mehr Risico für den Pächter und Verpächter. Denn wird das Gut zu einer Zeit übergeben, wo alle landwirthschaftlichen Producte in sehr niedrigem Werthe stehen, so liegt es in der Natur der Sache, daß auch die gebotene und festgesetzte Pachtsumme sich hiernach richtet und

niedrig ist. Dieß beträgt denn, wenn man auf einen langen Zeitraum abgeschlossen hat, und sich bald nach der Verpachtung bessere Conjuncturen einstellen, eine große Summe, welche der Verpächter verliert, weil er, wenn die Pacht zu einer für ihn günstigeren Zeit wäre ausgegeben worden, eine bei weitem höhere Rente erhalten haben würde. Im Gegentheil ist aber der Pächter in Gefahr, wenn er das Landgut zu einer Zeit in Pacht nimmt, wo alle landwirthschaftlichen Erzeugnisse hoch im Preise stehen. Gehen sie nun bald darauf herab, und verharren sie alsdann auf dem niedrigen Stande, so erleidet er, wenn er auf eine lange Reihe von Jahren gepachtet hat, empfindliche Verluste und geht dabei nicht selten ganz zu Grunde. In solchen Fällen ist die Verpachtung eine Art von Lotto, und sie gehört immer unter die gewagten Unternehmungen.

Weil dem nun also ist, so wäre es für Verpächter und Pächter besser, stets gegen eine Natural-Rente ihr Geschäft einzugehen; wenn nicht damit auch wiederum eine Menge Unbequemlichkeiten verbunden wären. Eine der vorzüglichsten liegt darin, daß leicht Zank und Streit über die Güte der abzuliefernden Producte entsteht. Denn findet auch bei dem einen Theile der redlichste Wille und die größte Rechtlichkeit statt, so entgeht dieser dem Streite nicht, wenn ihn der andere geflissentlich sucht. — Ferner ist es für den Rente-Empfänger unbequem, die Producte zu verwerthen, und es trifft sich sehr häufig, daß sie ihm weniger gut bezahlt werden, wie dem Erzeuger, weil er nicht Gelegenheit hat, mit deren Verkauf den rechten Zeitpunkt abzuwarten. Auch kann er wegen der Aufbewahrung solcher Producte in Verlegenheit kommen, wenn er sich nicht ausdrücklich einen Raum dafür in den Oekonomie-Gebäuden ausbedungen hat. Immer aber muß er einen besondern Beamteten zu deren Besorgung bei der Aufbewahrung und beim Verkaufe haben, wenn er sich nicht selbst damit befassen will; es wäre denn, daß er noch besondere Rentbeamtete hätte, welche die nicht mit verpachteten Realitäten zu überwachen und zu verrechnen hätten. Es gibt dergleichen Pach-

ten, welche ihre Rente bloß in Naturalien zahlen; sie machen aber wenig Glück und kommen daher nicht häufig vor.

Wählt man zwischen den beiden gedachten Arten der Pachtzahlung einen Mittelweg, d. h. entrichtet man die eine Hälfte in baarem Gelde, und die andere Hälfte in ländlichen Erzeugnissen, so ist zwar dem großen Risico der ganzen Baarzahlung zum Theil abgeholfen, aber es bleiben dabei die ganzen Unbequemlichkeiten, welche aus einer Zahlung in Naturalien hervorgehen.

Dieß alles hat sich durch die Erfahrung herausgestellt, und man ist daher in den Ländern, wo viele Verpachtungen von Landgütern vorkommen, fast einzig und allein bei der Zahlung in baarem Gelde verblieben. Dabei gehen freilich zuweilen Pächter zu Grunde, aber es werden auch eine Menge derselben wohlhabend.

Um aber der beiderseitigen Gefahr vorzubeugen, daß nämlich entweder der Verpächter oder der Pächter in großen Schaden verfallen, wenn zur Zeit der Abschließung der Pacht entweder eine überaus günstige oder ungünstige Conjunctur herrscht, ließe sich allenfalls ein Ausweg vorschlagen, welcher darauf hinausginge, daß die Pachtrente in gewissen Zeiträumen (vielleicht in 2—3 Jahren) immer aufs neue regulirt und den bestehenden Zeitverhältnissen angepaßt würde. Dabei könnte dann kein Theil in besonders großen Verlust gerathen. Jedoch hätte ein dergleichen Abkommen so manches gegen sich. Was davon am meisten in die Augen fällt, das wäre die große Umständlichkeit, wenn man alle 2—3 Jahre einen neuen Abschluß machen sollte; und dann auch, daß dabei der so sehr anspornende Reiz auf hohen Gewinn auf Seite des Pächters wegfiele und ihm sein Unternehmen weniger angenehm machte. Daher ist und bleibt die Verpachtung gegen eine festgesetzte Geldrente immer die entsprechendste, und jeder besonnene Landwirth weiß sich wohl, wenn er eine Pacht übernimmt, seine Rechnung so zu stellen, daß er auf gute und schlechte Zeiten Rücksicht nimmt und einen Durchschnitt zieht, nach welchem er für

alle Fälle gedeckt ist. — Wer nun aber aus Unerfahrenheit solche Vorsichtsmaßregeln unterläßt, und sich nicht, wo ihm die eigene Uebersicht und Sachkenntniß fehlt, fremden verständigen Rathes bedient, der hat sich seinen Verlust selbst beizumessen und muß ein theures Lehrgeld zahlen. Dieß aber wird er wohl nur Einmal, und wenn es nicht etwa so groß ist, daß er darüber sein ganzes Vermögen verliert, so wird die Erfahrung, die er sich dadurch erwirbt, ihm in der Folge den Verlust wieder ersetzen helfen.

4. Vom Umfang einer Landgüterpacht.

Unter Umfang ist hier zweierlei zu verstehen, und zwar die Größe und Ausdehnung der gepachteten Ländereien, und die Menge der Nebennutzungen und Revenüen.

1) Die Größe und Ausdehnung der gepachteten Ländereien. Aus dem bisher Gesagten leuchtet ein, daß ich immer nur große Landgüter im Auge hatte. Pachtungen kleiner Besitzungen oder einzelner Grundstücke konnte ich um so weniger mit hieher ziehen, als es im Betriebe der Landwirthschaft gar keinen wesentlichen Unterschied macht, ob sie die Eigenthümer selbst in Nutzung oder solche an Andere verpachtet haben. Demnach kann, wenn hier vom Umfange der Pachtung die Rede ist, dieß immer nur von großen Gütern gelten, deren Areal wenigstens so viel, als wie ich oben mindestens annahm, wenn ein Landgut in die Kategorie der großen gehören soll, austrägt. Dort aber gab ich 300 Morgen als das Minimum an. Es ist auch klar, daß es einem Pächter wenig lohnen würde, ein Unternehmen zu beginnen, und dabei so wenig Spielraum zu haben, daß er auch bei größtem Fleiß und angewandter hoher Intelligenz kaum sein tägliches Brod gewinnen könnte. Verpachtet werden aber gewöhnlich nur große Güter, weil die Besitzer von kleinen und mittlern in der Regel selbst ausübende Landwirthe sind, und die Bewirthschaftung ihres Eigenthums in Person übernehmen.

Je größer und ausgedehnter aber solche Landgüter sind,

um so größer muß auch das Capital seyn, welches deren Pächter zum Betriebe bedarf. Mag er nun ein Inventar mit überkommen und es durch eine Sicherheitsleistung (Caution) decken, oder es sich selbst anschaffen: so muß er außerdem immer noch einen bedeutenden Fonds in Händen behalten, um mit Kraft überall durchzugreifen und für Unglücksfälle sogleich mit der nöthigen Aushülfe versehen zu seyn. Weil dem also ist, so ist auch der Zudrang zu großen Güterpachten, insbesondere zu Staats-Domänen, nicht allzu stark, weil große Capitalisten selten sind, und darum wird auch grade bei solchen am meisten gewonnen, wovon die Domänenpächter größtentheils ein sprechendes Beispiel sind. Der Gewinn, welchen sie machen, ist ihnen jedoch zu gönnen, weil bei einer großen Gefahr auch allemal ein entsprechender Gewinn zu machen seyn muß. Zudem haben grade solche Männer in der ganzen Landwirthschaft eine große politische Bedeutung. Denn einmal repräsentiren sie dieselbe ehrenvoll; zum Zweiten bilden sie feste Stützen des Staates, weil sie demselben in ihren gezahlten Pachtsummen eine weit höhere Rente verschaffen, als die eigene Regie bringen würde, und weil sie als wohlhabende und auf eine Menge arbeitender Menschen wichtigen Einfluß übende Staatsbürger dastehen.

Pachtungen von geringerem Umfange bieten häufig Muster von sorgsamer Wirthschaftsführung. Gewöhnlich werden sie von ehemaligen Wirthschaftsbeamteten unternommen. Diese haben sich durch lange Uebung eine große Fertigkeit und gründliche Praxis erworben, und wenn sie auch als Beamtete eben keine Wunder leisteten, so liefern sie doch, wenn es aus dem und in den eigenen Beutel geht, ganz andere Resultate. Dieß muß ihnen denn nothwendigerweise Gewinn bringen, und dennoch gehen grade von diesen Pächtern die meisten zu Grunde. Schließt man a priori, so kann man sich die Sache nicht erklären: denn es sollen doch grade diese Männer, welche für ihre Principale nicht überall die höchste Rente herausgepreßt haben, sich

keinen allzu hohen Anschlag bei der zu übernehmenden Pachtung machen und also auch mit ihrem Pachtgebote sich nicht zu hoch versteigen. Aber dennoch geschieht es. Ob hiervon die Ursache nicht darin liegen sollte, daß sich solche Pächter von der Ueberzeugung, daß sie in ihrer zeitherigen Function mehr hätten leisten können, fortreißen lassen und eine Pachtsumme bewilligen, welche ihnen schwer wird, aufzubringen? — Aber auch davon abgesehen, so reißt solche Leute gewöhnlich auch das ins Verderben, daß sie eine Pacht mit zu geringen Geldmitteln antreten und daher gegen Unfälle zu wenig gedeckt sind, folglich leicht von diesen zu Grunde gerichtet werden. — Aber auch selbst bei diesem Uebelstande sind dennoch, dergleichen Pachtungen für das Ganze wohlthätig, weil sie theils Muster von guten Wirthschaftsführungen aufstellen, theils aber auch die Erzeugung im Allgemeinen vermehren und so der Bevölkerung ihre Subsistenz sichern.

2) Die Menge der Nebennutzungen und Revenüen. Bei Verpachtungen von Landgütern werden in manchen Fällen alle zu denselben gehörenden Revenüen, als Natural- und Geldzinsungen der Hintersassen (Unterthanen), Gerichtsgefälle, Waldnutzung, wenn diese unbedeutend ist u. dgl. m., als Anhängsel der Pacht betrachtet und dazu geschlagen; in manchen Fällen aber werden sie auch davon ausgeschlossen. Dienste und Naturalzinsungen der Unterthanen werden jedoch fast in allen Fällen mit verpachtet. Es versteht sich von selbst, daß alle dergleichen Emolumente besonders veranschlagt werden, und daß dadurch die Pachtsumme sich erhöht. Was die Spann- und Handdienste anbelangt, so gehören sie als ein nothwendiges Requisit zur Oekonomie, waren auch bei ihrer Entstehung und Einführung fast einzig und allein für dieselbe bestimmt, und können auch anderweitig in keiner Art so hoch benützt werden, als bei der Oekonomie. Daher werden sie auch fast überall bei den Pachtungen dazu geschlagen, dabei aber keineswegs umsonst gegeben; denn sie werden bei dem Pachtanschlage zu Gunsten des Gutes gerechnet.

Was aber Natural- und Geldzinsungen betrifft, so kön-

nen diese eben so gut weggenommen, als zur Gutspacht gegeben werden, und sie sind alsdann, da sie in der Veranschlagung besonders aufgeführt sind, als eine Nebenpachtung anzusehen.

Ein Gleiches kann man von den Gerichtsgefällen sagen. Bei diesen läßt sich leicht ein Durchschnitt ihrer Höhe ausmitteln, und sie stehen alsdann in gleicher Kategorie mit den Geldzinsen. Nur ist dabei stets zu bedenken, daß durch Veränderungen in der Gesetzgebung solche leicht beschnitten werden können, und es läuft der Pächter Gefahr Verlust zu erleiden, wenn ihm der Verpächter nicht für solche Fälle Gewähr leistet. Auf den Staatsdomänen sind sie fast allemal von der Pacht ausgeschieden, und sie fließen unmittelbar in die Staatsrentencasse.

Waldnutzung wird in der Regel nur alsdann zur Gutspacht geschlagen, wenn sie so gering ist, daß es dem Eigenthümer nicht lohnt, einen besondern Beamteten zu deren Beaufsichtigung und Verwaltung anzustellen. Bei solcher Nutzung sind aber allemal gewisse Regale festgesetzt, zu deren Innehaltung sich der Nutznießer, d. h. der Pächter verpflichtet.

5. Gewährleistung bei Güterpachten.

In frühern Zeiten war es fast bei allen Verpachtungen von Landgütern üblich, sowohl für die Größe des Areals, als für die Nebennutzungen Gewähr zu leisten und bei besondern Unglücksfällen Pachterlaß zu geben. Dieß führte denn zu mancherlei Unbequemlichkeiten und mitunter ungerechten Forderungen. Für die Verpächter floß daraus neben dem Verdruß auch bedeutender Nachtheil. Um diesem zu entgehen, entsagt man gegenwärtig fast überall bei Pachtungen der Gewährleistung und dem Pachterlasse. Betrachtet man die Sache von mehreren Seiten, so gewährt sie auch verschiedene Ansichten. In Beziehung auf den Verpächter kann man folgendermaßen argumentiren:

Wer sein Landgut verpachtet, der will sich die Rente, welche in der Verzinsung des auf das Gut angelegten Capitals

liegt, sichern, und er erreicht seine Absicht, wenn die Pachtsumme die Höhe hat, daß sie gerade die landesüblichen Zinsen des Anlagecapitals deckt. Sollte er nun bei vorkommenden, den Pächter betreffenden Unfällen demselben sogleich Pachterlaß bewilligen, so wäre er in der gedachten Verzinsung verkürzt und thäte besser, sein Gut in eigener Regie zu behalten. — Ferner: wer ein Unternehmen der Art, wie eine Pacht ist, beginnt, muß sich auf Unfälle gefaßt halten, und es werden ihm ja solche durch wiederkehrende bessere Zeiten wieder vergütigt. Zudem macht ja der Verpächter, wenn besonders günstige Conjuncturen eintreten, die dem Pächter einen großen Gewinn über die zu zahlende Pacht tragen, auch keinen Anspruch an diesen, und wo er dieß weder kann noch will, da kann ihn das Recht der Billigkeit auch nicht nöthigen, bei Unfällen Vergütigung zu leisten. — Was dann endlich noch die Größe und Güte des zu verpachtenden Landgutes anlangt, so soll ein Pächter, bevor er sich auf das Unternehmen einläßt, seine Augen offen halten und sich allenfalls auch mit Zuziehung fremden Beistandes erst genau überzeugen und Gewißheit verschaffen. Ohnedieß wird ja Sachkenntniß und Erfahrung in seinem Fache bei ihm vorausgesetzt. Zudem wird kein redlicher Gutseigenthümer Uebertreibungen von Größe und Güte des zu verpachtenden Areals aufstellen, sondern bloß, von etwas Eigenliebe geblendet, dasselbe aus dem günstigsten Gesichtspunkt ansehen. Uebereilt sich daher der Pachtunternehmer, so hat er eigentlich von Rechts wegen die Schuld hievon selbst zu tragen.

Wir müssen nun aber auch den Pächter in diesen Fällen für sich sprechen hören. Anführen würde und könnte er Folgendes:

Wäre seine Pachtung nur auf einen kurzen Zeitraum, etwa von 6—9 Jahren, abgeschlossen, so kann ihn gerade in demselben eine so ungünstige Periode (wie z. B. die von 1822 bis 1828) treffen, die rein außer aller vernünftigen Folgerung und Berechnung lag, und die ihn ohne all sein Verschulden zu Grund richten muß, wenn er nicht von seinem Verpächter

Erleichterung erhält. — Ferner, wenn der Pächter zu Grunde geht, so geschieht dieß gewöhnlich in einer für die ganze Landwirthschaft höchst nachtheiligen Zeit, und es ist alsdann der Verpächter gezwungen, sein Gut in solcher Zeit zurückzunehmen und auf eigene Rechnung zu bewirthschaften, was ihm dann, anstatt einer einzugehenden Rente, vielmehr Ausgaben machen kann; oder er muß es aufs Neue verpachten und bekommt gerade in solcher Zeit eine so niedrige Pachtsumme, daß er weit weniger einnimmt, als wenn er dem vorigen Pächter Remission gegeben hätte. Dazu kommt aber noch ein anderer, weit größerer Schaden. Denn die neu abgeschlossene Pacht gewährt diese niedrige Rente für die ganze Dauer derselben, wogegen der alte Pächter, hätte man ihm zur Zeit der Bedrängniß Erlaß gewährt, sogleich, als wieder bessere Zeiten eintreten, wiederum seine volle Pachtsumme zahlt. —

Ist daher ein Verpächter lieblos und hart gegen seinen Pächter, so schadet er sich, indem er diesen zu Grunde richtet, selbst aufs empfindlichste. Dieß ist besonders denen, welche nur von den oben aufgestellten Ansichten der Verpächter ausgehen, zu Gemüth zu führen.

Diese überwiegenden Gründe haben denn auch in den genannten bedrängten Jahren fast überall die Verpächter zu Erlassen geneigt gemacht, und die Folge hat bewiesen, daß man dabei sehr klug verfuhr.

Daß das Gesagte aber keinen Bezug auf schlechtgesinnte Pächter habe, welche muthwillig und durch eigene Schuld herabkommen, das folgt von selbst. Denn sie gehen wohl zu allen Zeiten zu Grunde, und es trifft sonach, wenn dieß unter guten Conjuncturen geschieht, der oben erwähnte Nachtheil nicht ein, wenn sie auch von der Pacht entfernt werden müssen.

Ferner kann der Pächter von jedem redlichen Verpächter fordern, daß ihm in Wirklichkeit so viele Grundstücke überliefert werden, als wie der Nachweis und Pachtanschlag besagt. Wo Karten und Vermessungsregister vorhanden sind, da ist in diesen volle Gewähr; aber wo sie fehlen, da muß die Redlichkeit des Eigenthümers ihm Bürgschaft seyn, daß er in

Wahrheit so viel Areal vorfinden werde, als ihm angegeben wird. Wegen der Güte und Ertragsfähigkeit der Aecker und Wiesen darf der Pächter weniger sich an den Verpächter halten, weil ihn bei der Beurtheilung derselben seine eigene Sachkenntniß leiten muß.

Gewiß und durch Erfahrung bewiesen ist aber, daß wenn bei Pachtungen viel Zank und Streit vorkommt, gewöhnlich beide Theile Schuld sind; daß aber, wenn ein Theil allein den Streit herbeiführt, sich dieser gewöhnlich den größten und empfindlichsten Schaden bereitet. Denn hat ein Verpächter einen tüchtigen Landwirth als Pächter, so kann er diesem so Manches nachsehen, weil er nicht allein bei demselben für die richtige Zahlung der Pachtrente gesichert ist, sondern weil durch diesen sein Gut in einen Zustand versetzt wird, worin sein Werth um Vieles steigt, und wodurch er auf indirectem Weg eigentlich den größten Gewinn zieht. Erfreut sich dagegen der Pächter eines humanen Verpächters (sey dieser Privatmann oder eine öffentliche Behörde), so schätze er sein Glück ja nach seinem vollen Werthe, weil man dieß nicht überall findet; denn es gibt dergleichen, welche es geradezu auf das Verderben ihrer Pächter anlegen, die, wenn es mit ihrer Oekonomie nicht gehen will und sie ihnen den offenbarsten Schaden bringt, einen tüchtigen Landwirth zu fangen suchen, dem sie sie unter scheinbar günstigen Bedingungen verpachten, alsdann aber, wenn er die Oekonomie aus ihrer Verwüstung gezogen und zu einer vernünftig betriebenen Landwirthschaft umgestaltet hat, ihn mit allen im Hinterhalt gehabten Quälereien und krummen Deutungen in die Enge treiben und ihm damit so lange zu Leibe gehen, bis er sein Unternehmen aufgibt und ihnen die Früchte seines Schweißes überläßt, worauf vom ersten Augenblick an ihr Treiben gerichtet war. Darum öffne nur ja jeder gutmüthige und sein Fach innehabende Landwirth die Augen und nehme sich vorzüglich da in Acht, wo das Verpachtungssystem noch wenig im Gang und nicht ausgebildet ist. — Sollte er auch standhaft genug seyn, den Vexationen des Verpächters zu widerstehen, so hat di

ser schon andere Mittel ihn mürbe zu machen. Er gibt ihn unter die Zuchtruthe seiner Beamteten, welche er bei der Größe seiner Besitzungen zu halten hat, und diese vollenden sein Werk aufs trefflichste.

Da nun, wie ich sattsam bewiesen zu haben glaube, Landgüterverpachtungen einen sehr wesentlichen Einfluß auf das Gedeihen und Floriren des Landbaues im Allgemeinen haben, und da hierdurch dem Staat ein überaus großer Gewinn entsteht, so ist zu erwarten, daß die Regierungen, welche diese höchst wichtige Sache aus dem richtigen Gesichtspunkt ansehen, auch darauf Bedacht nehmen müssen, den Gesetzen, welche gegen dergleichen strafbare Verfahrungsart schützen, ihr volles Ansehen zu verschaffen.

Aber es ist nicht am Verpächter allein, dem Pächter überall Gewähr zu leisten, sondern es hat dieser auch gleiche Verpflichtung gegen jenen.

Vor allem Andern findet gewöhnlich eine Sicherstellung (Caution) an Geld statt, welche sich nach der Größe des Unternehmens und nach dem Werthe des übernommenen Inventars richtet. Außer Letzterem sind aber noch mehrere andere Gegenstände zu vertreten, wie z. B. die vorhandenen Wirthschaftsgebäude, der theils im Acker, theils in den Wirthschaftshöfen befindliche Dünger u. dgl. m. Was die Gebäude anbelangt, so übernimmt der Pächter gewöhnlich die Verpflichtung, sie im übernommenen Baustande zu erhalten und zu dem Ende alle vorkommenden Reparaturen auf seine Kosten vollziehen zu lassen. Da jedoch hiebei der Verpächter sich nicht in allen Fällen für vollkommen gesichert hält, so hat man seit einiger Zeit auch angefangen, die Gebäude, gleich dem beweglichen Inventar, nach einer Schätzung zu übergeben und sie in gleicher Art bei Ablauf der Pacht zurückzufordern. Dadurch erwächs't dem Pächter aber eine nicht geringe Last. Denn es können z. B. durch Naturereignisse: als Blitz, Sturm rc., eine Menge Gebäude zu Grunde gerichtet werden, was ihm dann sehr bedeutende Ausgaben macht. Gegen Ersteres, so wie gegen das Ab-

brennen überhaupt, kann er sich durch Eintritt in eine Assecuranz sichern; gegen Letzteres aber hat er keine Abhülfe. Betrachten wir eine Verpachtung als eine Sicherung der Zinsen vom Grundcapital, so liegt es in der Billigkeit, daß der Pächter, wenn seine Pachtsumme nur gerade solche Verzinsung zu dem landesüblichen Fuße deckt, auch alle andern vorkommenden Ausgaben, sie mögen entstehen, woraus sie wollen, trägt. Denn er tritt alsdann in alle Rechte des Eigenthümers, welcher nur die Zinsen von seinem Capital zieht, und hat daher auch alle Verbindlichkeiten desselben.

Hinsichtlich des Inventars folgt es aus der Natur der Sache, daß der Pächter alle Gefahr zu tragen haben müsse, weil es ja fast in allen Fällen für sein Eigenthum gilt, und also aller dabei entstehende Gewinn und Verlust ihm allein zufallen muß.

Was aber den Dünger anbelangt, so gehört er zu den Verbesserungen an Aeckern und Wiesen, für welche gewöhnlich keine Entschädigung gegeben wird, was um so härter und ungerechter erscheint, je kürzer der Zeitraum der ganzen Verpachtung ist. Denn bei so wenigen Pachtjahren gelangt ein gewissenhafter und tüchtiger Landwirth gewöhnlich nur gerade so weit, daß er sagen kann, er habe seine Wirthschaft in Ordnung, wozu er denn Zeit, Mühe und Geld bedurfte, welches alles verloren ist, indem er, wenn die Früchte davon ihm zu Theil werden sollen, schon abgehen muß. Jedenfalls sollte auf eine Entschädigung für solche wesentliche Verbesserungen gesehen werden. Ausmitteln ließe sie sich wohl, da wir bei dem immer mehr überhand nehmenden rationellen Betriebe der Landwirthschaft jetzt weit mehr Data und Anhaltspunkte für eine Schätzung solcher Verbesserungen haben, wie ehemals. — Aber auf gleiche Weise, wie ein Pächter eine Vergütigung der Art anzusprechen berechtigt ist, ebenso ist er auch zur Vertretung verpflichtet. Wie es um die Vorräthe von Getreide, Viehfutter, Stroh ꝛc. stehe, das werde ich unter Nr. 7) anführen.

6) Die Prolongation oder Verlängerung des Pachtzeitraums.

Wie lang oder kurz die Zeit seyn solle, durch welche eine Güterpacht zu dauern hat, das hängt von der Uebereinkunft bei deren Abschluß ab. Sind beide Theile gegenseitig mit einander zufrieden, so werden sie den Wunsch haben, das Verhältniß noch länger bestehen zu lassen, sie werden den festgesetzten Zeitraum verlängern. Dieß kann nun im Laufe der anfangs festgesetzten Jahre, oder nach Ablauf derselben geschehen; man kann das Pachtverhältniß ferner entweder ganz in der bestehenden Art fortgehen lassen, oder auch Aenderungen, d. h. Erhöhung oder Erniedrigung der Pachtrente, oder Zusetzung zu oder Ausfallung von den zeitherigen Bedingungen eintreten lassen.

Im Laufe der Pachtzeit kann es zu einer Verlängerung veranlassen, wenn sich entweder ein Theil des andern versichern will, oder wenn sich der Verpächter von der billigen Forderung vom Pachterlasse Seitens seines Pächters losmachen will, und er ihn also hinsichtlich einer Entschädigung auf die Zukunft verweist.

Nach Ablauf der Pachtzeit kann man sich über eine Verlängerung und Fortsetzung derselben einigen, wenn man von beiden Seiten überzeugt ist, daß man durch das Aufgeben dieses Verhältnisses nichts gewinnt, und einen sichern Vortheil gegen einen noch ungewissen aufs Spiel setzt. — Sind aber die Zeitverhältnisse von der Art, daß sich der Verpächter bei einer neuen Verpachtung seiner Güter eine höhere Pachtsumme, wie die bisherige, mit Grund versprechen kann, so wird natürlicherweise der Pächter sich zu einer erhöhten Rente verstehen, so wie umgekehrt jener einen Nachlaß eintreten lassen wird, wenn die Conjunctur zur Zeit des Ablaufs der alten Pacht im Allgemeinen ungünstig für die Landwirthschaft steht.

Was aber für neue Bedingungen eintreten sollen, und für welchen Theil sie erleichternd seyn würden, oder was in

ähnlicher Art von den frühern wegbleiben soll, das ist ebenfalls Sache der gegenseitigen Einigung.

Bei diesem Abschnitte von der Verlängerung der Pacht will ich noch einige Worte über die Art der Pachtausbringung im Allgemeinen beifügen.

Die gewöhnlichste Art ist das Meistgebot (Licitation). Man setzt bei den Bekanntmachungen gewöhnlich das Meist- und Bestgebot zusammen, womit man denn andeuten will, daß man neben dem höchsten Geldgebot auch auf die sonstigen günstigen Bedingungen, welche der Pächter stellen werde, Rücksicht nehmen wolle. Es kann aber zu den Bestbietenden mit allem Fug und Recht allemal derjenige gezählt werden, welcher unter den Concurrenten als der verständigste, tüchtigste und zahlbarste Landwirth bekannt ist. Auf letztern aber nahm man zuweilen nicht die gebührende Rücksicht, sondern zog Andere, welche nur etwas mehr an Pachtgeld boten, diesem vor, woraus denn bald die traurige Folge hervorging, daß Schwindelköpfe große Pachten von Staatsdomänen und Privatgütern erhielten, eine Zeit lang darauf loswirthschafteten und am Ende Pachterlaß über Pachterlaß forderten, so daß das gethane Mehrgebot bei weitem hierauf nicht zureichte und die Cassen großen Verlust erlitten. Der Nachtheil, der hieraus entstand, ward dann bei soliden Pachten Veranlassung zu Prolongationen, und wo man auch diese nicht geradezu eintreten ließ, da nahm man doch bei den neuen Verpachtungen ganz besondere Rücksicht auf den alten, bereits gekannten, soliden Pächter und zog ihn andern Unbekannten vor, auch wenn diese ein Mehrgebot thaten. Alles dieses geschieht in den Ländern und Staaten, wo das Güterverpachtungssystem geregelt und seit langen Zeiten im Gang ist. Wo aber dieß nicht der Fall, da macht man gewöhnlich erst die Schule durch, welche jene ebenfalls zu durchlaufen hatten, und zahlt eben so theures Lehrgeld, wie jene gezahlt haben, obgleich man sich dasselbe ersparen könnte, wenn man von fremdem Beispiele sich belehren lassen wollte.

7. Die Zeit der Uebergabe der Pacht.

Der gewöhnliche Zeitpunkt, an welchem im nördlichen Deutschland alle Pachtgüter übergeben werden, ist die Mitte oder auch das Ende des Monats Junius. Es ist fast unbegreiflich, wie man einen so unpassenden Zeitpunkt wählen konnte, aber noch unbegreiflicher, wie man ihn bis jetzt noch immer beibehalten kann. Ich will auf einige Uebelstände, deren er so viele mit sich führt, aufmerksam machen.

1) Tritt zu dieser Zeit der übernehmende Pächter in eine fast völlig leere Wirthschaft, befindet sich also gleich anfangs in großer Bedrängniß. Man hat es freilich wohl eingeführt, daß an Naturalien: Getreide, Stroh, Heu ꝛc., so viel vorhanden seyn soll, als der eigene Bedarf bis zur Ernte erfordert. Dieß ist aber in der Regel so knapp zugemessen, daß gleich im ersten Vierteljahre Mangel an allen Ecken herrscht, und daß der Pächter sogleich, wenn die neue Ernte kaum in die Scheuer gebracht ist, von derselben zehren muß. Dieß führt aber eine Menge Nachtheile mit sich. Denn nicht zu gedenken, daß er dadurch schon einen Theil dessen anticipirt, was auf den Jahresbedarf berechnet ist, so hat er den Nachtheil, sich sein Vieh zu verfüttern, weil er demselben ganz frisches Getreide und Futter reichen muß. Er hat daher ein Paar Jahre damit zu thun, in eine gewisse Ordnung und Regelmäßigkeit zu kommen.

2) Ist es äußerst schwierig, die Ernte, welche er auf dem Feld an Getreide und anderen Feldfrüchten, so wie an Heu übernimmt, richtig zu schätzen. Er tappt dabei immer sehr im Dunkeln. Und wie soll man es damit halten, wenn er eine gewisse Vertretung der übernommenen Ernte hat? Sie auf dem Feld abzuschätzen, ist sehr schwierig, auch kann es ihn treffen, daß er gleich in den ersten Tagen nach der Uebernahme verhagelt, und zwar noch ehe er Zeit hat sich gegen solchen Schaden bei einer Assecuranz zu versichern. So kann es denn kommen, daß er seine Pacht kaum übernommen hat, wo er auch schon seinen Ruin vor sich sieht. — Nur die einzige beschränkte Ansicht, daß der Pächter,

wenn er im Junius übernimmt, im Stand ist, die Hauptsaat, d. h. die im Herbste, selbst zu vollziehen und dadurch den Grund zu einer guten Ernte fürs nächste Jahr zu legen, kann diesen Uebergabetermin als passend haben erscheinen lassen.

3) Bedarf ein Pächter, wenn er zu dieser Zeit ein Landgut in Pacht nimmt, ein bei weitem größeres Betriebscapital, als wenn er dieß zu einer andern schicklichern Zeit, und zwar da thäte, wo es gewöhnlich im südlichen Deutschland geschieht, wie ich bald zeigen werde. Denn im vorliegenden Falle muß er ein ganzes Vierteljahr aus seiner Casse wirthschaften, und eine ungeheure Menge von Vorschüssen aller Art machen.

Alle diese Unbequemiichkeiten wird man in den gedachten Gegenden darum gar nicht so gewahr, weil man sich durch die Länge der Zeit daran gewöhnt hat. Dieser Uebergabezeitpunkt konnte aber nur so lange noch erträglich seyn, als die Dreifelderwirthschaft herrschend war. Denn beim Fruchtwechsel wird er noch weit beschwerlicher, weil bei diesem die Zeit noch viel mehr eingetheilt und benutzt werden muß, und weil deßhalb, wenn der abgehende Pächter, welcher wenig Interesse mehr für die Sache hat, saumselig verfährt, das erste Jahr einen noch größern Nachtheil bringt, wie ich vorhin gezeigt habe.

Diesen Uebelständen entgeht man im südlichen Deutschland, denn dort geschieht die Uebergabe einer Pachtung gewöhnlich am ersten November. Zu dieser Zeit ist Saat und Ernte vollendet. Alle Vorräthe sind noch vorhanden, weil da die Eintheilung für den Winter erst beginnt. Das Winterfeld ist bestellt, und die Winterarbeiten nehmen ihren Anfang. Alles, was an Beständen vorräthig ist, das läßt sich genau ermitteln und übersehen, und wenn dieß geschehen, als Bestand vermerken, welcher beim dereinstigen Abgang vom Pächter entweder in Natur oder dem Geldwerthe nach zurückgestellt wird. — Ein Nachtheil kann diesem allerdings dadurch erwachsen, wenn er in einem Jahr übernimmt,

welches zu den gesegneten gehört, und alsdann in einem Mißwachsjahre den übernommenen Bestand in gleicher Art zurück gewähren soll. Im ersteren ist alles im Ueberfluß und daher in geringem Geldwerthe; im letztern fehlt es überall, und die Producte stehen im Preis um Vieles höher. Setzen wir einmal den Fall, es übernähme ein Pächter in einem so gesegneten Jahre 10,000 Mandeln an Getreide, und es sey die Mandel mit Stroh und Körnern im Durchschnitt werth 1 Thlr., und er gäbe die Pacht in einem Mißwachsjahre zurück, wo ihm sein ganzes Feld nur 3000 Mandeln getragen hätte, wogegen aber die Mandel durchschnittlich 3 Thlr. werth wäre. Sollte er nun jene 10,000 Mandeln in Natur vertreten, so würde er einen Schaden von 20,000 Thlr. erleiden, und könnte dabei mehr verlieren, als was er die ganze Zeit seiner Pacht hindurch gewonnen hätte. Dieß wäre eine schreiende Ungerechtigkeit. Es müßte vielmehr die Rechnung so gezogen werden, daß er im Jahre der Zurückgabe nur so viel an Naturalien zurückzugewähren hätte, als der Geldwerth der übernommenen beträgt. Daher muß eine Schätzung sowohl im Jahre der Uebernahme als der Zurückgabe statt finden und nur diese zu vertreten seyn. Vielleicht ist gerade der Umstand, daß bei einer numerischen Rückgewähr der Naturalbestände zu großer Nachtheil für einen von beiden Theilen entstehen kann, Veranlassung gewesen, den Verpachtungstermin nicht auf den 1 November, sondern in den Monat Junius zu verlegen, in welchem man alles im Pauschal übernimmt, und bei der Rückgewähr nur das Feld in gleicher Art und Ausdehnung, wie man es übernimmt, angebaut zu stellen hat. — Ich sagte, es entsteht bei einer numerischen Rückgewähr der Naturalien für beide Theile Nachtheil, und dieß ist, wie es von selbst einleuchtet, auch wirklich der Fall. Denn es kann die Sache auch in umgekehrter Ordnung vorkommen, und alsdann trifft der Schaden den Verpächter. Diesen aber kann er niemals so empfindlich treffen, weil er, übergibt er in einem Mißjahr und nimmt das Gut in ei-

nem gesegneten zurück, nur mit dem geringen Bestande, den er übergibt, Nachtheil hat. Die Rechnung wird die Sache sogleich klar machen. In dem gegebenen Falle würde er 3000 Mandeln Getreide überliefern, welche effective 9000 Thlr. werth wären. Er erhielte dagegen 3000 Mandeln zu 1 Thlr., also nun 3000 Thlr., verlöre mithin 6000 Thlr., wogegen der Pächter, wie bereits gezeigt, 20,000 Thlr. verlieren müßte. Alles Uebrige, was er über den seyn sollenden Bestand übernimmt, das hat er nur nach seinem dermaligen Werth anzunehmen.

Wird aber der sämmtliche Bestand, nämlich die ganze überlieferte Ernte, so wie das sogenannte todte und lebende Inventar, ingleichen auch die Gebäude nach einer Schätzung auf Geldwerth übernommen, so ist der Zeitpunkt zum 1 November ohne allen Zweifel der passendste zur Uebernahme und Zurückgabe eines Pachtgutes, und Verpächter und Pächter sind dabei am wenigsten gefährdet.

8. Noch einige besondere Pachtbedingungen.

Obgleich der Eigenthümer eines Landgutes sich bei dessen Verpachtung gewissermaßen für die Zeit derselben seiner Eigenthumsrechte begibt und diese auf den Pächter überträgt, so behält er sich doch nichtsdestoweniger auch mehrere vor, und macht insbesondere den Pächter für gewisse Fälle bei der Zurückgabe verantwortlich. Aber durch mehrere gestellte besondere Bedingungen übt er während der Pachtzeit sein Eigenthumsrecht mittelbar aus. Ich will nur einige derselben anführen, aus denen man schon abnehmen kann, wie mannichfaltig dieselben seyn können.

1) Die Art und Weise der Eintheilung und Bewirthschaftung der übernommenen Felder. Wir sind seit ungefähr drei Decennien im Uebergange von einem viele Jahrhunderte hindurch bestandenen Ackerbausysteme zu einem neuen. Die Ansichten über eine so wesentliche Veränderung sind verschieden. Manche halten sie für höchst wohlthätig und für die Wohlfahrt ganzer Nationen in einem hohen Grad

ersprießlich; Andere dagegen haben davon eine viel geringere Meinung und glauben wohl gar, daß der Landwirthschaft eines Landes durch solche Vertauschung des einen Systems mit einem andern nicht unbedeutender Nachtheil erwachse. Beide Theile berufen sich zur Rechtfertigung ihrer Meinung auf Beispiele. Die kategorische Entscheidung dieses Streites ist unmöglich, weil das neue System noch zu wenig allgemein ist, um darauf ein festes Urtheil gründen zu können, und weil man demselben gerade deßhalb durch eine solche Entscheidung nothwendig zu nahe treten würde. — Setzen wir nun den Fall: Verpächter und Pächter sind jeder der entgegengesetzten Ansicht, d. h. der eine huldigt dem neuen, der andere dem alten Systeme, so würde, wenn man sich nicht gleich bei Eingehung der Pacht hierüber durch gewisse festgesetzte Bedingungen gegenseitig sicherte, gleich beim ersten Beginn des Geschäfts der Grund zu Streit und Proceß gelegt werden. Jedenfalls wird der Eigenthümer als Hauptinteressent verlangen, daß die Felder nach dem Systeme, welchem er huldigt (sey es nun das alte oder das neue), bestellt und wenigstens bei Ablauf der Pacht ihm in solcher Art zurück gewährt werden. Der Pächter wird hierin eine Beschränkung seiner Wirthschaftsmethode finden, und er wird auch wirklich in den ersten und letzten Jahren seiner Pachtung Nachtheile erleiden, indem er in jenen die Felder nach seinem Plan einrichten und in diesen wieder nach dem des Verpächters herstellen muß. Dieser Umstand ist wichtiger, als man anfangs glaubt, und man hat bei Eingehung der Pacht wohl darauf Bedacht zu nehmen, um nicht hinterher in seinem ganzen Wirthschaftsbetriebe gestört zu werden.

2) Das Inventar, wo es mit der Pacht gegen Sicherheitsleistung übergeben wird, gibt auch nicht selten Veranlassung zu Streitigkeiten. Schon die Abschätzung desselben ist, wie ich weiter oben bewiesen habe, eine überaus schwierige Sache, noch mehr aber ist es die zu leistende Vergütigung des Mehrbestandes. Wo Landgüter fortwährend in Verpachtung sind

sind, wie z. B. Staatsdomänen, Stifts- oder Communalgüter ꝛc., da bleibt die Ausgleichung hierauf gemeiniglich dem abgehenden und antretenden Pächter überlassen, die sich denn, da sie sich beiderseits durch unnöthigen Zank nur schaden würden, in der Regel friedlich einigen. Wo aber ein verpachtet gewesenes Landgut an den Eigenthümer zurückgegeben wird, da geht die Sache nicht immer so leicht ab. Daher ist es denn zur Vermeidung künftigen Streites gut, gleich bei Uebernahme der Pachtung sich wegen des anzunehmenden und zurückzugewährenden Inventars ganz sicher zu stellen.

Zuweilen aber machen es Verpächter zur Pflicht, daß der Pächter das Inventar nicht vermehren darf, oder wenn er dieß auch thut, daß ihm der Erstere nichts darauf vergütigt, wodurch er denn genöthigt ist, es anderwärts anzubringen. Daß dieß nachtheilig für ihn sey, habe ich schon weiter oben erwähnt. Dagegen kommt es aber auch vor, daß es dem Pächter geradezu als Bedingung auferlegt wird, das Inventar zu verbessern und zu vermehren, und daß ihm dagegen vom Eigenthümer die Versicherung gegeben wird, ihm bei seinem dereinstigen Abgange den Mehrbetrag in Geld zu vergüten. So vortheilhaft dieß auch für den Pächter ist, so gewinnt dennoch der Gutseigenthümer noch mehr dabei. Denn einmal durfte er dieß vermehrte und verbesserte Inventar nicht schnell aus eigenen Mitteln anschaffen, und er konnte während der Verpachtungszeit von der ihm zukommenden Rente einen Theil zurücklegen, um davon die Vergütigung zu bestreiten; er kommt mithin auf eine sehr leichte Art dazu, sein Gut in einen vollkommneren Zustand zu versetzen. Zum Zweiten aber hat er noch den großen mittelbaren Gewinn, daß er seine Felder in einem weit bessern Zustande zurück erhält, als wie er sie ausgab; denn je bedeutender das Inventar, besonders an Viehbeständen, in einer Oekonomie ist, um so mehr werden die Felder allmählich bereichert und in Kraft gebracht.

3) Zuweilen belastet der Verpächter eines Landgutes den Pächter mit mancherlei harten Forderungen. So z. B. bedingt er sich besondere Leistungen an Fuhren, Naturallieferun-

gen u. dgl. aus, welche nicht selten von ziemlicher Bedeutung sind. Hat ein Pächter in dergleichen Sachen keine Erfahrung, so achtet er sie für gering und glaubt sie ohne große Beschwerde und Nachtheil leisten zu können. Erst wenn er in der Pacht ist, fühlt er das Drückende solcher Auflagen, und es ist alsdann zu spät, sie abzuschütteln.

Es ließen sich noch mehrere solche Nebenbedingungen, welche zum Nachtheil oder Vortheil einer der beiden Parteien gereichen, anführen. Aber die wenigen können doch schon dazu dienen, sie aufmerksam zu machen und dem Streit und Verdruß, welcher hieraus entstehen kann, im voraus zu begegnen. Jedenfalls ist beiden Theilen anzurathen, ihr Geschäft nicht ohne fremden Beistand und Rath abzuschließen. Denn es ist Jeder in seiner eigenen Sache befangen und genehmigt leicht etwas, was ihm in der Folge zur großen Last wird oder zum Schaden gereicht.

Die Wichtigkeit der Sache mag mich entschuldigen, daß ich diesen Abschnitt so weitläuftig verhandelte. Ich glaube mir schmeicheln zu dürfen, daß ich mir damit den Dank mancher Leser verdient haben werde. Auch ist es meine innige Ueberzeugung, daß wenn das Pachtwesen bei Landgütern in einem Lande mehr Umfang gewinnt, die ganze Landwirthschaft Vortheil davon hat, und daß sonach auch die Behörden sich verdient um den Staat machen, wenn sie diesem Gegenstand Aufmerksamkeit schenken, und durch Verordnungen, die ihn begünstigen, seine weitere Ausbreitung fördern.

Viertes Capitel.

Bilanz zwischen Erzeugung und Verbrauch der landwirthschaftlichen Producte.

Ich komme nun zu der unmittelbaren Erzeugung in der Landwirthschaft und zum Verbrauche des Erzeugten. Auf welche Producte sich selbige ausdehnen und bis zu welchem Grade sie überhaupt getrieben werden könne, darüber sind die

Meinungen der Land- und Staatswirthe noch gar nicht einig. Die erstern behaupten zum großen Theile, es sey an der Zeit, die Production in der Landwirthschaft zu beschränken, weil bereits viel mehr erzeugt werde, als der fortwährende Bedarf erheischt. Dennoch aber machen diese grade am wenigsten Anstalt zu einer verminderten Erzeugung, und sie suchen den Ausfall, welchen ihre Casse durch den erniedrigten Werth der Producte erleidet, durch deren vermehrte Menge zu decken. Dadurch tragen sie denn scheinbar zur Verschlimmerung des Uebels bei. Ich sage scheinbar: denn wir werden bald sehen, daß eine vermehrte Erzeugung der Landwirthschaft wohl Segen bringen werde, wenn nur erst alle gesellschaftlichen Verhältnisse so geregelt sind, daß die Bedürfnisse der Bevölkerung sämmtlich und überall vollkommen befriedigt werden können. Die Staatswirthe behaupten im Gegensatz zu der eben aufgestellten Meinung der Landwirthe: daß eine vermehrte Production niemals Schaden bringen könne, weil jederzeit das Volk das reichste sey, welches die meisten, zur Stillung seiner Bedürfnisse erforderlichen Producte erzeugt und besitzt. Dieser Satz ist unumstößlich, wenn wir auf den letzten Endzweck alles Erwerbes sehen, welcher doch unwiderleglich kein anderer ist, als sich gegen Noth und Mangel jeder Art zu sichern, oder mit andern Worten, für alle seine Bedürfnisse versorgt zu wissen.

Ich muß an die Spitze dieses Capitels den im Leben grell hervortretenden Widerspruch stellen, welcher darin liegt: daß, während noch so vielfach Noth, Mangel und Elend herrscht, während von der gegenwärtigen Bevölkerung Millionen von Individuen sich nicht vollkommen sättigen und kaum ihre Blöße bedecken können, dennoch von Seite der Erzeuger, die eben der Bevölkerung ihre Lebensbedürfnisse zu liefern haben, Klagen über Klagen ertönen, daß sie ihre Producte nur mit Noth los werden und sie für einen Preis hingeben müssen, welcher die Erzeugung nicht völlig lohnt. Das Erstere würde auf einen Zustand der Uebervölkerung hindeuten, wo die Erde nicht mehr alle Bedürfnisse lieferte, das Zweite dage-

gen auf Mangel an Verbrauchern, weil ja sonst fast alle Producte gesucht und nach Werth bezahlt werden müßten. So groß dieser Widerspruch nun auch ist, so steht die Thatsache doch fest, und tritt uns überall grell vor die Augen. — Sonach müssen gewisse Verhältnisse im allgemeinen Bevölkerungsverbande vorwalten, welche eine solche Erscheinung herbeiführen. Die Sache umfaßt das Wohl der ganzen Menschheit, ist also von der höchsten Wichtigkeit und daher als zu lösende Aufgabe für Jeden gestellt, der es mit seinen Mitmenschen gut meint und sich fähig fühlt, etwas zu deren Lösung beizutragen.

Um mein Thema gründlich abzuhandeln, muß ich ein wenig weit ausholen.

Alle Erzeugnisse, von welcher Art sie immer seyn mögen, sind die Erfolge von thätig gewesenen Kräften. In der Landwirthschaft wirken zwei Hauptkräfte, nämlich die der Natur und die des Menschen. Boden, Klima und Witterung enthalten die erste, und die Arbeit die letzte. Sind beide thätig und günstig in einander greifend, so stellt sich die größte Menge von Erzeugnissen dar; treten sie einander feindlich entgegen, so wird die Erzeugung gehemmt und vermindert. Dieß auf unsern vorhin angegebenen Widerspruch angewandt, so müßte das Erstere, nämlich das günstige Zusammenwirken statt finden, wenn die Landwirthe Recht haben sollten, die da behaupten, es werde zu viel erzeugt, was sich auch factisch im Unwerthe der Producte ausspreche; haben aber die Verbraucher, d. h. die große Masse des Volkes Recht, welche ihren Beweis mit ihrer Dürftigkeit bestätigen können, so würde die Erzeugung nicht auf dem Punkt ihres Flors stehen, und daher eine von den beiden Hauptkräften nicht in dem Grade thätig seyn, wie sie es sollte und könnte. Ich trete, obgleich selbst Landwirth, dennoch unbedingt auf die Seite der letztern, und stelle daher die Frage: welche von den beiden Kräften nicht ihre volle Thätigkeit und Wirkung zeige und was hievon der Grund sey?

Die erste, nämlich die Kraft der Natur, kann unmöglich eine solche Schuld tragen, denn der Boden, als Gefäß, aus welchem sich die Erzeugung entwickelt, bleibt, mit wenigen möglich zu machenden Veränderungen, derselbe, und es kann sich nach Maßgabe seiner Güte und Brauchbarkeit die Bevölkerung auf ihm nur bis zu einem gewissen Grade vermehren, über welchen hinaus sie nur mit Gefahr, Mangel zu leiden, steigt. Vom Klima läßt sich fast Gleiches sagen. Anders aber ist es mit der Witterung. Sie wechselt mannichfach, und ist zuweilen der Erzeugung in hohem Grad ungünstig, wogegen sie dieselbe periodenweise wieder ganz besonders begünstigt. Dieß bewirkt denn, daß zu manchen Zeiten der Producte, welche zur Stillung der ersten Lebensbedürfnisse erforderlich sind, mehr, zu andern Zeiten aber auch weniger als nöthig, vorhanden sind. Dieser Umstand macht es dann dem Menschen zur Pflicht, zur Zeit des Ueberflusses für die des Mangels etwas zu sparen und aufzubewahren. Dieß ist das System der Magazinirung. Man hört in unsern Tagen von demselben zuweilen wie von einem verschwundenen Paradiese sprechen. In frühern Zeiten heißt es, nahmen die Staatsregierungen auf die Bedrängniß ihrer sämmtlichen Unterthanen Bedacht. Friedrich der Große füllte zur Zeit des Ueberflusses seine Magazine, half dadurch den Erzeugern auf, indem er ein zu tiefes Herabgehen der Preise verhütete; und sorgte daneben für die Verzehrer, weil er zur Zeit des Mangels die Magazine öffnete und der Theurung und Hungersnoth wehrte. Seinem Beispiele folgten mehrere andere Staaten. Nun frägt man, warum dieß jetzt nicht mehr so sey? — Wäre es, behauptet man, so hätten wir den Unwerth der landwirthschaftlichen Erzeugnisse, wie er vor einem Jahrzehent statt fand, wohl nicht erlebt. — Der indirecte Vorwurf, welcher hierin für die Staatsverwaltungen liegt, scheint nicht ganz ungegründet, und er ist zu einer Zeit, wo so mancher Unberufene sich einbildet, die Maßregeln der Regierungen mit Grund tadeln und an denselben modeln zu können, von

hoher Wichtigkeit. Ich will ihn ein wenig schärfer beleuchten und darthun, ob er wirklich Grund habe.

Beachten wir zuerst die Klage der Producenten. Ihnen soll durch Einkäufe für die Magazine auf Rechnung des Staates zur Zeit geholfen werden, wenn die Getreidepreise sehr niedrig sind, und es sollen solche durch die gedachten Einkäufe gehoben werden. Nehmen wir an, ein Staat, welcher zehn Millionen Einwohner zählt, kaufe im vorliegenden Falle zehn Millionen preuß. Schäffel Getreide, was ein ungeheures Quantum ist und welches auch den ungenügsamsten Forderer befriedigen würde. Rechnen wir ferner, es enthalte das Land dieses Staates 3,500 Quadratmeilen; so würden auf eine Quadratmeile ungefähr 3000 Schäffel von jenem Einkaufe kommen. Nach dem Cap. I gegebenen Calcul kommen auf eine Quadratmeile ungefähr 12,000 Morgen zum Ackerbau, und rechnen wir davon auch nur $^2/_3$, d. i. 8000 Morgen mit Getreide bestellt, so hat der Staat dennoch nur $^3/_8$ Schäffel vom Morgen abgenommen. Nun aber wissen wir, daß ein Morgen im Durchschnitt bei einer Ernte, welche wir eine gesegnete nennen, wenigstens sechs Schäffel trägt, und es hat sonach der Staat durch seinen Einkauf, so sehr bedeutend er auch war, nur $^1/_{16}$ des ganzen erzeugten Getreides den Erzeugern abgenommen. Dieß könnte jedoch schon einigen Eindruck auf die Preise machen, wenn nur ein einziges so gesegnetes Jahr zwischen mehreren mittelmäßigen und schlechten stünde. So aber gehen allemal erst dann die Preise so tief, wenn mehrere fruchtbare Jahre auf einander gefolgt sind, und es sammelt sich alsdann eine Masse von Vorräthen, zu deren Verminderung ein Einkauf von 3000 Schäffeln auf die Quadratmeile so wenig beträgt, daß er kaum bemerkt wird.

Aber es hat doch in frühern Zeiten dieß Verfahren von Seite der Staatsregierungen geholfen! — Wer wird diese Thatsache widerlegen oder gar läugnen wollen? — Nur waren die Umstände und Zeitverhältnisse von anderer Art. Damals stand die Landwirthschaft auf einer bei weitem niedrigeren Stufe, was nur derjenige läugnen wollen könnte, welcher seine

Augen absichtlich verschließt. Nehmen wir nun an, daß in jenen Zeiten auf einem Morgen bei guten Jahren fünf Schäffel gewonnen wurden, wo wir deren jetzt sechs haben, so konnte sich der Ueberfluß nicht so vermehren, und es betrug ein Einkauf, wie der oben angegebene, $^1/_{10}$ der ganzen Erzeugung. Um die Sache desto anschaulicher zu machen, will ich sie genau in Zahlen darstellen. Im obigen Falle, d. i. in der gegenwärtigen Zeit, werden bei gesegneten Jahren 6 Schäffel über die Einsaat gewonnen; 8000 Morgen werden mit Getreide angebaut, und sie geben 48,000 Schäffel. Davon kauft der Staat 3000 Schäffel in seine Magazine, mithin bleiben noch 45,000 Schäffel. In der ehemaligen Zeit gewann man in fruchtbaren Jahren nur 5 Schäffel vom Morgen, welches auf 8000 Morgen 40,000 Schäffel gab. Davon kaufte der Staat gleichfalls 3000 Schäffel, und es blieben 37,000 Schäffel, mithin 8000 Schäffel weniger, wie jetzt. Dehnen wir diese Rechnung auf drei Jahre aus; so werden gegenwärtig, wenn sie alle drei fruchtbar sind, 144,000 Schäffel erzeugt, wovon nur 3000 Schäffel für die Magazine kommen, so daß 141,000 Schäffel bleiben. Ehemals wurden in 3 Jahren 120,000 Schäffel erzeugt, davon ebenfalls 3000 Schäffel abgenommen, bleiben 117,000 Schäffel, folglich 24,000 Schäffel weniger, wie jetzt. — Nun muß man freilich die jetzige und damalige Bevölkerung einander gegenüber stellen, die, wenn wir nur ein halbes Jahrhundert zurückgehen, fast in sämmtlichen europäischen Staaten ziemlich um ein Fünftheil zugenommen hat. Indeß hat dieß die Getreide-Consumtion um wenig vermehrt, da die Kartoffeln an die Stelle getreten sind, welche jetzt bei weitem mehr als den fünften Theil der menschlichen Nahrungsmittel gewähren.

Betrachten wir also die Sache aus ihrem richtigen Gesichtspunkte, und urtheilen wir unbefangen darüber, so finden wir, daß durch einen noch so starken Einkauf in die Staatsmagazine die Getreidepreise nur unbedeutend anziehen können. Wir finden dann auch, daß ein solcher Ankauf nur momentan helfen kann, und daß am Ende das Uebel nur ärger wird,

wenn die niedrigen Preise auf lange Zeit Bestand halten; denn der Staat kann das erkaufte Getreide doch nicht ewig inne halten, sondern er muß, wenn es am Ende nicht verderben oder mancherlei Gefahren ausgesetzt seyn soll, dasselbe wieder verkaufen, und er wird dann den Producenten, wenn dieß geschieht, den kleinen Vortheil, den sie hatten, als er einkaufte, wieder rauben müssen, und wird sich dadurch neuem Tadel aussetzen. Sonach ist denn von dieser Seite eine Magazinirung des Getreides keinesweges als eine besondere Wohlthat zu betrachten, und wenn dieß ehemals der Fall war, so lag dieß in den Zeitverhältnissen, hauptsächlich aber auch darin, daß der noch in der Kindheit befindliche Ackerbau bei guten Jahren weniger an Getreide gewann und dem Mißwachs bei schlechten Jahren bei weitem mehr ausgesetzt war.

Nützt nun aber auch die Anlage von Magazinen den Producenten wenig, so müssen wir dieselben auch von Seite der Consumenten betrachten. Wir wollen bei dem oben angegebenen Quantum, welches man in Staatsmagazinen aufbewahrt, stehen bleiben. Da von demselben auf jeden Einwohner ein Schäffel kommt, so würde es eine Aushülfe von ungefähr anderthalb Monaten für die ganze Bevölkerung gewähren, was in hohem Grade wesentlich ist, und wohl einer Hungersnoth vorbeugen könnte. Zu bedenken ist freilich, daß der Staat nicht alles hergeben kann, indem er sich z. B. für seine Armee einen Theil reserviren muß. Dennoch aber bleibt es eine wohlthätige Veranstaltung und kann dem Elend mächtig steuern, auch wenn nur die Hälfte zum Verbrauche für einen mäßigen Preis losgeschlagen würde. Ich werde weiter unten in einem andern Capitel noch einmal auf diesen Gegenstand zurückkommen.

Durch diese Episode bin ich ein wenig aus meinem Gange gewichen. Ich hatte die beiden Hauptkräfte bei der ländlichen Erzeugung genannt, und die erste, nämlich die der Natur abgehandelt. Nun komme ich zur zweiten, nämlich zur Arbeit des Menschen.

Je dichter die Bevölkerung in einem Lande wird, desto

schwieriger wird es jedem Einzelnen, seine Kräfte zur Gewinnung seiner Subsistenz zu entwickeln und anzuwenden. Man könnte sich die Sache bildlich wie ein dichtes Gewühl denken, in welchem nur Wenige, nämlich die Starken und die Klugen auf den Platz gelangen, auf welchem sie sich bequem regen und in Ruhe und Gemächlichkeit verharren können. Die Menge aber drängt und stößt sich, sie wogt hin und wieder, und jeder Einzelne in derselben fühlt sich unbehaglich. Und dennoch könnte ein Jeder auf einen für ihn passenden Platz gelangen, da der Plätze noch immer genug sind, wenn er nicht durch das wilde Wogen und Drängen von seiner Bahn gestoßen und dem Mangel Preis gegeben würde. Setzen wir dieß Bild noch fort und denken uns diese drängende Menschenmasse plötzlich durch eine höhere Macht geordnet, keiner dürfte dem Andern zu nahe treten oder ihn in seinem Treiben stören: so würde die Ungemächlichkeit schwinden und ein Jeder mit seinem Loose zufrieden seyn. Eine solche ordnende Macht können wir uns als möglich denken, wenn sie auch für den Augenblick nur noch in einer platonischen Republik existiren mag. Das Bedürfniß darnach fühlt man in ganz Europa, denn es spricht sich in den zur Erreichung solchen Endzweckes gebildeten philanthropischen Gesellschaften, so wie in den chimärischen Entwürfen excentrischer Köpfe aus, und es verräth sich selbst in den immer mehr zunehmenden Auswanderungen.

Wenn ich mich nun an diesem schwierigen Gegenstande versuchen will, an welchem bis jetzt so Viele scheiterten, so weiß ich wohl, daß ich etwas sehr Kühnes unternehme. Dennoch aber will ich das Wagstück beginnen, und darüber sagen und aufstellen, was eigene Ansicht, durch vielfältige Anschauung und Erfahrung gereift, mir an die Hand gibt.

Zunächst sehe ich von denjenigen, welche über Noth und drückende Zeiten klagen, bloß weil sie nicht alle ihre eingebildeten Bedürfnisse und Bequemlichkeiten befriedigen können, so ihnen doch zur Stillung der wirklichen Mittel genug bleiben, gänzlich ab, und beschäftige mich nur mit der Volksmasse, welche wahrem und drückendem Mangel

aller Art ausgesetzt ist. Sie ist groß und nimmt täglich zu, und mit ihr vermehren sich die Verwickelungen im gesellschaftlichen Verbande der Völker. Das Uebel beruht aber fast einzig und allein auf dem Mangel an Gelegenheit zur Anwendung der Kräfte dieser Volksmasse. Wir sehen ab von Alten und Kranken und kleinen Kindern, welche zwar zu jener Masse gehören, aber bei weitem nicht den größten Theil derselben ausmachen, und die leicht zu übertragen wären, wenn nur alle gesunden und starken Gelegenheit hätten, ihre Kräfte zur Hervorbringung von Producten anzuwenden, mit Einem Worte, wenn sie vollauf Arbeit hätten, und diese nach Maßgabe ihres Werthes belohnt würde. Die gestellte Aufgabe ist daher: der Erwerb, welcher allen Volksclassen zu verschaffen ist.

Wir stoßen hier wiederum auf einen neuen Widerspruch. Es herrscht Klage über Mangel an Arbeit, und dennoch raffinirt man auf alle Weise diese zu vermindern und sie durch allerlei Maschinen zu ersetzen. Aber warum geschieht dieß? — Weil wegen des geschmälerten Erwerbes die allgemeine Wohlhabenheit sich vermindert, und daher ein Jeder alle seine Lebensbedürfnisse immer wohlfeiler zu erhalten trachten muß. Nun sind aber theuer und wohlfeil in hohem Grade relative Begriffe. Im Allgemeinen aber lassen sie sich dahin definiren: daß alles dasjenige theuer zu nennen ist, welches mehr kostet, als was die Kräfte derer, die es brauchen, ohne große Schwierigkeit aufbringen können: wohlfeil ist, wie von selbst folgt, hievon das Gegentheil. Wollen wir uns nun aber hier nicht in einen Cirkel einschließen, so müssen wir einen gewissen Anfang oder eine Grundlage zu gewinnen suchen. Wie schon oben angegeben wurde, beruht diese Grundlage auf den in Thätigkeit befindlichen Kräften, welche Producte als Erfolge hervorbringen. Wie bereits verhandelt, läßt sich an den Naturkräften wenig modeln, und wir haben es nur mit denen der Menschen zu thun. Stellen wir daher seine entwickelte und angewandte Kraft, d. i. die Arbeit als Grundlage alles dessen

auf, was wir theuer oder wohlfeil nennen. Erwirbt er mit seiner Arbeit das, was zu seinem Leben in aller Art nöthig ist, so kann man behaupten, daß alles das, was er kaufen muß, weder zu wohlfeil, noch zu theuer sey; reicht es nicht zu (weise Eintheilung und Sparsamkeit vorausgesetzt), so sind die Producte, deren er bedarf, theuer; hat er übrig, so sind sie wohlfeil zu nennen. Der tiefe Denker, der verewigte Staatsrath Thaer, stellte, gestützt auf die Meinungen und Erfahruugen scharfsinniger Männer vor ihm, den Satz auf, daß ein gesunder und starker Mann täglich mit seiner Arbeit den Werth von zwei Metzen Roggen, d. i. ⅛ preuß. Schäffel verdienen müsse, wenn er sich gehörig nähren und kleiden solle. Damit hätten wir denn einen gewissen Werthmesser, welchen wir leicht an eine Menge anderer Gegenstände anlegen können. Wollen wir nun z. B. beweisen, ob der Arbeiter stets nach dem Werthe seiner Arbeit abgelohnt worden sey, so dürfen wir nur die Roggenpreise verschiedener Zeiten und verschiedener Länder ausmitteln, und mit dem üblichen Arbeitslohn eines Tages zusammenstellen. Es würde eine zu große Weitläuftigkeit herbeiführen, wenn ich eine Reduction von zwei dergleichen Metzen Roggen nach den Maßen der verschiedenen Länder und Provinzen von Europa hersetzen wollte. Ich wähle daher das sogenannte schwere Gewicht (wovon 100 Pfd. auf einen Centner gehen) für dasselbe, und es enthalten nach diesem zwei Metzen Roggen ziemlich genau neun Pfund, vorausgesetzt, daß er von guter Beschaffenheit sey. Also 9 Pfd. Roggen sind das Normale für einen Arbeitstag eines gesunden erwachsenen Menschen. Würde nun der Preis des Roggens durchschnittlich der Schäffel za einem Reichsthaler preußischen Courantes angenommen, so wären ⅛ Reichsthaler der Preis eines Arbeitstages. — Daß dieser Preis wechselt, lehrt die Erfahrung, und wenn auch nicht allemal die Arbeit streng mit demselben steigt und fällt, so wird sie sich doch in längeren Zeiträumen ziemlich damit ausgleichen.

So sehr sich nun aber auch dieser Calcul mit den be-

stehenden Verhältnissen z. B. in Deutschland verträgt, so wenig trifft er doch allgemein zu. Eine Menge innerer und äußerer Verhältnisse in Ländern, Provinzen, ja einzelnen Gegenden ändern ihn mannichfach. Dichtere Bevölkerung setzt den Preis der Arbeit herab und den der Nahrungsmittel hinauf, schwächere thut das Umgekehrte. Sodann ist es wieder der mehrere oder mindere Begehr der Arbeit, die ihren Preis hebt oder drückt. Daher ist sie in Districten, wo viele Manufacturen und Fabriken bestehen, so wie in der Nähe großer und volkreicher Städte, theurer wie anderwärts. Dieß leitet uns auf den Erfahrungssatz, nämlich den, daß allemal dasjenige begehrt und theuer bezahlt wird, was nicht in allzu großer Menge vorhanden ist. Dieser Satz dehnt sich auf alles aus, denn er trifft auch den allgemeinen Werthmesser, das Geld. Aber auch der Begriff von Menge modificirt sich nach bestehenden Verhältnissen. So z. B. richtet sich die Menge des Geldes nach der vorhandenen Zahl der Bevölkerung. Beträge diese z. B. in einem Lande drei Millionen und in dem andern fünf Millionen, und es wäre in jedem derselben nur eine gleiche Summe von Geld vorhanden, so würde man von dem einen sagen, es sey eine große, und von dem andern es sey nur eine geringe Menge von Geld vorhanden. Wo dessen nun mehr ist, da muß man auch ein größeres Quantum für irgend einen einzutauschenden Gegenstand oder Waare geben, als da, wo im Ganzen weniger vorhanden ist. Mithin ändert sich der Werth des Geldes so gut wie der jeder Waare. Sonach ist ein Gegenstand, welcher einen der ersten und vorzüglichsten Bestandtheile der menschlichen Nahrung ausmacht (wie der Roggen) ein weit sicherer Werthmesser für alle Zeiten, wie das Geld. Denn es mußte z. B. vor mehreren Jahrhunderten ein Arbeiter, wenn er bestehen sollte, eben so gut täglich 9 Pfd. Roggen verdienen, wie jetzt, wenn auch dieser damals nominell nur einen Groschen, und jetzt drei Groschen werth ist.

So hätten wir denn gefunden, wie hoch die Arbeit abzulohnen sey, wenn der, welcher sie leistet, seinen Lebensunterhalt gewinnen soll. Es handelt sich nun aber um die Haupt-

sache, nämlich darum: daß auch alle Arbeitsfähigen in der That mit Arbeit versorgt werden.

Gehen wir einmal von dem ganz einfachen Satz aus, daß wenn bis jetzt das Areal, welches eine deutsche Quadratmeile der Landwirthschaft bietet, nach einer ziemlich zuverlässigen Rechnung 14,200 Morgen betrage, wie oben im ersten Capitel dieses Hauptabschnittes gezeigt worden ist, und daß von dieser Fläche die Subsistenzmittel für 3000 Menschen bisher vollauf gewonnen wurden; bemerken wir dabei die unwiderlegliche Thatsache, daß der Erde noch bei weitem das nicht abgewonnen werde, was sie bei steigender Agricultur gewähren kann und gewähren wird; fügen wir hinzu, daß durch den menschlichen Fleiß, d. i. durch Anwendung menschlicher Kräfte, also durch Arbeit, diese erhöhte Cultur hervorgebracht wird; so haben wir zum Schlusse den Satz: daß im Betriebe der Landwirthschaft die Hauptabhülfe gegen das Gebrechen und die Klagen unsrer Zeit zu suchen sey. — Ehe ich dieß durch Thatsachen beweise und nächstdem die Mittel angebe, durch welche diesem Gebrechen abzuhelfen wäre, will ich meinem Beweise vornherein eine mächtige Stütze durch ein Beispiel aus dem Leben geben: es habe ein Hausvater eine sehr zahlreiche Familie, und er habe weder Mittel noch Gelegenheit, einzelne Glieder derselben auswärts zu beschäftigen und zu unterhalten, um die ihm aufliegende Last und die Sorge für ihre Subsistenz durch die Verringerung der Zahl zu erleichtern. Sein Haus- und Landwesen sey von der Art, daß er es bisher mit sechs Individuen bestritt, die sich denn auch davon nähren konnten. Er soll aber, da nunmehr die Familie aus neun Mitgliedern besteht, die drei unbeschäftigten mit erhalten. Diese sind ihm eine drückende Last und drohen dem ganzen Hausstande den Untergang. Da mustert er seine Lage und prüft alle seine Kräfte, er forscht in seiner Wirthschaft nach, wie er da oder dort durch verbesserte Cultur mehr gewinnen könne, und er findet, daß dieß durch mehr angewandte Arbeit geschehen könne. Flugs werden die drei übrigen Glieder da angestellt, wo Verbesserungen zu

machen sind, welche einen höhern Ertrag und vermehrten Gewinn versprechen, und siehe da, der Erfolg rechtfertigt seine neue Einrichtung aufs glänzendste. Seine Landwirthschaft, die ihm zuvor kaum für sechs Familienglieder Arbeit und Erwerb gewährte, gibt ihm deren jetzt für neun, und alle befinden sich nunmehr zufriedener und gemächlicher, wie früher die geringere Zahl.

In der Landwirthschaft läßt sich diesem Beispiel im Allgemeinen fast überall folgen. Ich stelle keine überspannten Ideen auf und kann, was ich behaupten werde, mit eigener Erfahrung beweisen.

In der für die Landwirthe bedrängten Zeit sucht ein jeder sich einzuschränken, so gut es nur immer geht, und jede nur irgend zu ersparende Ausgabe zu vermeiden. Insbesondere bemüht man sich, wenig Arbeiter anzulegen, um der alle Samstage wiederkehrenden Noth wegen deren Bezahlung zu entgehen. Das mag lobenswerth und von der eisernen Nothwendigkeit geboten seyn, trägt aber, wenn sämmtliche Landwirthe es thun, nur zur Vermehrung des Uebels bei. Denn wenn die Verzehrer aller Mittel ermangeln, die ihnen nöthigen Erzeugnisse der Landwirthschaft zu erkaufen, so stockt für solche der Absatz und sinkt der Preis. Und wenn nun auch wirklich die Production der Erzeugnisse durch Ersparung der Arbeit vermindert wird, so trägt dieß dennoch nichts zur Erhöhung ihres Preises bei, weil auch in gleichem Grade die Consumtion abnimmt. Ein noch größeres Uebel schleicht sich aber dabei allmählich ein. Es ist das der Verminderung der Producte, welche durch den Handel ins Ausland gehen und das Gleichgewicht zwischen Ein- und Ausfuhr erhalten helfen. Wird dieß nun zum Nachtheil eines Landes aufgehoben, so geht dieses allmählich immer größerem Elend entgegen. — Diesem zufolge ist eine Verminderung der landwirthschaftlichen, das ist der Urproduction eines Landes, das Traurigste, was diesem begegnen kann, und es hat jeder Patriot gegen diesen Krebsschaden allen ihm zu Gebote stehenden Rath zu geben und alles aufzubieten, um ihn vertilgen zu helfen.

Aber wird denn nicht durch eine vermehrte Production der Werth der Erzeugnisse noch tiefer gehen? — Vielleicht wohl! Aber was schadet dieß dem Landwirthe, wenn er nur anstatt zwei z. B. drei in der Zahl gewinnt, und dann auch anstatt fünf nur vier für seine Producte bekommt. Nur darauf muß er Bedacht nehmen, daß er seine vermehrte Production für die Dauer sichere, und er muß daher die Lehren, welche die Landwirthschaft als Wissenschaft ihm hierüber ertheilt, sich zu eigen machen und treu befolgen. — Ich kenne jemand, der unter mancherlei schwierigen Verhältnissen und an sehr verschiedenen Oertlichkeiten die Landwirthschaft betrieben und überall das Bedauern seiner Umgebungen mit weggenommen hat. Wo er wirthschaftete, da beschäftigte er sogleich mehr als doppelt so viel Menschen als deren vor und nach ihm Arbeit hatten, und er lohnte sie so ab, daß sie gut bestanden. Es zeigte sich auch allemal sogleich eine gewisse Zufriedenheit und Behaglichkeit bei dem ihn umgebenden Volke. Er erzeugte dabei ungleich mehr Producte, als vor und nach ihm dem Boden abgewonnen worden waren, und ging auch ein großer Theil des Werthes derselben auf vermehrten Arbeitslohn auf, so kam dieß doch wieder in seiner Nähe in Umlauf und wirkte günstig auf die Oekonomie zurück. Er selbst ward zwar dabei nicht gerade reich, befand sich aber wohl und hatte die süße Genugthuung, daß er zum Wohle seiner Umgebungen augenscheinlich beitrug, und daß, so wie er einen Ort verließ, auch jene Zufriedenheit und das Wohlbefinden des Volkes aufhörte.

Soll ich nun erzählen, worauf er so viele Arbeit verwandte, und wodurch er die Erzeugung aller Art ausdehnte und vermehrte? — Er verbesserte Felder und Wiesen, leitete auf ersteren Quellen, die sie verdarben, durch unterirdische Canäle ab, ließ Moder, welcher sich durch die Länge der Zeit in Tiefen gesammelt hatte, auf die Höhen, die seiner bedurften, fahren, vermehrte dadurch seine Ernten, die dann zum Einbringen, Abdreschen rc. wieder mehr Arbeit bedurften. Er erbaute eine Menge Kleesamen, Raps und andere Handelsgewächse, wodurch er nicht unbedeutende Summen einnahm,

die zum Theil für dabei geleistete Arbeit wieder ausgegeben wurden. Die Wiesen ließ er durch Grabenleitungen entsumpfen, und wo es ging, wieder bewässern, hielt, da sie ihm nun höhern Ertrag bringen, mehr Vieh, welches dann wieder mehr Beschäftigung, ihm aber höhern Gewinn gab. Und so griff dann immer Eins ins Andere. Auf diese Art setzte er eine fast mehr als doppelt so große Summe von Capital in seinem kleinen Kreis in Umlauf, und da an demselben alle Theil nahmen, so mußten sich auch die guten Folgen auf alle ausdehnen.

Denke man sich nun ein solches Beispiel vielfach nachgeahmt, stelle man sich einen ganzen District vor, in welchem sämmtliche Landwirthe ihren Betrieb auf diese Art und nach diesen Grundsätzen leiteten, und zuletzt dehne man dieß auf ein ganzes Land aus, und man wird finden, daß dieß das kräftigste und allein geeignete Mittel sey, den Klagen und der Noth unsrer Zeit gründlich abzuhelfen. Wenn nun nebenbei in einem solchen Lande Manufacturen und Fabriken schwunghaft betrieben werden, was mit Sicherheit vorauszusetzen ist, weil die rohen Producte für solche in Menge im Land erzeugt werden, und weil die von denselben gelieferten Waaren von der wohlhabenden Bevölkerung wieder gekauft und verbraucht werden, wenn, wie aus all diesem von selbst folgt, der Handel florirt, so dürfte die schwierige oben gestellte Aufgabe wohl ziemlich zur Zufriedenheit gelös't seyn.

Bei allem diesem aber habe ich noch auf einen sehr wesentlichen Umstand aufmerksam zu machen, es ist der, daß bei einem solchen Gange der Dinge dem peinlichen Geldmangel, über welchen man sich, trotz des Ueberflusses, welcher sich auf einzelnen Plätzen von dieser Waare zeigt, doch mit vollem Fug und Recht beklagt, am wirksamsten abgeholfen werden würde. Denn es ist klar genug, daß es nicht am Gelde, sondern nur am raschen Umlaufe desselben fehlt. Nun aber wird dieser Umlauf durch nichts mehr beschleunigt, als wenn sich ein verhältnißmäßiger Theil desselben in den Händen der

untern und zwar der arbeitenden Volksclassen befindet. Diese können es nicht zurückhalten, sondern geben es immer schnell wieder aus, und es macht auf diese Art einen unglaublich raschen Umlauf. Es ist aber eine durchaus richtige Rechnung, daß ein Thaler, welcher in einem Jahr in hundert Hände wandert, gerade dieselbe Wirkung im geselligen Verkehre macht, wie hundert Thaler, die nur Einmal im Jahr ihren Herrn wechseln. Durch ein solches Uebergehen mehreren Geldes in die Hände der arbeitenden Volksclassen würden aber die Tauschmittel auf Einmal ungeheuer vermehrt, und die todte Stille im Verkehr in das regste Leben umgewandelt werden.

Aber sind dieß nicht überspannte Ideen? — Und was sollte werden, wenn auf Einmal allenthalben auf solche Weise in der Landwirthschaft verfahren würde? — Müßte da nicht augenblicklich eine Ueberproduction eintreten, welche vollends die Erzeugnisse zu völligem Unwerthe herabdrückte, und so recht methodisch alles noch im Verkehre sich regende Leben ertödtete? — Ich bin davor gar nicht bange! — Stellen wir uns doch die ganze Sache ein wenig im Einzelnen vor. Zunächst würde mehr Getreide erbaut werden wie bisher, und es müßte also, weil es an Anwehr fehlte, auch der Preis noch tiefer sinken? Diese Bedenklichkeit widerlegt sich augenblicklich, weil Menschen, die volle Arbeit und genügenden Erwerb haben, bei weitem mehr verzehren als Brodlose und Dürftige, und weil sie auch das, was sie nöthig haben, zu bessern Preisen zu bezahlen im Stande sind. — Und was diejenigen Producte betrifft, welche die Landwirthschaft den Manufacturen und Fabriken und dem Handel liefert, so können dieselben noch ungeheuer vermehrt werden, ehe man wegen ihrer Anwehr besorgt seyn dürfte. Auch habe ich ja bereits gezeigt, daß bei dem von mir als umgestaltet dargestellten Verhältnisse der Bedarf an rohen Producten sehr zunehmen würde, weil unendlich mehr Waaren aller Art verbraucht werden würden. — Zudem haben wir ja noch für viele derselben einen ausgedehnten ausländischen Markt, welcher sich noch erweitern würde, wenn wir im Stande wären, wohlfeiler zu produciren. Und dazu

gerade gelangt man durch einen Betrieb der Landwirthschaft, wie ich ihn dargestellt habe, weit leichter, als durch Lauheit in demselben und Schlendrian.

Wie sehr aber der Verbrauch von Producten steigt, wenn diese wohlfeil sind, das beweisen die Baumwollenwaaren. Ich will hier nur angeben, wie ungeheuer die Fabrication derselben in England gestiegen ist, da sie in diesem Lande fast mehr beträgt, wie im übrigen Europa zusammengenommen. Im Jahre 1781 betrug die Einfuhr von roher Baumwolle in England 5,198,778 Pfd., und im Jahr 1830 stieg sie auf 259,856,000 Pfd. Sie ist also in einem Zeitraume von 50 Jahren ins 42fache gestiegen, obgleich die Bevölkerung des Erdballs in dieser Zeit sich nur etwa um ein Fünftheil vermehrt haben mag, und dazu kommt noch, daß diese Fabrication in den übrigen Ländern von Europa ebenfalls zugenommen hat. Hätte man vor 50 Jahren prophezeyen wollen, daß ein solches ungeheures Quantum von Baumwollenwaaren jemals producirt werden würde, so würde man verlacht worden seyn, und man würde geglaubt haben, es müsse alsdann der größte Theil der Waare in die See geworfen werden, weil ja nicht der zwanzigste Theil verbraucht werden könnte.

Die ausnehmende Wohlfeilheit von fast allen, durch die Gewerbe gelieferten Producten ist es eigentlich, welche dem ganzen Verkehr einen gewaltsamen Stoß gegeben hat. Der Landwirth ist dabei fast mehr betheiligt wie irgend ein anderes Mitglied in der Gesellschaft, und wir haben daher in unserer Politik genau nach den Ursachen dieser Erscheinung zu forschen, weil man allemal dann einem Uebel oder auch einer drohenden Gefahr am leichtesten entrinnt, wenn man die Ursachen kennt, aus welchen sie entspringen.

Die vielen und mitunter sich weit ausdehnenden Kriege, welche sich während der französischen Revolution in Europa entspannen, und die bis zum Jahre 1815 mit wenigen Unterbrechungen sich fortzogen, also 25 Jahre lang dauerten, verbrauchten eine ungeheure Menge von Producten, und mußten den Begehr darnach vermehren. Die Geldmenge aber nahm

nicht zu, sonst würde der Preis aller Producte sehr gestiegen seyn. Nöthig waren sie aber, und es mußte, da man keine übergroßen Summen darauf anlegen konnte, der Preis, anstatt zu steigen, vielmehr fallen. Dieß würde aber auf die Dauer durchaus keinen Bestand gehalten haben, wenn nicht der menschliche Erfindungsgeist, durch den Gewinn gereizt, dazwischen getreten wäre. Von allen Seiten sann und grübelte man, wie man wohlfeiler und in größerer Menge produciren könne. Die menschliche Arbeit, fand man, sey an einer Menge von Waaren theurer, wie das Urproduct. Darum wurde es Aufgabe, diese zu ersetzen, um sie wohlfeiler zu haben. Ohnedieß ward man zu dieser Speculation dadurch veranlaßt, weil menschliche Hände nicht rasch und viel genug schafften. Hierin lag der Impuls zur Erfindung von Maschinen, von denen schnell genug eine Menge aufgestellt wurden, die sich denn, wenn man einmal damit eine feste Bahn betreten hatte, rasch vermehrten und verbesserten. Dazu kam noch die Erfindung der Dampfmaschinen, welche in diese Periode fällt, und die eine ungeheure Umwälzung im gewerblichen Verkehr hervorgebracht hat.

Auf diese Art gelangte man dahin, nicht allein unendliche Mal mehr Waaren zu liefern, sondern diese auch für einen viel niedrigern Preis als den frühern herzustellen. Zu verwundern ist es aber nicht, daß der Strom, dessen Schleußen jetzt geöffnet waren, reißend forttobte und manches Unheil anrichtete. Vermittelst dieser Maschinen wird jetzt ein Quantum von Arbeit geliefert, wozu alle Arbeitskräfte der Menschen nicht mehr hinlänglich wären. Ich habe angeführt, daß sie anfangs als Aushülfe für die fehlenden Menschenhände erfunden wurden. Durch die ausnehmende Vermehrung und Vervollkommnung dieser Maschinen werden aber nunmehr eine Menge Hände außer Beschäftigung gesetzt, welches mancherlei Uebel nach sich zieht, und eben zu mannichfachen Klagen Veranlassung gibt. So gereichen sie denn, wie so manches im menschlichen Leben, die ehemals eine Wohlthat für die Menschen waren, jetzt schon für viele derselben

zum Verderben. Aber die Zeit, die dieses Uebel herbeiführte, wird es auch wieder lindern. Durch die wohlfeile Erzeugung der Stoffe zur Bekleidung, welche die Maschinen bewirken, werden die Menschen, welche geringen Erwerb haben, in Stand gesetzt, so viel zu verdienen, daß sie neben ihrer Nahrung sich doch auch nach Nothdurft bekleiden können. Und je leichter man seine Bedürfnisse stillt, um so mehr finden sich deren, und um so ausgedehnter werden die Forderungen des Luxus, welcher dann eine Menge von Erzeugnissen heischt, die wiederum der arbeitenden Classe Beschäftigung und Erwerb geben.

Wir fragen nun, ob die angeführten langen und weit verbreiteten Kriege auf die Landwirthschaft dieselben Wirkungen hervorbrachten, wie auf die Mannfacturen und Fabriken? Die Erzeugnisse des Landbaues wurden in jenen Kriegen in einem ebenfalls vergrößerten Maße verbraucht, und es kam dazu, daß sie nicht auf gleiche Weise vermehrt werden konnten. Die vielen Aushebungen junger Männer zum Militärdienste raubten dem Land eine Menge von tüchtigen Arbeitern, wozu noch die mitunter nicht unbedeutenden Lieferungen von Pferden kamen. Dieß setzte den kräftigen Betrieb der Landwirthschaft herab und verminderte die Erzeugung. Wo der Krieg unmittelbar hintraf, da wurden die Felder mitunter verwüstet; auch verlor sich bei einem so provisorischen Zustande, wie er hie und da stattfand, der Muth zu Verbesserungen und großartigen landwirthschaftlichen Unternehmungen. Außerdem drängte die Noth nicht gerade. Denn der hohe Werth der Erzeugnisse deckte, auch ohne viele Speculationen und Anstrengungen, alle Forderungen und gewährte gute Einnahmen, so daß man leicht glaubte, man habe alles aufs beste gethan.

Da nun durch den Krieg eine Verminderung der Erzeugung landwirthschaftlicher Producte herbeigeführt wurde, so folgte von selbst, daß das Bedürfniß nur höchstens so lange gedeckt blieb, als günstige Jahrgänge vorherrschten, und daß, sobald darin eine Unterbrechung stattfand, sogleich Mangel

eintrat. Das haben wir in den Jahren 1804 und 5 und 1817 und 18 gesehen. — Würden aber jetzt noch Mißwachsjahre kommen, wie die damaligen, sie würden gewiß nicht dieselben Folgen äußern, weil die vielen Jahre der Ruhe die landwirthschaftliche Production mächtig gesteigert und Vorräthe erzeugt haben, die nicht so bald erschöpft werden.

Ich muß aber hier noch einen andern Umstand anführen, welcher auf die Politik der Landwirthschaft einen starken Einfluß äußerte. Es war dieß der Handel mit ländlichen Erzeugnissen nach England. Das große Mißverhältniß in den Preisen zwischen diesem Reich und dem Continente führte von selbst zur Speculation dieses Productenhandels. Die Noth, welche nebenbei in Großbritannien herrschte, machte es der Regierung zur Pflicht, diesen Handel zu begünstigen. So kam es denn, daß ungeheure Massen von Getreide, Wolle ꝛc. dahin versandt und dabei sehr bedeutender Gewinn gemacht wurde. Dieß gab auf dem Continent einen mächtigen Impuls, und die Erzeugung ward auf alle Weise aufgemuntert. Schlimm nur ist es, daß man bei allen solchen günstigen Ereignissen sich so leicht überredet, sie müßten immer dauern. Auch hier überließ man sich dem Wahne. So wie sich nun die Sache änderte, ging die Noth an, und man wählte auch nicht eben die klügsten und zweckmäßigsten Mittel zu deren Abhülfe. Es trat ein Schwanken und eine Ungewißheit bei der landwirthschaftlichen Erzeugung ein. Man warf sich bald auf dieß, bald auf jenes. Auch jetzt noch dauert dieß Wogen. Wer dagegen consequent sein Ziel verfolgt, wer in der Production die einfache Lehre der Klugheit befolgt, sie stets den wechselnden Conjuncturen anzupassen, der steht fest in den Stürmen.

Was aber bei solchen Schwankungen immer das Schlimmste ist, sie treffen jederzeit zunächst die arbeitenden Classen und bringen zuerst das Elend über diese, von denen es sich denn gewöhnlich mittelbar auf den größten Theil der Bevölkerung überträgt. Denn geht es diesen Classen wohl, so blüht das Ganze; leiden sie, so berührt das Mißgeschick unzählige mit

ihnen. Gehen wir noch einmal zurück auf das Gemälde, welches ich oben aufstellte von einem Lande, dessen sämmtliche Oekonomien so operirten, wie ich dieß von der einen als Muster angab. Sie werden viel mehr wie bisher produciren, aber es wird auch alles Anwehr finden und in den Verbrauch übergehen. Die Menge von beschäftigten Menschen, welche ausreichenden Erwerb haben, werden eine Masse von Waaren kaufen, die bisher nicht leicht zu verwerthen waren; dieß beschäftigt hinwiederum viel mehr Arbeiter bei allen übrigen Gewerben, und diese bedürfen unendlich mehr Erzeugnisse der Landwirthschaft. Es bildet sich sonach ein überaus lebhafter Kreislauf. An Geld wird es dabei nicht fehlen, weil sich dieß, wie ich schon anführte, durch den schnellen Umlauf unglaublich vermehrt. — Man betrachte nur einmal, um sich ein Bild eines solchen lebhaften Verkehrs zu schaffen, das Treiben auf den Jahrmärkten der Städte, welche in fruchtbaren Gegenden liegen, in besonders gesegneten Jahren. Jeder findet da seine Beschäftigung und guten Erwerb, und Jeder trägt zum lebhaften Verkehr für seine Person bei, weil er das Erübrigte zur Anschaffung von Waaren, die zur Stillung seiner Bedürfnisse dienen, verwendet.

Doch die Sache spricht so sehr für sich selbst, daß ich sie gar nicht weiter auszumalen brauche.

Ich sprach von den Maschinen und bemerkte, in welch hohem Grade sie die Waarenproduction aller Art vermehren. Man wirft ihnen vorzugsweise das Elend der arbeitenden Classen vor, weil sie eine so ungeheure Menge menschlicher Hände überflüssig machen. Trotz allen Klagen, und trotz allem Sträuben, wird aber kein Mensch sie in ihren Fortschritten hemmen, oder deren Vermehrung aufhalten. Es ist das mächtig rollende Rad der Zeit, auf welchem sie herbeikamen. Wer in dessen Speichen greifen will, der wird zerschellt. Betrachten wir diese Maschinen als ein Uebel (was wohl noch manchen Einwand erleiden dürfte), so handelt es sich darum, dieß für uns so wenig als möglich drückend zu machen. Ich führte die vermittelst der

Maschinen bis ins Unglaubliche gesteigerte Baumwollenfabrication an. Trotz alledem aber werden die dadurch gewonnenen Waaren verbraucht, und es finden dabei fast eben so viele Menschen Beschäftigung und Erwerb, als wie ehemals bei der so vielfach geringern Fabrication. Gar nicht einmal die übergroße Menge derer gerechnet, welche bei der Erzeugung der Baumwolle Arbeit und Unterhalt finden. Wir wollen dieß Beispiel auf die Landwirthschaft übertragen. Bei dieser läßt sich freilich die Production weder so reißend schnell, noch bis zu einem so unglaublich hohen Grade vermehren. Aber dennoch kann sie bei weitem höher getrieben werden, als wie sie bis jetzt in den meisten Oekonomien besteht. Können wir dieß allgemein bewirken, und dadurch eine viel wohlfeilere als die bisherige Erzeugung herbeiführen, so wird in dem vermehrten Verbrauche der Erzeugnisse die Garantie einer steten und sichern Anwehr liegen. — Aber wie sollte eine wohlfeilere Erzeugung möglich werden, da die bisherigen Preise die Kosten derselben ja jetzt schon nicht decken? — Nur der, welcher von Vorurtheilen oder drückender Noth befangen ist, wirft solche Fragen auf. Wer einen weitern Gesichtskreis durchdringt, dem bieten sich der Mittel viele zur Lösung dieser Aufgabe. Nur einiger Winke wird es bedürfen, um hier den Beweis zu führen.

Wer seinem Acker bei einer gleichgültigen, ich will nicht sagen saumseligen Bewirthschaftung vom Morgen 5 Schäffel abgewinnt, der könnte es bei einiger Aufmerksamkeit und Intelligenz bis zu 8 und mehr Schäffeln bringen. Die Bodenrente, die Bestellungskosten und viele andere Sachen bleiben sich dabei gleich; und er hat nur einige wenige Mehrausgaben auf dabei verwandte Arbeit, Anfuhr von Düngungsmitteln 2c. anzulegen. Die Sache ist in der Wirklichkeit begründet, daß wenn ihm die 5 Schäffel z. B. dem Aufwande nach, in Zahlen dargestellt, 3 kosten, ihm die 8 Schäffel nicht mehr als höchstens 4 zu stehen kommen. Alle Einzelnheiten, welche in dieser Rechnung vorkommen, besonders darzustellen, das gehört nicht in meine Politik, sondern in

ein Lehrbuch der Landwirthschaft. — Wer Uebung und Erfahrung in diesem Gewerbe hat, der kann jeden, ihm hiergegen gemachten Einwand siegend niederschlagen. — Am besten und klarsten aber läßt sich der Beweis dadurch führen, daß z. B., wie ziemlich allgemein anerkannt ist, ein Acker, welcher nicht mehr als die dreifache Einsaat durchschnittlich liefert, nur zur Noth die Bestellungskosten trägt, und also gar keine reine Rente gewährt. Bedarf nun ein Morgen Land 1¼ Schäffel Einsaat, und bringt er alsdann nicht mehr als 3¾ Schfl. Ernte, so steht er in seinem Reinertrag auf Null. Folglich liefert er bei 5 Schfl. nur 1¼ Schfl. Dagegen bei 8 Schfl. 4¼ Schfl. Reinertrag. Hätte nun auch die Erreichung dieses Mehrertrages den Werth von 2 Schfln. betragen, was wohl in den allerwenigsten Fällen so viel betragen dürfte, so wäre dennoch 1 Schfl. als reiner Gewinn zu betrachten, und es beträgt dieser 80% der sonstigen Rente. Nun dehne man dieß einmal auf große Ländereien aus! —

So wie es mit dem Getreide ist, so ist es auch mit den andern vegetabilischen Erzeugnissen, eben so auch mit den animalischen. Daß die meisten Landwirthe hier nicht genau und richtig genug rechnen, darin liegt ein Hauptgrund, daß sie an keine Auswege denken, um dem ihnen drohenden Verderben zu entrinnen.

Die Reichhaltigkeit des Thema's reißt mich immer wieder auf eine andere Seite. Ich muß nun wieder zurückkehren zu den Maschinen, und diese in unmittelbarer Beziehung auf die Landwirthschaft ins Auge fassen.

Man läßt sich häufig zu Trugschlüssen verleiten, wenn man etwas, was für ein Land, dessen innere und äußere Verhältnisse man nicht genau genug prüft, von vorzüglichem Erfolge ist, auch für ein anderes für eben so geeignet hält. In England hat man das Maschinenwesen auch auf die Landwirthschaft ausgedehnt. Der Nutzen, den es dort in dieser gewährt, muß doch, so glauben viele von unsern Landwirthen, auch bei uns damit zu erzielen seyn. Dieß ist nun aber keineswegs unbedingt vorauszusetzen, und es bedarf erst einer

Gegeneinanderstellung von einer Menge von Verhältnissen, ehe man einen richtigen Schluß ziehen und einen definitiven Beschluß fassen kann.

Vor allen Dingen muß man den Zweck der Maschinen vor Augen haben. Er ist kein anderer als die Arbeit wohlfeiler und schneller zu schaffen, als wie dieß Menschenhände thun. Zuweilen sollen sie dieselbe auch besser verrichten, was in den Manufacturen factisch ist, was aber bei der Landwirthschaft mehr, wenn es stattfindet, ein Nebengewinn wird. Stellen wir nun einmal, hinsichtlich des Preises der menschlichen Arbeit, Deutschland gegenüber von England. Bei uns kostet durchschnittlich ein Mannshandtag nicht mehr als 4 Sgr. (12 kr. C. M.), in England aufs mindeste einen Schilling, d. i. 10 Sgr. (30 kr. C. M., folglich 2½mal so viel. Gesetzt nun, es ersetzt eine Maschine die Kraft oder die Arbeit von 100 Menschen, und es kostet ihre Unterhaltung, Verzinsung ꝛc. täglich 15 Rthlr. oder 450 Sgr., so würde sie in England, wo 100 Handtage 1000 Sgr. kosten, einen täglichen Gewinn von 550 Sgr., in Deutschland dagegen, wo 100 Tage 400 Sgr. kosten, einen Schaden von täglich 50 Sgr. bringen. Sie würde also hier nur in den Gegenden mit Vortheil anzubringen seyn, wo die Arbeit theurer ist und wenigstens 5 Sgr. für einen Mannstag beträgt.

Nun aber wenden die Vertheidiger der Maschinen ein, sie brächten ihren Gewinn alsdann reichlich, wenn man sie zu der Zeit, wo die menschliche Arbeit schwer zu haben und theuer ist, anwendet. Zugegeben, so muß berechnet werden, daß solche Zeit gewöhnlich nur kurz ist, und daß die ganze jährige Verzinsung zur Unterhaltung auf diese kurze Zeit geschlagen werden muß, wodurch denn die Arbeitstage der Maschine ungleich theurer kommen, als wenn sie das ganze Jahr hindurch thätig wäre.

Ferner kommt bei der Gegeneinanderstellung von England und Deutschland in wichtige Betrachtung, daß man dort, im Lande der Erfindungen, solche Maschinen ungleich vollkommener und wohlfeiler baut wie bei uns, und daß, wenn wir

dieselben von dort beziehen sollen, sie uns sehr theuer zu stehen kommen, wodurch denn das obige Mißverhältniß noch viel schreiender wird.

Endlich aber ist auch der Umstand entscheidend, daß bei uns die Arbeit nicht allein wohlfeiler, sondern auch viel leichter zu haben ist, wie in England. Denn fehlte sie, so könnte sie uns, trotz ihrer Wohlfeilheit, dennoch nichts nützen, wenn wir sie nicht zu der Zeit hätten, wo sie am zweckmäßigsten und mit dem zu erreichenden höchsten Gewinn angelegt werden kann.

Aus diesem Allem geht hervor, daß wir in der deutschen Landwirthschaft der vielen Maschinen noch lange nicht benöthigen, was sich auch thatsächlich dadurch bestätigt, daß man sie fast überall, wo man sie einführte, sehr bald wieder bei Seite legte.

Bemerken muß ich aber noch, daß wenn ich hier von Maschinen für die Landwirthschaft im Allgemeinen rede, immer nur die größern mehr zusammengesetzten, in neuerer Zeit erfundenen, als Dreschmaschinen ꝛc. zu verstehen sind. Denn unsere Ackerwerkzeuge, unsere Häckselmaschinen u. dgl. sind bereits so eingebürgert, daß man fast nicht mehr an sie denkt, wenn von Maschinen die Rede ist.

Anders aber ist es mit den Maschinen für die Manufacturen und Fabriken; denn diese arbeiten nicht allein viel wohlfeiler und rascher, als wie wir dieß, trotz der uns zu Gebote stehenden vielen und wohlfeilen Arbeit im Stande sind, sondern sie liefern auch ein besseres Fabricat und setzen uns allein in Stand, mit dem Auslande Concurrenz zu halten. Wollten wir daher diese unbeachtet lassen, so würden wir bald mit unserer Fabrication weit hinter dem Auslande zurück bleiben, und wir verlören dabei eine Hauptseite meines aufgestellten Gemäldes von einem neu belebten Verkehr, daraus folgendem Erwerb für alle Volksclassen und der Hemmung der bisherigen Nahrlosigkeit und Noth.

Daß es aber die Arbeit und der aus ihr hervorgehende Erwerb sey, welchen alle, insbesondere aber die niedern Volksclassen, jederzeit und ohne große Schwierigkeit haben können,

was der Noth in einem Land am sichersten steuert, das können Beispiele am besten beweisen. Ehe ich einige Länder mit ihren derartigen Verhältnissen anführe, will ich nur darauf aufmerksam machen, was in Zeiten, wo Mangel und Hungersnoth ein Land heimsucht, wirksamer ist, ob Aufhülfe durch Geldspenden, Speisung der Armen 2c. oder Verschaffung von Arbeit und Erwerb.

Bei der Theurung und Hungersnoth, welche im Jahr 1804—5 ganz Deutschland und mehrere andere Länder heimsuchte, litt unter andern Böhmen aufs empfindlichste. In den Gebirgsgegenden starben viele Menschen vor Hunger. Was auch von Seite der Regierung und der Privaten gethan und so kräftig auch eingegriffen wurde, die Noth war zu groß und die Hülfe vertheilte sich allzusehr. Dazu kam, daß es so sehr an Erwerb fehlte. Einige reiche Herrschaftsbesitzer, welche die Sache aus dem rechten Gesichtspunkt ansahen, trafen, anstatt Almosen austheilen zu lassen, Anstalt, den brodlosen Menschen Arbeit zu geben, damit sie sich etwas erwerben könnten. Sie ließen, was nur immer auf ihren Gütern zu thun war, vornehmen; sie legten selbst Parks und andere dergleichen Lustpartien an, um Arbeit geben zu können. Die Ablohnung ward so gestellt, daß diese Arbeiter ihren Unterhalt dabei hatten, und es wurden auf die Art viele Tausende vom gezwungenen Müßiggang und allen daraus folgenden Lastern, sowie vom Elend und Hungertod gerettet. Dieß so wirksame und sich so wohlthätig ausweisende Verfahren ward in dem Nothjahre von 1817 wiederholt, und es zeigte dieselben guten Wirkungen. Diejenigen aber, welche es ausübten, gewannen offenbar. Denn sie hätten, wenn sie sich nicht als grausam an ihren Untergebenen zeigen wollten, doch große Summen als Almosen spenden müssen. Gaben sie nun gleich bei dem angeführten Verfahren etwas mehr aus, so gewannen sie dabei doch vielfach; denn sie hatten nun die gemachte Arbeit, im Grunde genommen, sehr wohlfeil, und machten dabei den überschwänglichen Gewinn, das Leben und die Moralität ihrer Unterthanen gerettet zu haben.

Wenn ich nun als Beweis, daß es die Arbeit sey, welche, wenn sie stets zu haben und mit lohnendem Erwerbe verknüpft ist, am meisten zum Glück eines Volkes beiträgt, einige Länder aufstellen will, so tritt America zu allererst hervor. Dort macht die schwache Bevölkerung, daß es an arbeitenden Händen fehlt, und daß also der Mensch, welcher nur seine Kräfte anwenden will, nie Mangel an Beschäftigung leidet, wobei er denn einen so reichlichen Erwerb hat, daß er nicht allein seine gegenwärtigen Bedürfnisse jederzeit befriedigen, sondern auch Ersparnisse machen kann, die ihn in Stand setzen, im Laufe der Zeit ein unabhängiges, ihn nährendes Eigenthum zu gewinnen.

Wollen wir aber nicht so weit gehen und in Europa uns umsehen, so dürfen wir nur Ungarn anführen. In diesem gesegneten Land ist die Bevölkerung noch kaum auf die Hälfte zu der Zahl angewachsen, wie sie seyn könnte, ohne daß nur die mindeste Bedenklichkeit wegen ihrer Ernährung stattfinden dürfte. Eine natürliche Folge davon ist, daß es schwer hält, zu Unternehmungen, welche viele Menschenhände bedürfen, diese zu bekommen, und daß man sie also theuer ablohnen muß. Bei dem Ausdrucke theuer muß ich auf meine, früherhin gegebene Definition dieses Ausdruckes zurückweisen. Es ist nämlich die Arbeit in Ungarn theuer, im Vergleich zu allen Lebensbedürfnissen. Wenn solche nämlich, wie ich weitläuftiger gezeigt habe, im richtigen Verhältnisse da steht, wo ein Mann mit einer Tagearbeit 9 Pf. Roggen verdient, so findet in Ungarn ein ganz anderes Verhältniß statt. Denn es gilt z. B. dort (wenigstens in den meisten Comitaten) ein Presburger Metzen Roggen, der ungefähr 80 Pf. wiegt, selten über 36 kr. Conv. Münze (12 Sgr. Preuß. Courant). Demnach müßte ein Arbeiter täglich 4 kr. C. M. verdienen, um sich nähren zu können. Man muß ihn aber mit 10 — 12 kr. und wo die Arbeit dringend ist, mit 15 kr. C. M. des Tages ablohnen. Er verdient mithin das Dreifache des obigen Normalen. Zu bedenken ist freilich hier, wie in America, daß der Mensch nicht vom Brod allein lebt, und daß in solchen

Ländern alle übrigen Lebensbedürfnisse, als Kleider ꝛc. unverhältnißmäßig theuer sind. Wollten wir nun aber auch darauf das Doppelte rechnen, d. h. daß ein Arbeiter eben so viel auf Kleider, Hausrath ꝛc. als zu seines Leibes Nahrung verdienen müßte, so würde er dennoch nur 8 kr., mithin nur ⅓ dessen verdienen dürfen, als was ihm, wenn er arbeitet, wirklich zu Theil wird. Er steht sich folglich um Vieles besser, wie in Deutschland, und hat dabei noch den Hauptvortheil, daß er jederzeit Arbeit findet, wenn er anders dieselbe sucht. Daß hier nur von freien Arbeitern und nicht von den Fröhnern die Rede seyn könne, versteht sich von selbst. Von letzteren hat Ungarn eine große Zahl, und daß durch diese wenig Arbeit geschafft, und durch dieß ganze Verhältniß ein großer Theil der Volkskraft vergeudet wird, das trägt in diesem Lande ganz besonders mit bei, daß die Arbeiter rar sind und die Arbeit theuer ist.

Aehnlich wie in America und in Ungarn ist es in Bayern. In diesem Staat ist die Arbeit im Verhältnisse zu den Landeserzeugnissen fast in ganz Deutschland am theuersten. Denn es erhält ein Arbeiter zum Tagelohn 18 — 24 kr. rhn. (15 — 20 kr. C. M. oder 5 — 7 Sgr. pr. Cour.), während 9 Pf. Roggen durchschnittlich kaum 15 kr. rhn. kosten. Es hat mithin derselbe dort, neben der Gewißheit, immer Arbeit zu bekommen, noch gegen das übrige Deutschland den Vortheil, daß er ¼ bis ⅓ mehr bekommt, wie hier.

Die gewöhnliche Folge des für die Arbeiter so günstig stehenden Verhältnisses ist aber keine allzu erfreuliche. Denn die Leichtigkeit und Höhe des Erwerbes macht, daß die Menschen leicht ausarten, und daß sie nur etwa zwei Drittheile der Woche arbeiten und das eine Drittheil im Müßiggang und in der Schwelgerei hinbringen. Freilich thun dieß nicht alle, aber dennoch muß es von vielen behauptet werden. Dieß gibt sich jedoch mit der zunehmenden Bevölkerung und stört im Allgemeinen die Wohlfahrt des Landes weniger, als wenn Noth und Elend überall herrschen.

Frägt man nun aber, warum ich Beispiele anführe, die

zwar richtig sind, und die das Wohl der genannten Länder nicht bezweifeln lassen; da es doch nicht möglich ist, dieselben Verhältnisse in Ländern einzuführen, wo eine viel zu dichte Bevölkerung bereits da ist, um die Arbeit so gesucht und belohnt werden zu lassen, wie dort? — Es ist allerdings wahr, daß es dem, welcher in Dürftigkeit schmachtet, wenig nützt, wenn man ihm die vor Augen stellt, welche sich besser befinden. Aber dabei soll es hier nicht sein Bewenden haben. Ich will vielmehr beweisen, daß in allen den Ländern und Staaten, wo eine dichte Bevölkerung die Arbeit und den Erwerb so schmälert, daß nicht alle, die deren bedürfen, sie auch haben, es ganz anders seyn und werden könnte.

In den Sätzen, die ich aufgestellt habe, liegt zum Theil schon der Beweis für diese Behauptung. — Nehmen wir an, was als ausgemacht zu betrachten ist, daß der Erde unendlich mehr abgewonnen werden kann, als dieß bis jetzt geschieht; setzen wir dieß Mehr nur auf ein Drittheil des Bisherigen, so erweitern wir damit gleichsam auf Einmal die Landfläche um ein Drittheil, und es können sonach da, wo bisher 3000 Menschen lebten, deren 4000 bestehen, und wir werden dadurch so zu sagen, auf Einmal in den Zustand eines nur sehr mäßig bevölkerten Landes versetzt. — Und gerade nur durch die mehrere auf die Cultivirung des Bodens verwandte Arbeit kann diese Erweiterung geschehen. — Fragen wir nun, ob wohl ein Drittheil der gegenwärtigen Bevölkerung ohne Beschäftigung und Erwerb ist, so wird uns die Antwort: daß dieß noch keineswegs der Fall sey. Mithin liegt die Abhülfe gegen das vorhandene Uebel einzig und allein in der Landwirthschaft, worauf alle Folgerungen, die consequent aufgestellt werden, zurückführen.

Nach dem Gesagten kann ich nun an das Ende dieses Abschnittes einen ähnlichen Widerspruch fügen wie den, welchen ich an die Spitze stellte. Dort lautete er: es wird zu viel erzeugt, und darum sind die Producte unter ihren Werth gesunken, und die vorhandene Bevölkerung ist bereits viel zu groß, daher kön-

nen sich eine Menge Menschen nicht mehr hinlänglich sättigen und bekleiden; hier aber spricht er sich so aus: es muß mehr erzeugt werden, damit den Erzeugnissen ein sicherer Absatz werde. Die Lösung von diesen beiden Widersprüchen glaube ich einleuchtend gegeben zu haben.

Wir bekommen nun das Hauptresultat des vorstehenden Thema's, welches folgendes ist.

Es stellt sich die Bilanz, oder das richtige Gleichgewicht in der Erzeugung und dem Verbrauche der Producte eines Landes alsdann am leichtesten und sichersten her, wenn die Kräfte oder vielmehr die Gaben der Natur durch die möglichste Anwendung der Kräfte des Menschen zu seinem Wohlbefinden benutzt werden, und wenn die Ordnung der Dinge so hergestellt ist, daß auch jeder, welcher Kräfte anwendet, d. h. welcher arbeitet, allezeit Gelegenheit hat, dieß thun zu können und dadurch seine Lebensbedürfnisse zu erlangen; daß es aber bis jetzt nicht so war, das liegt in einer Menge Aeußerlichkeiten und Umstände, über welche die Menschen gebieten können, wenn ein jeder seinerseits es redlich mit dem Ganzen meint, und fern von Selbstsucht das Allgemeine neben seinem Privatinteresse nicht aus dem Auge verliert. — Es hat die moralische Weltordnung es aber so gefügt, daß Selbstsucht sich im Privat- und im öffentlichen Leben allezeit selbst bestraft. So ist es auch hier. Wer ängstlich nur darnach strebt, sich selbst aus dem Schiffbruche zu retten, der geht am ersten unter. Der Landwirth, mit dem wir es hier vorzugsweise zu thun haben, darf am allerwenigsten engherzig seyn; denn er befördert gerade dann, wenn er auf das Wohl seiner Mitmenschen bedacht ist, das seine mittelbar mit, wie wir deutlich genug gesehen haben.

Einen Hauptsatz habe ich aber noch hier beizufügen. Er betrifft die Subsistenz der Menschen überhaupt. Wie oft hört man nicht behaupten, es müsse, wenn anders dieselben sich nicht unter einander zuletzt durch Hunger aufrei-

ben sollen, zuweilen Pest, Krieg u. dgl. kommen, um die Menschenmasse zu lichten. Ich bin der Meinung, daß der Mensch in der Schöpfung viel zu hoch gestellt sey, um dergleichen zu unterliegen, wie es z. B. mit manchen Thierarten bei übergroßer Vermehrung der Fall ist. Ihm gehört die Erde in einem viel weitern und bedeutungsvollern Sinne, wie den übrigen lebenden Geschöpfen. Für ihn ist Nahrung die Fülle und fast überall. Dieß führt mich denn zum Schlusse noch dahin, eine kleine Skizze über die Möglichkeit der Erzeugung von Producten zu geben, die zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse dienen.

Ich hatte im ersten Capitel dieses Abschnittes nachgewiesen, daß bei einer Bevölkerung von 4000 Menschen auf der deutschen Quadratmeile durchschnittlich nur 3⅓ preuß. Schffl. vom Morgen über die Einsaat geerntet werden dürfe, um das für diese Bevölkerung nöthige Getreide zu gewinnen. Setzen wir aber bei einer erhöhten Cultur voraus, daß dieser Ertrag sich durchschnittlich, d. h. auf alle Bodenarten und alle Jahrgänge berechnet, wenigstens um ⅓ vermehren läßt, so würden sich über 5000 Menschen auf dem gedachten Raum ernähren können. Freilich bedarf es für diese vermehrte Bevölkerung auch eine Vermehrung der andern Producte, als Holz, Bekleidung u. s. w. Indeß lassen sich, wie ich ebenfalls bewies, auch in der Erzeugung dieser Gegenstände noch große Fortschritte machen, so daß dem Anbau des Getreides dadurch wenig Eintrag geschehen dürfte. Die Fleischerzeugung aber geht mit dem Getreidebau bei einer rationell betriebenen Landwirthschaft Hand in Hand, und es steigert Eins immer das Andere.

Wenn also auch die Bevölkerung noch im steten Wachsen bleibt, so ist für dieselbe noch keine Gefahr, und es ist noch weit hin, bis ihr nur noch das einzige und letzte Mittel, nämlich die Auswanderung, übrig bleibt.

Möchte man meine hier aufgestellten Ideen und Behauptungen nicht als Träume eines Sanguinikers ansehen und unbeachtet lassen. Was so tief ins Leben und Wohlbefinden des

Volkes eingreift, und was sich bereits in einzelnen Fällen als ein so probates Mittel gegen ein Uebel zeigt, dessen Zunahme jeden Menschenfreund mit Besorgniß erfüllen muß, das verdient wenigstens eine strenge Prüfung und einen zu machenden Versuch. Und wer sich nur erst zu diesem entschließt und ihn mit eben so viel Ein- und Umsicht als mit gutem Willen unternimmt, der wird es gewiß nie bereuen, es gethan zu haben. Werden dergleichen Versuche aber erst häufig gemacht, so werden sich überall Beispiele zur Nachahmung aufstellen, und die Zeit würde alsdann so gar fern nicht seyn, wo dem überhand nehmenden Elend gesteuert und der Menschheit ein günstigeres Loos zu Theil würde. Eine feste Hoffnung kann man auf diese glückliche Zukunft stellen, wenn man dem Gange der geistigen Ausbildung der Menschheit Sicherheit zutraut. Denn dadurch muß nothwendigerweise auch in der Landwirthschaft ein immer verständigerer und der Zeit angemessener Betrieb überhand nehmen, welcher am besten geeignet ist, den an sie gestellten Forderungen zu genügen.

Fünftes Capitel.

Von den Belastungen und Begünstigungen der Landwirthschaft.

Zur innern Politik eines Staates gehört es wesentlich, daß er genau kennen lerne, womit er belastet und worin er begünstigt ist, damit er sich des Ersteren, so weit es nur irgend thunlich, zu entledigen suche und das Andere so viel als möglich nütze und vermehre. Auch die Landwirthschaft muß nach denselben Grundsätzen verfahren. Will sie aber die Belastungen sich erleichtern, oder wo es geht, ganz entfernen und die Begünstigungen vermehren, so ist vor allen Dingen nöthig, beide zu kennen. Und dieß ist die Aufgabe, welche in diesem Capitel zu lösen ist. Da ich es in meiner Politik zunächst und vorzugsweise nur mit Deutschland zu thun habe, so werde ich auch hier nur auf dessen Verhältnisse Rücksicht nehmen und nur hie und da das Ausland anführen.

Da leider bis jetzt die deutsche Landwirthschaft noch unter weit mehr Belastungen seufzt, als wie sie sich der Begünstigungen erfreut, so will ich auch jene zuerst aufzählen, und mir bei jeder derselben einige Bemerkungen darüber erlauben, ob sie absolut nöthig sey, oder ob nicht wenigstens Erleichterungen dabei statt finden könnten.

An die Spitze der Belastungen stelle ich: A) Die Abgaben an den Staat. Sie gehören, da der Staat nicht ohne Geld bestehen kann, zu den absolut nothwendigen, und treffen auch die Landwirthe nicht allein, sondern erstrecken sich eben so gut auf alle übrigen Staatsbürger. Wie diese Abgaben allmählich entstanden und vertheilt wurden, das will ich in wenig Worten vorausschicken, bevor ich sie selbst genauer bezeichne und ihre Erhebung angebe.

Ueberall, wo sich Gesellschaften bilden, vereinigen sie sich zugleich darüber, daß alle Lasten und Vortheile, welche aus diesem Verband entstehen, jeden Einzelnen auf eine gleiche Art treffen. Wer bei dem Bestehen und bei den Institutionen eines solchen gesellschaftlichen Vereins mehr betheiligt ist, wie ein Anderer, der muß auch, weil ihm ja gerade deßhalb das Bestehen des Verbandes in gleicher Art nützt, verhältnißmäßig mehr Lasten übernehmen. Jeder Staat ist ein solcher Verein, und da das Grundeigenthum in demselben seinen Hauptheil bildet, so muß auch dieses nothwendigerweise zuerst zu den Lasten, d. i. zu den Abgaben gezogen werden. Dem Grundeigenthümer ist, der Natur der Sache nach, mehr als irgend einem andern Mitgliede des Staats an dessen Bestehen gelegen, und auch dieß verpflichtet ihn wieder zur Tragung von Lasten. — Von diesen Grundsätzen ging man aus, sobald sich Staaten bildeten, und sie werden geltend bleiben, so lange Staaten bestehen. Diese Abgaben an den Staat hat man Steuern genannt, die sich wiederum in directe und indirecte theilen. Erstere haften zunächst und allein auf dem Grundeigenthum, und gehen mit diesem auf den jedesmaligen Besitzer über; letztere richten sich nach der Stellung, welche jemand im Staat einnimmt, und nach dem Gewerbe, welches

er treibt. Sonach geben auch die Grundeigenthümer den einzigen festen und sichern Anhalt in den Staatseinkünften; auch basirt sich auf sie großentheils der Staatscredit.

Es ist also der Landwirth eine wichtige Person im Staat, und dieß muß ihn über die von demselben ihm auferlegten Lasten einigermaßen beruhigen. Zwar ist er in den verschiedenen Ländern nicht überall gleichmäßig belastet, und in manchen sogar vorzugsweise begünstigt. Dieß aber schreibt sich noch aus jenen Zeiten her, wo das Recht des Stärkern galt, und wo sich dieser von allen Lasten des geselligen Verbandes los zu machen verstand. So haben wir in Deutschland noch Provinzen, wo die Dominialländereien gar keiner Grundsteuer unterliegen, und diese einzig und allein von den Rusticalbesitzern getragen wird. Da nun jene, außer einer geringfügigen Abgabe, welche sie unter irgend einem Namen (in Norddeutschland z. B. unter dem Namen des Ritterpferdes) an den Staat entrichten, keine directen Steuern zahlen, so sind sie bei den Belastungen nur zu denen zu zählen, welche kein Grundeigenthum besitzen, und genießen dennoch alle Vortheile der Grundeigenthümer. In dieser Befreiung findet man jedoch einen viel größern Vortheil, als wirklich darin liegt. Denn eigentlich konnte er nur den allerersten Besitznehmern zu Gute kommen, weil sie sich denselben, bei Veräußerung ihres Besitzthumes, gewiß mit bezahlen ließen.

Die Sache ist diese. Kauft jemand ein Landgut, welches mit Lasten belegt ist, wozu vor allen Dingen die Steuern an den Staat gehören, so wird er sich diese als Zinsen von einem Capital berechnen, dessen Höhe so viel beträgt, als die landüblichen Interessen solche darstellen würden. Er wird also für das Gut gerade so viel weniger bezahlen, als wie dieses Capital beträgt. Es haben also eigentlich die allerersten Besitzer, welche sich die Grundsteuer auflegen ließen, soviel, als dieß Capital ausmacht, an den Staat als Schenkung überlassen, und es begehen die gegenwärtigen eine offenbare Ungerechtigkeit, wenn sie gegen solche Auflagen murren. Denn sollten sie ihnen erlassen werden, so würden sie vom Staat

eine Schenkung auf Kosten der übrigen Mitglieder desselben erhalten. Man kann also diese Grundsteuern gar nicht einmal eine eigentliche Belastung nennen, weil sonst jede Zinsenzahlung von Capitalien, welche der Käufer bei Erwerbung des Grundeigenthums nicht baar erlegen kann, mit einem gleichen Namen zu belegen wäre.

Aber es kommt auch auf die Höhe derselben im Vergleich zur Größe und zu dem innern Werthe, welche ein Gut hat, an. Darauf war bei Auflegung der Grundsteuern Bedacht genommen, und wenn wir in unsern Zeiten hierin so manche Ungleichheit finden, so liegt dieß weniger in einer anfänglichen ungleichmäßigen Vertheilung derselben, als vielmehr in nachherigen Veränderungen mancher Art. Es wird sich dieß von selbst darthun, wenn ich die Sache in ihrer ersten Entstehung beleuchte.

Wie schon gesagt, erheischt der gesellschaftliche Verband, den wir Staat nennen, eine Menge von Mitteln, um sein Bestehen zu sichern. Diese aufzubringen, mußte Rath geschafft werden. Die Besitzer von Landeigenthum mußten zuerst vortreten und nach Maßgabe des Werthes ihrer Ländereien Beiträge (Abgaben) liefern. Der Werth von Landgütern liegt in deren Ertrag. Dieser mußte ausgemittelt werden. In manchen Staaten überließ man dieß den Eigenthümern selbst, in andern aber ward es von Staats wegen bestimmt. Die Ländereien, welche von Natur gut und dabei in einer dermaligen hohen Cultur waren, brachten einen hohen Ertrag, und wurden daher auch stark angezogen. Andere konnten von Natur nicht weit hinter diesen stehen, waren aber in schlechter Cultur und wurden, weil sie wegen dieser wenig Ertrag brachten, auch niedrig angesetzt. Um jedoch nicht allzu vielen Schwankungen und Verwickelungen ausgesetzt zu seyn, schlug man gewisse Districte zusammen, welche man mit Gestattung weniger Ausnahmen, nach einem Satze schätzte. — Am niedrigsten schlug man die Waldungen an, und zwar aus dem einfachen und gültigen Grunde, weil in den frühern Zeiten diese einen

überaus geringen Werth darum hatten, daß sie einen höchst unbedeutenden Ertrag gewährten. Neben dem, was der Grund und Boden brachte, gab es aber auch noch andere Nutzungen, als z. B. bei den Dominien: Mühlen, Bierbrauereien ꝛc., deren Erträge zu den übrigen geschlagen werden mußten. Aus allen denselben zusammengenommen bildete sich denn eine Hauptsumme, von welcher eine gewisse Quote als Steuer an den Staat zu entrichten kam. Diese hat sich denn aus jenen frühern Zeiten erhalten.

Aus dem Dargestellten geht hervor, daß das damalige Verhältniß sich im Laufe der Zeit vielfach geändert haben müsse. So können z. B. Güter, welche zur Zeit, als die Steuer-Auflage stattfand, sich vor andern auszeichneten, und darum auch höher besteuert wurden, jetzt solchen im Ertrage nachstehen, die doch in den Abgaben niedriger gestellt sind. Eben so haben diejenigen Güter, welche in jener Zeit große Flächen mit Wald bedeckt hatten, und die allmählich in Ackerland umgeschaffen worden sind, eine große Erleichterung in der Besteuerung voraus.

Weil man nun dieß einseitig betrachtet, so will man darin eine Ungleichheit und Ungerechtigkeit in der Besteuerung finden, und meint, es sey der Staat verpflichtet, solche abzuändern. Man hat daher eine Revision des Katasters vorgeschlagen. Die Regierungen haben die Sache ebenfalls in Erwägung gezogen und haben hie und da schon Anstalten getroffen, eine solche Revision, und auf den Grund derselben eine Ausgleichung vorzunehmen. Soll ich meine Meinung über diesen Gegenstand frei und nach inniger Ueberzeugung aussprechen, so behaupte ich: es würde eine dergleichen Ausgleichung viel eher eine Ungerechtigkeit, als eine Herstellung des Rechtes seyn. Hier sind meine Gründe.

Wie ich schon angab, haben sämmtliche Eigenthümer von Grundstücken selbige mit den auf ihnen ruhenden Belastungen gekauft und sie nach Maßgabe derselben auch niedriger bezahlt. Der Staat hat durch die auf diesen Grundstücken haftendeu Steuern ein Recht, ähnlich dem ei=

nes Gläubigers, an dieselben. Er kann nun freilich, als moralische Person betrachtet, dieß Recht in seiner ganzen Ausdehnung ausüben, oder auch mäßigen oder ganz erlassen. Dieß würde er aber nur auf Kosten Anderer, weil er seine Bedürfnisse nicht aus der Luft befriedigen kann, sondern dazu eben jenes Rechtes und der darauf begründeten Abgaben bedarf. Er müßte sonach, was er dem Einen schenkte, von dem Andern fordern. Stellen wir ein Beispiel auf. Zwei Güter von ganz gleichem Werthe (diesen nämlich auf ihren Ertrag begründet) haben das eine jährlich 100 Rthlr., das andere aber nur 75 Rthlr. Grundsteuer an den Staat zu zahlen. (Wie solches entstanden seyn kann, habe ich vorhin erklärt.) Wenn nun beide zum Verkaufe kommen, so unterliegt es keinem Zweifel, daß das zweite 500 Rthlr. mehr gelten würde, weil man 25 Rthlr. an den Steuern erspart, die man zur Verzinsung dieser 500 Rthlr. verwenden kann. — Nun träte der Staat auf und nähme eine Regulirung des Katasters vor, und es würden diese beiden Güter, weil sie jetzt gleichen Ertrag gewähren, auch in eine gleiche Classe der Besteuerung gesetzt. Nunmehr müßte das zweite, anstatt 75 Rthlr. jährlich 100 Rthlr. zahlen, und es würde dessen Kaufwerth um 500 Rthlr. herabgesetzt; es verlöre mithin der letzte Erwerber dieses Capital, und er würde diese Maßregel als eine an ihm begangene Ungerechtigkeit ansehen. Fände aber der andere Fall statt, d. h. würde das Gut, welches bisher 100 Rthlr. steuerte, auf 75 herabgesetzt, so würde dem dermaligen Besitzer damit ein Capital von 500 Rthlr. vom Staate geschenkt, worauf er doch deßhalb nicht den mindesten Anspruch hätte, weil er für sein Gut, eben wegen der höhern Grundsteuer, um so viel weniger bei dessen Ankauf bezahlt hat. Kämen nun noch dergleichen Fälle häufig vor, so würde der Staat einen bedeutenden Ausfall in seinen Einnahmen erleiden, und er müßte diesen durch neue Auflagen decken, mithin eine Härte gegen die Anderen begehen, indem die Einen seine Milde preisen würden.

Man geräth, wenn man über dergleichen Maßregeln einseitig urtheilt, sehr leicht in großen Irrthum, und die Ansicht: es sey ungerecht, wenn in einem Lande nicht alle Individuen und ganz besonders die Besitzer von Grundeigenthum in ganz gleichem Maße zu den Staatslasten gezogen würden, ist, wie oben gezeigt, durchaus nicht richtig. In gleichen Irrthum verfallen diejenigen, welche den Grundsatz: es vertrage sich diese oder jene Institution nicht mehr mit dem Geist unserer Zeit, dieselbe sogleich umwerfen und anders modeln wollen. Ich werde bald Gelegenheit haben, hierüber noch Einiges zu sagen, wenn ich von den Frohnen handeln werde.

Sollten nun die Grundsteuern regulirt und nach einem neu anzufertigenden Kataster bestimmt werden, so wäre dabei die größte Vorsicht und die völlige Uebereinstimmung sämmtlicher Betheiligten nöthig. Denn wenn es auch dem Staate nicht zusteht, in das Privateigenthum einzugreifen und dem Einen zu schenken, was er dem Andern nimmt, so kann doch der Eigenthümer aus freiem Willen sich zur Uebernahme der oder jener Last verstehen und Vortheile hingeben. Man wolle mich aber hier nicht mißverstehen, und glauben, ich wolle dem Staate die Befugniß absprechen, Abgaben, welche zu seinem Bestehen erforderlich sind, aufzulegen. Nur Gleichmäßigkeit solcher Besteurung muß statt finden. Diese hat man freilich im Auge, wenn man eine Regulirung der Grundsteuer vorschlägt, aber, wie eben gezeigt wurde, erreicht man solche grade dadurch am wenigsten.

Die angeführten Gründe sind es auch ohne Zweifel, welche die Regierungen bei einer Abänderung des Katasters so vorsichtig machen, und sie bestimmen, es lieber bei der einmal bestehenden Ordnung zu lassen, als sich in Schwierigkeiten zu verwickeln und am Ende beim besten Willen doch da und dort einer Härte nicht ausweichen zu können. Dieß sollten alle Grundeigenthümer und Landwirthe bedenken und sich nicht unüberlegt über Lasten beschweren, welche

unvermeidlich sind, und welchen sie sich, durch Uebernahme eines Grundeigenthums, ja selbst freiwillig unterworfen haben. Sie sollten sich darüber um so weniger beschweren, als es ja eigentlich keine Lasten sind, und als sie, wenn keine Grundsteuer auf ihrem Eigenthume wäre, ja eben so viel an Zinsen des Capitals, welches sie mehr für ihr Grundstück hätten anzulegen gehabt, sich berechnen oder aufbringen mußten.

Was die anderweitige Besteuerung, oder die sogenannten indirecten Staatsabgaben betrifft, so gehören diese, da sie nicht die Landwirthe allein, sondern alle Staatsbürger betreffen, nicht hieher, und ich habe daher nicht nöthig, über dieselben besonders zu sprechen.

B. Unmittelbar nach der Grundsteuer habe ich die Frohnen zu nennen. Jene sind eine Abgabe an den Staat, diese an den Staat im Staate, d. i. an die Grundherrschaften. Sie greifen in das innere Leben der Landwirthschaft ein, und sind daher in unserer Politik von großer Wichtigkeit. Wie sie entstanden, und ob sie als eine bei dieser Entstehung ausgeübte Härte und Ungerechtigkeit des Einen gegen den Andern zu betrachten sind; ferner ob sie dem Geist unsrer Zeit nach nicht mehr bestehen können und dürfen, das will ich versuchen, auseinander zu setzen.

1) Die Entstehung der Frohne.

Die Geschichte sagt uns, daß in den frühern Zeiten ganz andere Verhältnisse, wie gegenwärtig in Beziehung auf den Besitz des Grundeigenthums statt fanden. Die mancherlei Umwälzungen der Nationen, das Verdrängen der einen durch die andern, führte im Besitze eine Menge Umänderungen herbei. Das Recht der Stärkern entschied, so lange diese Umwälzungen dauerten. Diese bemächtigten sich großer Strecken von Ländereien und gaben davon, da sie solche nicht selbst cultiviren und benutzen konnten, an diejenigen ab, welchen es an Land fehlte. Baares Geld war in jenen Zeiten wenig, und es fehlte denen, welche Theile

der gedachten Ländereien von den Inhabern annahmen, grade am meisten daran. Geld ist der Repräsentant von Producten, die Arbeit bringt dieselben hervor. Man kann also beide in eine gleiche Kategorie stellen. Es bedungen sich also diejenigen, welche von ihren Ländereien gewisse Portionen an Andere abgaben, anstatt eines Capitals und dessen Verzinsung ein gewisses Quantum von Arbeit. Wie jene in den Besitz gekommen waren, das kann uns hier um so weniger zu einer irrigen Ansicht und zu Trugschlüssen verleiten, als man ja auch in unsrer Zeit gar nicht darnach frägt, wie der oder jener zu großem Vermögen gelangt ist, und als man ihm auch jetzt keine Schwierigkeiten in Weg legt, mit seinem Gelde zu erwerben, was er Lust hat. Ich füge diese Bemerkung darum bei, weil es manche Philanthropen unsrer Zeit gibt, die da behaupten, es sey das entstandene Verhältniß der Fröhner und ihrer Gutsherren ein ungerechtes. Ich hätte dieß übrigens gar nicht einmal nöthig, da in unsrer Zeit diese ihre Gerechtsame grade so gut im Kaufe ihrer Besitzungen auf eine eben so legale Weise überkommen haben, wie jene ihre Lasten.

Wie das Verhältniß der Frohne sich bildete, haben wir nun gesehen; daß es aber auch selbst für unsre Zeit kein gar zu widersprechendes sey, ließe sich schon damit beweisen, daß man ja auch jetzt zuweilen Arbeiter auf die Art in Vertrag nimmt, daß man ihnen Wohnung und ein kleines Feld zur Benutzung überläßt, und dafür anstatt im Gelde sich in Arbeit für die Verzinsung bezahlt macht. Diese Art der Bezahlung ist für den, welcher sie zu leisten hat, eine bei weitem größere Wohlthat, als für jenen, der sie zu fordern hat. Denn grade im Mangel an Arbeit liegt ja das Elend des Volks, wie wir im vorigen Capitel gesehen haben. Um recht augenscheinlich zu beweisen, wie wohlthätig es für die Classe der Fröhner sey, daß sie die Zinsen, die sie von dem Capitale, welches auf ihrem Eigenthume ruht, anstatt in Geld, in Arbeit bezahlen können, will ich wiederum ein Beispiel anführen. Gesetzt, es kauft

jemand ein mit Frohnen belastetes sogenanntes Bauerngut. Er zahlt dafür 800 Rthlr., würde es aber, wäre es frei von Frohne, mehr als doppelt so hoch bezahlen müssen. Es blieben ihm mithin etwa 1000 Rthlr. als Darlehn auf dem Gute, für welche er, 5% jährlich, 50 Rthlr. Zinsen zu zahlen hätte. Um diese aufzubringen, müßte er sich Arbeit für seine Hände und für sein Vieh suchen, und es könnte sich, bei dem Mangel derselben, sehr häufig treffen, daß er sie nicht fände. Dadurch geriethe er in große Verlegenheit, die wohl bald so weit gehen könnte, daß er gar nicht mehr im Stande wäre, diese Zinsen zu bezahlen, und dadurch genöthigt würde, sein Eigenthum zu verkaufen. — Das Capital, welches er durch die Frohne verzins't, ist ein unablösliches, was ihm nie gekündigt wird, so lange er die Zinsen, d. i. hier die Frohne, richtig abführt. Weigert er sich dessen, so steht er in ganz gleicher Kategorie mit dem, welcher die Zinsenzahlung von einem Capitale verweigert und unterliegt mit diesem ganz gleichen gesetzlichen Bestimmungen.

So wäre denn also die Frohne, anstatt eine Härte und Ungerechtigkeit des Einen gegen den Andern zu seyn, vielmehr etwas ganz Gesetzmäßiges, ja sogar Wohlthätiges? — Allerdings ist sie es, und wenn sie hie und da drückend wird, so liegt die Schuld hievon keinesweges in der Institution, sondern in den, im Gange der Zeit eingeschlichenen Mißbräuchen. Ich will einige derselben herzählen und sie so darstellen, daß ihre mögliche Abstellung sogleich einleuchtet.

Es ist ein schneidender Mißbrauch, daß mit der Forderung der Frohnen sich Härte und Grausamkeit vereinigen. Wer auch berechtigt ist, Zinsen von einem Capitale zu fordern, der hat damit noch keinesweges auch das Recht, diese mit eigener Gewalt und Grausamkeit einzutreiben. Nur das Gesetz des Staates kann ihm zu seinem Rechte helfen, keinesweges die eigene Willkür. Wo sie noch statt findet und ausgeübt werden darf, da ist entweder die Gesetzgebung noch mangelhaft, oder es bestehen noch gesellschaftliche Verhältnisse, die sich mit hoher Civilisation nicht vertragen.

Ein zweiter Mißbrauch von Seite der Berechtigten ist es, wenn sie die Frohne weiter ausdehnen, als wie sie ursprünglich bestimmt wird. Die mangelhafte Gesetzgebung früherer Zeiten und die Neigung des Menschen, in seinem Recht immer weiter zu gehen, wenn dieser Neigung nicht durch eine höhere Macht Einhalt gethan wird, haben diesen Mißbrauch aufkommen lassen. Aber auch dadurch ward er erzeugt, daß man bei Gründung des gedachten Verhältnisses nicht behutsam und bestimmt genug die Gränzen bestimmte, bis wie weit das Recht auszuüben und die Pflicht zu leisten wäre. So lange alsdann das Recht des Stärkern im Intellectuellen wie im Physischen auf Seite der Berechtigten war, mußten die Belasteten gefährdet seyn, und es ward ihnen mehr aufgebürdet, als Recht war, was aber in der gegenwärtigen Zeit überall aufgehört hat.

Aber auch auf Seite derer, welche die Frohne zu leisten haben, schlichen sich Mißbräuche ein, und sie verschlimmerten dadurch ihr Verhältniß.

Als ersten solchen Mißbrauch führe ich an: die große Trägheit und der vorherrschende böse Wille bei Ausübung der Frohne. Wer etwas zu zahlen hat, soll es in gangbarer und guter Münze entrichten. Die Frohne ist eine Abzahlung durch Arbeit. Wird sie schlecht geleistet, so ist es dasselbe, als wenn jemand mit schlechter Münze zahlt, und es verfällt derjenige, welcher dieß thut, dem Gesetze. Der Fröhner kann aber nach diesem, wie die Sachen jetzt noch stehen, nur zur Leistung der Arbeit, nicht aber zu guter Beschaffenheit derselben angehalten werden. Daher müssen denn Eigenmächtigkeiten des Berechtigten folgen. Es ist schwierig, die Arbeit genau zu schätzen, aber doch nicht unmöglich, und es gibt für diesen Fall so manche Aushülfe. Hie und da hat man dem Uebelstande bereits dadurch abgeholfen, daß man ein gewisses Quantum von Arbeit für einen Fröhnertag festgesetzt hat. — Den hier gerügten Mißbrauch, nämlich die Trägheit und den bösen Willen bei Ausübung der Frohne, hat theils die

Vorstellung von Ungerechtigkeit derselben, theils ein gewisser, seit langer Zeit bestehender Schlendrian erzeugt.

Ein zweiter Mißbrauch ist der, daß man die auf den belasteten Besitzungen haftende Frohne sehr oft nicht so hoch anschlägt, als sie wirklich ist. Bei Entstehung derselben bekamen diejenigen, welche sie übernahmen, ihre Ländereien gegen unbedeutende, oftmals auch ohne alle weitere Anzahlung. Sie überkamen sie also eigentlich zeit- oder auch erbpachtweise. Daher konnte sie auch der, welcher sie ausgab, nach Belieben wieder einziehen, und das um so mehr, als auch das Inventar (der Beilaß) bei solchen Wirthschaften in den meisten Fällen sein Eigenthum war. Wenn nun im Laufe der Zeit die Sache sich für solche Ländereien so günstig stellte, daß man nicht allein die auf denselben lastenden Frohnen übernahm, sondern noch, um in deren Besitz zu gelangen, einen nicht unbedeutenden Kaufwerth an den dermaligen Inhaber erlegte; wenn dieser Kaufwerth sich außerdem bei der jedesmaligen Veräußerung erhöhte, so war die daraus entstehende höhere Verzinsung keinesweges ein Gewinn für den Frohnberechtigten; sondern er entstand lediglich durch den Vortheil, welchen der jedesmalige Inhaber des belasteten Grundstücks bei dessen Veräußerung hatte. Auf diese Weise trieb man denn den Preis solcher Ländereien immer höher, und es bildete sich unvermerkt die Meinung, als seyen sie wirkliches Eigenthum, so sie doch nur Pachtung waren, deren Pachtgeld in Arbeit entrichtet wurde. Daß auf solche Art am Ende dergleichen Besitzungen über ihren Werth gingen, und daß damit die Inhaber mitunter unerschwingliche Lasten an Frohnen und Capitalszinsen zu leisten hatten, war die allmählich aufgehäufte Schuld der Zeit und nicht der ersten Gründung dieses Verhältnisses.

Nach dem bis jetzt Gesagten könnte es das Ansehen haben, als sey ich ein Vertheidiger der Frohne, der ich doch, wie ich bald gründlich zu überzeugen hoffe, keinesweges bin. Aber es handelte sich hier darum, das in Rede stehende Verhältniß klar und ohne Vorurtheil und Parteilichkeit darzustellen, um

eine feste Basis zu gewinnen, auf welcher sich eine Ausgleichung im Geist unsrer Zeit feststellen läßt.

Daß die Frohne, wie sie sich allmählich gestaltet hat, für die gegenwärtige Zeit nicht mehr paßt, das bedarf keines langen Beweises.

Nur zurückweisen darf ich auf den im vorigen Capitel aufgestellten Satz: daß die möglich höchste Production eines Landes Wohlfahrt und Gedeihen fördert, um die Frohnen aller Art als verwerflich aufzustellen. Denn sie führen eine unverantwortliche Vergeudung der Volkskraft mit sich. Einseitige oder sophistische Politiker könnten freilich eine Vertheidigung derselben in der Art aufstellen, daß sie behaupteten, es vermindern die Frohnen das Elend des Volkes dadurch, daß bei denselben eine Menge Arbeit weniger geleistet werde, und mithin deren für die vielen übrigen unbeschäftigten Hände verbleibe. Aber diese Vertheidigung hält nicht Stich, wenn wir sie mit den Waffen bekämpfen, die uns das vorige Capital in die Hand gibt. Nur regeln dürfen sich die Verhältnisse, nur Arbeit muß allen arbeitsfähigen Händen gegeben werden, dann wird so viel erzeugt, daß alle Bedürfnisse der Bevölkerung befriedigt werden können. Ich würde nur das bereits Gesagte widerholen, wenn ich zur Bestätigung dieses Ausspruchs noch mehr hinzufügen wollte.

Jede Vergeudung der Volkskraft führt einen empfindlichen Verlust für eine Nation herbei; folglich muß das Verhältniß der Frohne zuletzt zum Verderben jedes Staates, in welchem es noch fortbesteht, beitragen. Ich werde diese Behauptung sogleich rechtfertigen.

Die Menschheit ist im raschen Fortschreiten in der Entwickelung ihrer körperlichen und geistigen Kräfte. Das Volk, welches stille stehen oder auch nur langsam vorwärts gehen wollte, würde bald hinter allen andern zurückbleiben und diesen tributbar werden. Die Production aller Art steigert sich in ungeheurer Progression, und es vermehren sich mit der höhern Civilisation die Bedürfnisse aller Art, so daß die zunehmende Menge von Producten immer fort ihre Anwehr

und ihren Verbrauch findet. Um diesem Gange der Zeit zu folgen, muß die Kraft des Volkes entwickelt und verständig zur Anwendung geleitet werden. Die Frohne aber thut grade von allem diesem das Gegentheil, sie muß daher, bei ihrem Fortbestehen ein Volk gegen alle andern, die sie abgeschafft haben, zurücksetzen. Dieß haben weise Staatsregierungen eingesehen und deren Abschaffung auf gesetzlichem Weg eingeleitet. Bevor ich aber darauf komme, wie eine solche Abschaffung auf die klügste, zweckmäßigste und gerechteste Art vollzogen werden kann, will ich erst eine kleine Schilderung solcher Frohne geben, um zu beweisen, daß die Behauptung, sie sey eine unverantwortliche Vergeudung der Volkskraft, völlig begründet sey.

Der Fröhner leistet im besten Falle die Hälfte der Arbeit, welche ein fleißiger Mensch zu leisten im Stand ist. Diese Behauptung könnte ich mit den schlagendsten Thatsachen aus meiner eigenen Erfahrung beweisen. Es geht also die halbe Arbeit sämmtlicher, bei der Frohne angestellten Menschen und Arbeitsthiere verloren. Rechnen wir nun in einem Lande, wo die Frohne noch in ihrer ganzen Ausdehnung besteht, nur den dritten Theil der Bevölkerung dazu verpflichtet (was noch zu wenig ist, da dieß in manchen Ländern mehr als die Hälfte trifft); nehmen wir ferner an, daß dieses Drittheil wöchentlich zwei Tage, also wiederum ein Drittheil seiner Zeit, zu fröhnen hat, so geht ein Neuntheil der sämmtlichen Arbeitskraft verloren. Damit aber kommen wir nicht aus, weil grade dieses Drittheil der Bevölkerung von der arbeitenden Classe ist, und weil von den übrigen zwei Drittheilen sämmtliche Nichtsthuende abzuziehen sind. Machen wir da den Calcul auch noch so mäßig, so kommt immer heraus, daß sich jenes Neuntheil der verlornen Arbeitskraft auf mindestens ein Achttheil erhöht. Nehmen wir nun an, daß 300 Tage als für die Arbeit aufs Jahr zu berechnen sind, so gehen 37½ Arbeitstage für die ganze Bevölkerung verloren, und es betrüge dieß, wenn man auf die Quadratmeile 3000 Menschen rechnet, zusammen 112,500 Arbeitstage. Schätzen wir jeden

auf den Werth von ⅛ preuß. Schäffel Roggen, so beträgt dieß 14,062½ Schäffel Roggen, oder in Geld den Schäffel zu 1 Thlr. geschätzt 14,062½ Thlr. Für diesen Geldwerth hätte das Land, wenn die Arbeitskräfte seiner Bevölkerung richtig und fleißig angewandt worden wären, mehr Producte erzeugen können, als es deren wirklich erzeugt. Nun lasse man ein solches Land 1000 Quadratmeilen enthalten, und es erleidet dann einen jährlichen Verlust von 14,062,500 Thlr., welche es in erzeugten Producten hätte gewinnen können! — Die Rechnung auf alle einzelnen Menschen der ganzen Bevölkerung angewandt, gibt für jeden 4 Thlr. 20⅓ Sgr. Diesen Werth muß nun ein jeder entbehren und von seinen Bedürfnissen sich abbrechen. Und bei alledem habe ich gar nicht einmal die dabei zugleich verschwendete Kraft des Arbeitsviehes mit berechnet, welche wenigstens noch mit dem vierten Theile der herausgebrachten Summe zuzuschlagen wäre.

Man erstaunt, wenn man bei solchen Rechnungen auf dergleichen Resultate stößt, und dennoch sind sie unwiderleglich und fest begründet. Wenn also auch der oder jener Statistiker sich in geflissentlicher Täuschung zu erhalten strebt, und das Verhältniß der Frohne in keiner Art für so nachtheilig gelten lassen will, so mag er die hier aufgestellte Rechnung als falsch zu beweisen suchen. Gelingt dieß, so will ich ihm gern das Feld räumen und eingestehen, daß ich durch ein gefärbtes Glas gesehen habe.

Zum Beweise, daß meine Annahme von einer bloß halben Leistung der Arbeit durch Frohne keinesweges übertrieben sey, will ich nur ein ganz kleines Bild von solcher Leistung aufstellen.

Bei den meisten Herrschaften (Dominien), welche Frohne zu fordern haben, erstreckt sich diese auf alle Ortschaften der Herrschaft. Viele derselben liegen von dem Orte, wohin die Frohne zu leisten ist, weit (oftmals über eine deutsche Meile) entfernt, und es vergehen einige Stunden, ehe der Fröhner von seiner Wohnung bis dahin, und von da wieder zurück kommt. Gesetzt, wir rechnen auf den Weg hin und zurück

vier Stunden, so ist der dritte Theil der Arbeitszeit schon verloren. Vom Wege bereits ermüdet, kommt Mensch und Vieh auf dem Platz an. Die Arbeit, welche sie nun leisten, geht überaus langsam und wird über die Maßen schlecht vollzogen. Man stelle einmal neben einem Handfröhner einen fleißigen Menschen auf, und man wird finden, daß Letzterer bei weitem mehr als das Doppelte soviel an Arbeit beschafft, wie der Erstere. Bei einem Pflüger ist die Sache dieselbe, nur tritt hier noch ein zweiter sehr wichtiger Umstand hinzu, nämlich die schlechte Arbeit, die der Fröhner macht, und wodurch der Ertrag der Aecker ungeheuer herabgesetzt wird.

Wie sehr man, durch Erfahrung belehrt, von allen diesen Nachtheilen und dem daraus hervorgehenden geringen Werthe der Frohne (Robot) überzeugt ist, das geht am klarsten aus dem Schätzungswerthe hervor, den man derselben beilegt.

Ich wähle mein Beispiel aus einem Lande, wo die Frohne, so wie das ganze Feudalsystem in ihrer ganzen Ausdehnung bestehen. Es ist Böhmen, welches, wie alle von Slaven bewohnten Länder jenes System noch jetzt ziemlich in seiner alten Form beibehalten hat. In diesem Land ist der Satz der Ablösung für einen zweispännigen Robot-Zugtag ein Gulden Wiener Währung oder 24 kr. Conv. M. und für einen Handtag ¼ fl. oder 6 kr. Conv. M. Und dieß ist schon einer der höhern Sätze, denn es gibt viele Herrschaften, wo man es gern annimmt, wenn ein Zugtag, mit 18 kr. C. M. und ein Handtag mit 5 kr. abgelös't wird. Hierin liegt der überzeugendste Beweis für meine Behauptung, daß die Frohnarbeit nicht den halben Werth der freien habe. — Und wie es in Böhmen ist, so ist es in allen andern Ländern, wo die Frohne noch ganz in ihrem alten Verhältniß besteht.

Denke man sich nun einmal dieses nachtheilige Verhältniß plötzlich aufgehoben, denke man sich das Volk frei und rührig, wobei es wohl das Doppelte der bisherigen Erzeug-

zeugnisse liefern könnte, und man wird finden, daß ich nicht unrecht hatte, als ich einst, nachdem ich Böhmen das erstemal durchreis't war, und von jemand gefragt wurde, was ich von dem Lande halte, ihm antwortete: in Böhmen liegt noch ein Böhmen.

Ehe ich dazu gehe, zu zeigen, was bereits für die Ablösung der Frohne geschehen sey, und was und wie es noch ferner geschehen könnte, muß ich, um das grelle Bild in allen seinen Zügen auszumalen, noch den großen moralischen Schaden anführen, welchen die Frohne im Volk anrichtet.

Aus dem eben Gesagten geht hervor, daß durch dieselbe das Laster des Müßigganges gehegt und gepflegt wird. Gehen nun aus diesem, wie das Sprüchwort es bestätigt, alle übrigen hervor, so ist durch nichts die Moralität des Volkes mehr gefährdet, als durch das Fortbestehen der Frohne. Wie sehr sich dieß bestätigt, habe ich selbst mannichfach und schmerzlich erfahren. Lug und Trug, Unzucht und Bosheit zeigen sich nirgends greller, als wo das Volk viel zu frohnen hat.

Zum Zweiten wird das Volk seinen Vorgesetzten abgeneigt, indem es dieselben nur als seine Zwingherren und Zuchtmeister betrachtet. Deßhalb sucht es auch dieselben zu betrügen, wo es nur kann, und ihnen zu schaden, wo sich nur immer die Gelegenheit bietet.

Zum Dritten wird jeder gute Keim in den Bessern erstickt, wenn sie in der großen Masse der Fröhner Laster aller Art sehen und zu denselben aufgemuntert werden.

Zum Vierten wird der zum Frohnen Verpflichtete von der pünktlichen und musterhaften Bestellung seines Hauswesens abgehalten, und es leidet dasselbe großen Schaden. Dieß ist wiederum ein Nachtheil, welcher mittelbar das Ganze berührt und das Nationalwohl untergraben hilft. Durch die öftere Entfernung von seinem Hause verliert sich beim Fröhner auch der Sinn für Häuslichkeit, und es trägt solches zur Verderbtheit des Volkes ebenfalls bei.

Es würde nicht schwer seyn, noch mehrere solche Nachtheile der Frohne aufzustellen. Die hier genannten werden aber, wie ich glaube, genügen, um die Abstellung derselben als wünschenswerth, ja höchst nothwendig erscheinen zu lassen.

2) Die Abstellung der Frohne.

Daß selbige auf keine gewaltsame Weise geschehen dürfe, wenn der Staat nicht eine Ungerechtigkeit auf sich laden will, das glaube ich einleuchtend genug dargethan zu haben, wie ich oben die Entstehung dieses Verhältnisses anführte. Der Belastete ist nach demselben in keiner Art berechtigt, eine Aufhebung der Frohne, ohne alle weitere Entschädigung von seiner Seite zu verlangen. Er hat, kurz gefaßt, das Capital, welches auf seinen Grundstücken haftet, und welches er, vertragsmäßig mit seiner Arbeit verzins't, in jeder Art und in allen Fällen zu vertreten, und muß es, so lange zwischen ihm und dem Eigenthümer dieses Capitals, welches der Grundherr ist, keine Einigung und Tilgung desselben vorgenommen worden, es auf die vertragsmäßige Weise, im vorliegenden Falle durch Arbeit, verzinsen. Da jedoch diese Verzinsung für beide Theile lästig und mit großem Nachtheil verbunden ist, so kann es nicht schwer seyn, einen Weg der Ausgleichung zu finden, auf welchem sie sich gewiß gegenseitig gern die Hand bieten werden.

Eine solche Ausgleichung hatte man früherhin, ehe noch die Staatsregierungen sich dieser hochwichtigen Sache annahmen, schon dadurch eingeschlagen, daß man die zu leistende Arbeit genau auszumitteln und in einem gewissen Quantum darzustellen suchte. So gelangte man denn dahin, daß man z. B. die Spanndienste (Zug-Robot) auf Bestellung einer gewissen Ackerfläche und auf Fuhren, die eine bestimmte Entfernung betrugen, reducirte. Dabei konnten die Verpflichteten die sonst umsonst (durch Müßiggang) vergeudete Zeit für sich gewinnen und ihr Hauswesen in Ordnung halten. Eine

dergleichen Ablösung möchte ich beinahe zu den besten zählen, und zwar aus folgenden Gründen.

1) Wird dabei dem Berechtigten sein Feld schnell und gut bestellt. Denn wer rasch arbeiten will, der muß gesundes und starkes Vieh und tüchtige Pflüger haben, womit denn nicht allein viel, sondern auch gute Arbeit beschafft wird. Ueberdieß ist dabei nur eine geringe Aufsicht nöthig, um etwaige Mängel in der Bestellung zu rügen und zu verhüten. Die zu leistenden Fuhren bedürfen, da dabei Last und Entfernung bestimmt ist, gar keiner weitern Aufsicht. Von der Handfrohne gilt dasselbe, wie von der genannten. Der Fleiß wird sich beim Fröhner selbst finden, da ihm daran liegt, sein Quantum von Arbeit schnell vollbracht zu haben, und es ist sonach auch hierbei nur über die gute Beschaffenheit der Arbeit Aufsicht zu führen.

2) Erwächst dem Berechtigten durch die schnelle und gute Bestellung der große Gewinn eines viel sichreren und reicheren Ertrages, weil, wie dem praktischen Landwirthe bekannt genug ist, solcher hauptsächlich von der raschen Bestellung zur rechten Zeit abhängt.

3) Kann sich der Gutsherr solche Frohne zu einem festen und sichern Preise anschlagen, weil er weiß, was sie leistet, und was er, hätte er sie nicht, dagegen für Ausgaben und Kosten auf eigenes Gespann und auf baar zu bezahlende Arbeiter haben würde.

4) Hat er bei der ihm zu leistenden Handarbeit den nicht hoch genug zu schätzenden Vortheil, daß er sie allemal zu der Zeit fordern kann, wenn die Arbeit drängt, und wo freie Arbeiter schwer und nur gegen hohen Lohn zu haben sind, nämlich zur Zeit der Saat und der Ernte. Wie groß der hieraus entstehende Gewinn sey, das kann der Landwirth am besten ermessen, welcher bei schwieriger Erntewitterung aus Mandel an Arbeitern so manches verderben lassen muß.

Dieß wären ungefähr die Vortheile des Grundherrn, welcher die zu fordernde Frohne auf ein gewisses festes Quantum gestellt hat. Aber er ist es nicht allein, dem hieraus ein Gewinn erwächst, sondern es nimmt an selbi-

gem auch der Belastete, und, wie sich bald zeigen wird, in eben so reichlichem Maße Theil. Denn er hat:

1) Den Vortheil, daß er das auf seinen Grundstücken haftende, dem Gutsherrn gehörende Capital auf eine leichte Weise verzinsen kann. Ich habe schon weiter oben gesagt, wie schwer es Manchem werden würde, wenn er ein solches Capital in baarem Gelde verzinsen sollte, wozu ihm allzu häufig die Mittel fehlen würden, es aufzubringen. Durch die Arbeit, welche er leistet, wird er diese Last auf eine leichte Art los. Denn er bringt die wenigen Tage, welche er zur Frohne zu verwenden hat, fast unbemerkt ein, und es kosten ihm Vieh und Menschen, die er halten muß, nicht mehr, wenn sie fleißig sind, als wenn sie faullenzen. Aber auch wenn er keine Dienstboten hält und die Arbeit selbst verrichtet, kann man sagen, daß er dabei keinen bedeutenden Nachtheil erleidet, weil er dadurch in stetem Fleiß erhalten wird. Es ließen sich Beispiele genug anführen, wo träge Landwirthe gerade durch dieses Verhältniß sich zum Fleiße gewöhnt haben.

2) Die auf ländlichen Besitzungen haftende Frohne ist, wie bereits sattsam dargethan, die Verzinsung eines auf ewige Zeiten auf dem Grundstücke haftenden Capitals. Wer eine dergleichen Besitzung kauft, hat daher den großen Vortheil, daß er keine so große baare Summe als Kaufgeld bedarf, und also mit geringen Mitteln dieselbe erwerben kann. Und daß ihm die Verzinsung dieses Capitals leichter wird, als wenn er sie in baarem Gelde leisten müßte, das habe ich so eben erwähnt.

3) Da er zur Leistung der Frohne mehr Menschen und Zugvieh zu halten hat, als er deren sonst bedürfen würde, so kommen ihm selbige wieder in seiner Oekonomie zu statten, und er kann diese kräftiger betreiben, als es sonst geschehen würde. Daß dem so sey, beweise ich damit, daß er, wenn er mit der Bestellung seines Ackers anfängt, diese schneller beendigt, als wenn er weniger Menschen und Vieh halten dürfte. Nun weiß aber jeder praktische Oekonom,

daß man, besonders bei der Frühjahrssaatbestellung, mit ungleich weniger Arbeit auskommt, wenn man diese rasch hinter einander thun kann, als wenn man sie, aus Mangel an Arbeitskräften, verzögern muß, weil z. B. das Vertrocknen des Ackers die Arbeit erschwert und verlängert. Aehnliches kann man von der Ernte sagen. — Wollte man nun gleich dagegen behaupten und sagen: der zur Frohne verpflichtete Landwirth kann nicht nach freiem Willen an Saat und Ernte gehen, weil sein Gutsherr ihn zur besten Zeit in Anspruch nimmt; so gilt dieß im vorliegenden Falle nicht ganz, und es vollzieht der Belastete seine Frohne in sehr kurzer Zeit und kann dann mit aller Kraft an sein Eigenthum gehen.

So vortheilhaft nun auch ein solches Abkommen für beide Theile ist, so hat man es doch noch nicht überall eingeführt, und es meistentheils noch beim Alten bewenden lassen. Da und dort hat man auch eine zeitweilige Ablösung (Reluition) versucht, kommt dabei aber oft wieder auf das alte Verhältniß zurück, wenn nämlich der Belastete nicht im Stande ist, das für die zu leistende Arbeit zu zahlende Geldquantum aufzubringen. Man hat wohl auch eine Menge Beispiele von freiwilliger gänzlicher Ablösung (Abolition) der Frohne. Indeß können dieß meist nur solche Belastete thun, welche entweder einen so bedeutenden baaren Geldfonds besitzen, daß sie im Stande sind, den ausgemittelten Werth der Frohne sogleich baar hinauszuzahlen, oder auch solche, deren Besitzthum anderweitig wenig oder gar nicht verschuldet ist, so daß sie, weil sie diese Summe baar zu zahlen zwar nicht im Stande sind, doch für die baare Verzinsung derselben Garantie leisten können. Auf solche Art stellt sich dieß Verhältniß ganz so dar, wie ich es geschildert habe, nämlich als eine Capitalsforderung, welche der Grundherr an das belastete Grundstück hat.

Alles dieß geschieht in mehreren Ländern aus freiem Antriebe der Betheiligten. Aber es hat in manchen Staaten die Gesetzgebung diesen hochwichtigen Gegenstaud ins Auge ge-

faßt, und es sind Verordnungen in Betreff desselben erlassen worden.

Mit rühmlichem Beispiel ist darin Preußen vorangegangen. Wie die Noth gewöhnlich die Erzeugerin des Bessern ist, so war sie es auch hier. Die Katastrophe, welche der preußische Staat in den Jahren 1806 und 7 erlitt, machte die Regierung desselben aufmerksam darauf, wo die eigentliche Kraft des Staates liege. Man suchte sie am rechten Orte, nämlich in der Volkskraft und in deren freier Entwickelung. Wir haben es hier nicht damit zu thun, daß durch die zur Freiwerdung des Volkes ergangenen Verordnungen und Maßregeln manches Privatinteresse verletzt, und daß die an dem Einen verübte Milde am Andern zur Härte wurde. Der Staat fand Entschuldigung in dem Grundsatze: „Noth kennt kein Gebot.“ Wo übrigens die Sache so dringend ist, da kann nicht allemal die Linie des Rechts haarscharf innegehalten werden. Genug, der Erfolg hat jene Maßregeln gerechtfertigt, und Preußen hat durch dieselben den Grund zu seinem hohen Flor gelegt, auf welchem es sich jetzt befindet.

Nur kurz will ich die Hauptmomente der auf diesen Gegenstand sich beziehenden Verordnungen hervorheben, da ich weiter unten, in dem Capitel von der Agrargesetzgebung, auf diesen Gegenstand zurückkommen werde.

Der erste Grundsatz, von welchem der preußische Staat bei den in Rede stehenden Maßregeln ausging, war der: der unter dem Druck seufzenden niedern Classe der Landwirthe Erleichterung zu verschaffen, und dadurch die freie Entwicklung ihrer Kraft zu bewirken. Man ging hierin im Anfange vielleicht etwas zu weit, und betrachtete das Verhältniß der Frohne als ein ungerechtes, in frühern Zeiten durch Mißbrauch der Gewalt entstandenes. Dadurch ward es unvermeidlich, daß nicht den Berechtigten zu nahe getreten wurde, da sie es nicht waren, welche jenen Mißbrauch eingeführt hatten, und da sie die Forderung der Frohne als ein, auf dem gesetzlichen Wege wohlerworbenes Recht besaßen. Dieß erwägend, bestimmte man auch Entschädigung dafür, nur war diese nicht

überall dem Werth angemessen. Bei der weitern Entwicklung dieser Maßregeln aber kam man sehr bald ins richtige Gleis, und die Ablösung der gedachten Belastung ging leicht und fast überall zur Zufriedenheit der Parteien von statten.

Ich muß jedoch, um nicht mißverstanden zu werden, hier beifügen, daß man nicht die Frohnen aller Art in eine Classe brachte, sondern daß man unterschied, welche eigentlich auf den Grundstücken und welche bloß auf der Person hafteten. Letztere waren viel später aufgekommen und konnten ganz eigentlich eine Willkür und Gewaltthat derer genannt werden, die sie aufgelegt hatten, und sie wurden auch ohne weitere sonderliche Entschädigungen aufgehoben, obgleich die dermaligen Besitzer sie als Gerechtsame mit ihren Grundstücken erkauft hatten. Die Härte des Staates dabei verschwindet größtentheils, wenn man von dem Grundsatz ausgeht, daß jemand, der eine Sache, die auf ungerechte Weise erlangt ist, kauft, sich allemal der Gefahr aussetzt, sie ohne Entschädigung wieder zu verlieren, und daß er sich dann, wenn solches vorkommt, wenig beklagen kann.

Ein zweiter Grundsatz war: die Beförderung einer höhern Landescultur. Die Folgen des Zwanges, welcher in der Frohne lag, traten überall klar hervor, und es gewährte die Landwirthschaft bei weitem nicht den Ertrag, den sie geben konnte, wenn sie von ihren Fesseln befreit wurde. Die Erfolge, welche nach der Zerbrechung derselben sich gezeigt haben, rechtfertigen diese Ansicht aufs glänzendste.

Zum Dritten aber ist hervorzuheben, daß man bei der Aufhebung der Frohne strenge Gerechtigkeit und Unparteilichkeit walten ließ, sobald man nur mit dem ganzen Verfahren in einen sichern Gang gekommen war, und alle Verhältnisse richtig auffaßte und sorgfältig erwog. Der Wahlspruch Preußens: „Jedem das Seine" (suum cuique), ward auch hier nicht verletzt und dem Recht und der Billigkeit überall gehuldigt. Wenn ich weiter unten, bei der Agrargesetzgebung, die hierher gehörigen Verordnungen anführen werde, dann wird dieß klar hervortreten.

Das Beispiel Preußens hat man in vielen andern Staaten nachgeahmt, nur hat man die Ausgleichung mehr den Parteien selbst anheim gestellt und nur zur Erleichterung derselben Verordnungen ergehen lassen. Ausgemacht ist übrigens wohl, daß die Frohnen allmählich in allen Ländern, wenn auch nicht ganz aufhören, doch eine so veränderte Gestalt annehmen werden, daß man sie gar nicht mehr nach den bis jetzt davon bestehenden Begriffen wird beurtheilen dürfen. Denn wir verstehen darunter doch allemal eine gezwungene, fast sklavenmäßig zu leistende Arbeit. — Es ist vom Geiste der Zeit zu hoffen, daß man sie überall, wo man sie nicht ganz abzuschaffen für gut findet, auf die Art umgestalten wird, wie ich weiter oben angab, nämlich: daß man ein gewisses Quantum von Arbeit festsetzt, welches der Belastete, anstatt einer baaren Geldzahlung, zu leisten hat. Dadurch wird denn beiden Theilen Erleichterung, und beiden erwächst, wie ich gezeigt habe, Gewinn daraus.

C. Der Zehnte.

Diese, der Frohne ähnliche, aber in mancher Art noch drückendere Belastung ist auf gleiche Weise entstanden, wie jene. Für die Verleihung von Ländereien ward ein gewisser Theil des Ertrages von denselben bedungen und bewilligt, und dieser war ganz so wie die Frohne, als eine Zinsenzahlung von einem Capitale, welches man für das Grundstück hätte zu entrichten gehabt, anzusehen. Wo man bei jener die Arbeit anstatt Geldes leistet, da gibt man hier die Frucht der Arbeit, und es ist sonach die Sache ziemlich gleich. Nur ist der Zehnte darum eine noch drückendere und lästigere Leistung wie die Frohne, weil er das Eigenthum derer, die ihn zu geben haben, noch mehr beschränkt. In nachfolgenden Punkten ist dieß dargestellt.

1) Die Abgabe des Zehnten lähmt den Muth und die Lust des Landwirths, der ihn zu geben hat, weil er bei allen erzeugten Früchten für Andere mit zu arbeiten hat. Er ist

eine Besteuerung der Industrie, weil man, je mehr man durch Fleiß der Erde abgewinnt, auch eine desto höhere Abgabe zu leisten hat.

2) Die Abnahme desselben ist mit so vielen Verdrießlichkeiten und Quälereien verbunden, daß dem Landwirth alle Freude in der Ernte verdorben wird. Wer davon nicht überzeugt seyn sollte, der reise nur einmal zur Zeit der Ernte durch Gegenden, wo der Zehnte vom Getreide gegeben werden muß. Bei schwieriger Witterung, wo ein Jeder die Frucht gern unter Dach bringen möchte, um sie nicht auf dem Felde verderben zu lassen, darf er, wenn sie zum Abfahren fertig ist, keine Hand an dieselbe legen, bis daß der Zehntberechtigte seinen Theil in Empfang genommen hat. Nun schließt man freilich, es müsse diesem eben so viel daran liegen, das Getreide gut nach Hause zu bekommen, als dem, der den Zehnten zu geben hat. Aber da gibt es so manches Hinderniß. Die Menge des zu erhebenden Zehnten, und die vielen Fluren, auf welchen er in Empfang zu nehmen ist, gestattet dem damit beauftragten Beamteten nicht, überall in dem Augenblicke zu seyn, wenn das Getreide gebunden und in Stiegen gesetzt ist. Oftmals vergehen mehrere Tage, ehe er an einen Ort kommt, und wenn während dieser Zeit Regenwetter eingetreten ist, so verdirbt unendlich vieles, und der fleißige Landwirth muß mit Schmerzen sehen, wie die Frucht seiner Arbeit zu Grunde geht.

Aber die Menge des zu empfangenden Zehnten ist es nicht allemal, welche den Beamteten abhält, da oder dorthin zur rechten Zeit zu kommen. Oftmals verhindert ihn seine Bequemlichkeit, oder wohl auch eine kleine Rache daran, wenn die oder jene Gemeinde nicht ganz nach seinem Sinne thut. — So erwächs't denn dem Ganzen ein großer Schaden, und es ist darum diese Abgabe eine eben so lästige als verhaßte.

3) Durch den alljährlich abgegebenen Zehnten von Getreide wird den belasteten Grundstücken jedesmal zugleich der zehnte Theil des in Dünger zu verwandelnden Materials ent-

zogen, und sie müssen dadurch in der Länge der Zeit völlig entkräftet werden, wenn nicht deren Besitzer dieß auf andere Weise zu verhindern suchen. Wem aber hiezu die Kräfte fehlen, der muß es gehen lassen, und es wird sein Eigenthum am Ende ganz entkräftet und entwerthet.

4) Hinsichtlich der Abgabe des Zehnten entstehen mancherlei Streitigkeiten und Bedrückungen. Als er aufgelegt wurde, herrschte allgemein das Dreifeldersystem, und man baute streng genommen nur stets zwei Drittheile der ganzen Area an; es war folglich auch von dem Zehntberechtigten nur an diese zwei Drittheile gedacht, als er sich diese Abgabe, anstatt einer Geldzahlung, bedung. Seit längerer Zeit baut man aber auch einen großen Theil des letzten Drittheils an, und gewinnt von demselben viele Früchte. Diejenigen nun, welche zur Zehntabgabe verpflichtet sind, glauben diese nicht von dem gedachten Drittheil, der sogenannten Brache, leisten zu müssen, wogegen die Zehntberechtigten ihre Forderung auf sämmtliche erbaute Früchte ausdehnen. Es ist dieß ein Gegenstand, der von Wichtigkeit ist, weil er einen bedeutenden Einfluß auf die Entwickelung der physischen Kraft und der Intelligenz des Volkes auf dem Lande hat. Ich will das Für und Wider, welches von beiden Seiten vorgebracht wird, beleuchten, und daraus lassen sich dann vielleicht Anhaltspunkte zu einer strengen und gerechten Entscheidung finden.

Die Berechtigten führen für sich an: Es laute das Abkommen wegen des Zehnten unbedingt auf alle Früchte, und es werde dabei kein Unterschied gemacht, wie viel deren und wo sie gewachsen.

Es werde ferner durch den Anbau in der Brache die Bodenkraft in Anspruch genommen und dadurch den folgenden Früchten in ihrem Gedeihen Eintrag gethan. Dabei nun würde der Ertrag herabgesetzt und der Zehnte verringert, welches sich nur durch den von den Brachfrüchten wieder ausgleichen ließe.

Wenn aber auch endlich durch die höhere Intelligenz und

Industrie unsrer Zeit mehr erzeugt werde, wie ehemals, so seyen auch die Grundstücke, von welchen der Zehnte doch als Verzinsung gilt, jetzt um so viel höher im Werthe gegen damals, wo sie ausgegeben wurden, und es gleicht sich auf die Art die Sache völlig aus.

Hören wir nun auch, was die Gegenpartei für sich und gegen das Vorige anzuführen hat. Sie sagt:

1) Wenn auch in dem Abkommen über den Zehnten die Rede von allen Früchten ist, so muß dieß lediglich auf jene Zeit bezogen werden, wo es geschlossen wurde. Da man nun damals nur zwei Drittheile des Feldes anbaute, so dachte niemand daran, den Zehnten weiter als auf diese auszudehnen, und es ist mithin der Sinn des Vertrages sowohl, als wie die Verjährung und Observanz, geradezu gegen diese Abgabe von den Brachfrüchten.

2) Was die, durch den Anbau in der Brache in Anspruch genommene Bodenkraft betrifft, so wird sie reichlich dadurch wieder ersetzt, daß man bei demselben viel Viehfutter erzeugt, und da es wiederum in der eigenen Wirthschaft verbraucht wird, man die Bodenkraft vielmehr vermehrt als schwächt, so daß bei diesem Verfahren eher mehr als weniger Früchte in den übrigen beiden Feldern erzeugt werden.

3) Der gestiegene Werth der Grundstücke gleicht sich durch die höhern Preise der Producte schon aus, ohne daß deren Menge vermehrt werden dürfte. Ueberdieß ist kein Capitalsinhaber berechtigt, die Verzinsung desselben in dem Maße zu steigern, als es dem, welchem er es geliehen, mehr einträgt.

4) Beim Anbau von Brachfrüchten erfordert eine Oekonomie viel mehr Arbeit, als wo man ihn nicht treibt. Und diese Arbeit verschlingt vornweg einen großen Theil der gewonnenen Früchte. Von diesen verlangt aber der Zehntherr seinen vollen Antheil, ohne daß er auf jene Arbeit Bedacht nimmt. Es ist also die volle Forderung des Zehnten von den Brachfrüchten eine offenbare Ungerechtigkeit.

Wollen wir nun, nach den von beiden Theilen vorgebrach-

ten Gründen eine Entscheidung geben, so könnte sie wohl nicht anders als so ausfallen:

Von den beiden Feldern (nämlich dem Winter- und dem Sommerfelde) wird der Zehnte ohne weiteres entrichtet, auch findet dabei kein Streit noch Weigerung statt.

An die Brachfrüchte hat der Zehntherr kein directes Recht, auch ist die Verjährung und Observanz gegen ihn. Den Einwand, daß durch die Brachfrüchte die in den beiden andern Feldern zurückgesetzt werden, hätte er erst mit Thatsachen zu beweisen, und er müßte zu dem Ende Fractionen, aus gültigen Rechnungen gezogen, beibringen, aus welchen hervorginge, daß nunmehr, seit Brachfrüchte erbaut werden, von den zu decimirenden beiden andern Feldern wirklich seit mehreren Jahren ein geringerer Ertrag gewonnen werde. Sollte sich aber aus diesen Nachweisen ergeben, daß selbiger Ertrag nicht allein nicht verringert, sondern sogar vermehrt worden wäre, so soll ihm zwar der Zehnte von diesen Feldern in keiner Art verkürzt, jedoch von den Brachfrüchten nicht geleistet werden.

Würde aber aus jenen Rechnungen hervorgehen, daß der Ertrag der beiden Felder sich wirklich vermindert hätte, so sollte ihm das Recht an dem Zehnten von den Brachfrüchten zustehen, jedoch davon erst die Kosten der mehreren Arbeit abgezogen werden.

Betrachtet man das Lästige des Zehnten für den, welcher ihn zu geben hat, und stellt man daneben die mancherlei Unbequemlichkeiten, welchen der Empfänger dabei ausgesetzt ist, so dürfte es fast unerklärbar seyn, daß man ihn nicht schon längst allenthalben abgeschafft hat, wenn nicht die Menschen allzu geneigt wären, bei der Ablösung von dergleichen Belästigungen sich solche theils nicht so drückend zu denken, weil eine lange Gewohnheit sie dagegen abgestumpft hat, theils aber auch auf der andern Seite fürchteten, bei einer Ablösung oder sonstigen Ausgleichung zu verlieren. Die Vorstellung, daß solches zu fürchten sey, erschwert alle Geschäfte der Art ungemein, und ist nicht selten der Grund, daß man die alten drückenden Lasten lieber erträgt, als sich dieselben durch ein

Abkommen erleichtert. In diesem Punkte fallen die Menschen gar zu leicht in die Kindheit zurück, und eben darum steht es dem Staate zu, hier als Vormund einzuschreiten.

Was jedoch den Zehnten betrifft, so hat man sich über denselben doch schon sehr häufig geeinigt und ihn auf ein gewisses Quantum festgesetzt, welches der Verpflichtete entweder in Natur oder im Geldwerthe zu leisten hat. Die Sache unterliegt gar keinen großen Schwierigkeiten, weil sich sehr bald ein mehrjähriger Durchschnitt ausmitteln läßt, den man zur Richtschnur bei der Vergütigung nehmen kann.

Ich will, ehe ich diesen Abschnitt schließe, noch ein Paar Worte über den Zehnten vom Wein sagen. Wie beim Getreide muß er von dem ganzen Ertrage der jedesmaligen Lese entrichtet werden. Bei demselben kommen jedoch gleiche Unbequemlichkeiten, ja zuweilen noch größere vor, wie beim Getreide.

Sind es z. B. lauter kleine Weinbergbesitzer, welche den Zehnten zu entrichten haben, so lohnt es keineswegs, daß ein jeder selbst seine Trauben keltere, sondern sie werden sammt und sonders in die herrschaftliche Kelter gebracht, dort gemessen und nach Maßgabe der Menge wird einem jeden sein Theil von dem gewonnenen Weine nach Abzug des herrschaftlichen Zehnten ausgefolgt. Obgleich hierin für den kleinen Weinbergbesitzer eine gewisse Bequemlichkeit liegt, indem er für seine geringe Quantität von Trauben keine eigene Kelter zu bauen braucht, und am Ende von derselben eine größere Menge Wein erhält, als er bei eigener Kelterung haben würde, weil dabei sich Manches verschleppt und in den Gefäßen sich verzieht, so erwächs't doch für den Zehntherrn hieraus mancher Nachtheil, und er hat nicht allein während der ganzen Lese die Aufsicht zu führen, sondern muß noch außerdem alle Utensilien und Geräthschaften bei der Kelter auf seine Kosten anschaffen und im Stand erhalten.

Daß übrigens von einem solchen Gemisch von Trauben kein vorzüglicher Wein gewonnen werden könne, das ist ohne weiteres voraus zu setzen. Freilich kann der Zehntherr darauf

halten, daß alle Zehntpflichtigen ein ziemlich gleiches Gewächs anbauen, aber er wird dieß immer nicht ganz durchsetzen. Auch ist die Art der Behandlung der so vielfach verschiedenen Winzer so mancherlei, daß unmöglich ein ganz gleiches Gewächs entstehen kann. Sollte er jedoch seinen Zehnten von jedem Einzelnen aus dessen eigener Kelter beziehen, so wäre erstens eine so ausgedehnte Aufsicht nöthig, daß fast die Hälfte des Werthes schon darin aufginge; zweitens aber würde er auch ein Gemisch von Wein erhalten, der nur einen äußerst geringen Werth für ihn haben könnte.

Die Ablösung eines dergleichen Zehnten, oder auch nur die Ausgleichung desselben auf ein gewisses jährliches Quantum an Wein, ist jedoch überaus schwer und fast unausführbar, wenn man dasselbe nicht auf einen bestimmten Geldwerth reducirt. Sollte ein festes Quantum jedes Jahr in Natur abgeführt werden, so würde der Winzer bei Jahrgängen, die wenig oder nichts tragen, in die äußerste Verlegenheit kommen, wie er dieß aufbringen sollte, da er Vorräthe, aus Mangel an Geld und Platz, nicht halten kann. Er müßte sodann eine Stundung für künftige Jahre nachsuchen, und es wäre damit schon wieder ein Theil einer guten Lese anticipirt. Sollte der Zehnte aber in Geld ausgeglichen werden, so wäre dabei wiederum keine geringe Gefahr für den Winzer, weil der Wein in seinem Preise gar zu sehr differirt, und weil er auch in manchen Ländern gar zu schwer zu verwerthen ist. Man darf nur z. B. an Ungarn denken. Bei den seit einigen Jahren eingetretenen Staatsverhältnissen und bei dem deutschen Zollverbande hat von dort der Absatz ins Ausland sehr abgenommen, und da hierdurch im Inland ein großer Ueberfluß entstanden ist, so sind die Preise viel tiefer herabgegangen, als wie sie sonst waren. Hätte nun ein Zehntpflichtiger eine Geldrente anstatt des Zehnten zu zahlen, so verlöre er dabei offenbar.

Trotz dieser Schwierigkeiten wäre aber dennoch eine Ausgleichung und Ablösung nicht unmöglich, wenn beide Theile, von Grundsätzen der Billigkeit geleitet, gutwillig die Hand

dazu reichten, und jederseits ein kleiner, aber gewisser Gewinn einem großen ungewissen vorgezogen würde. Jedoch ist bei dem Weinzehnten die Sache für den Verpflichteten bei weitem nicht so nachtheilig, wie bei dem Getreide. Ja es hat dieser bei dem Bestehen desselben neben der Last und der Abgabe, die ihm damit aufgelegt ist, noch gewisse Vortheile. Denn es ist ausgemacht, daß eben um des Zehnten willen die Herrschaften eine gewisse Aufsicht über die Verpflichteten führen, daß diese ihre Weinberge stets in guter Ordnung halten und fleißig bestellen. Ferner wachen Jene auch darüber, daß nicht ein allzu schlechtes Gewächs erzeugt werde. Und endlich dürfen Letztere auch nicht nach Belieben die Lese anfangen, d. h. sie dürfen nicht lesen, bevor der Wein seine völlige Reife hat, was denn wiederum zu dessen Güte beiträgt.

Aufs schmerzhafteste überführt von der Lästigkeit des Zehnten, haben Berechtigte und Verpflichtete die dringendste Aufforderung, zu dessen Ablösung aus allen Kräften zu wirken. Die Gesetzgebungen der Staaten bieten dazu die Hand, und es ist wohl die Zeit so gar fern nicht mehr, wo wenigstens der Feldzehnte allgemein abgeschafft seyn wird.

D. Die Hutung- und Gräserei-Servitute.

In den beiden hier genannten Belastungen liegt, wie in den beiden vorigen, für eine Classe der Landwirthe eine Begünstigung, während sie für eine andere Servitute sind. Denn die Frohne und der Zehnte begünstigt die Oekonomie des Gutsherrn, während sie die der Unterthanen belastet. Bei der Hutung und Gräserei findet zwischen diesen beiden eine gegenseitige Begünstigung und Belastung statt. Denn es hat immer Einer das Recht, auf den Grundstücken des Andern eine Nutzung zu beziehen.

Die Gerechtsame der Hutung bildete sich erst im Laufe der Zeit hiezu aus. Im Anfang war sie eine bloße Bewilligung. So lange die strenge Dreifelderwirthschaft bestand, geschah dem Eigenthümer von ländlichen Grundstücken keineswegs ein Schaden, wenn das auf der sonst unbenutzten Brache

wachsende Gras vom Vieh abgeweidet wurde. Hatte nun dessen der Eigenthümer nicht so viel, daß er es durch dasselbe konnte abweiden lassen, so überließ er es einem Andern. Daß es rein abgeweidet wurde, gereichte dem Acker zum Vortheile. Am besten thun dieß die Schafe, und es überließen daher die kleineren Grundbesitzer, welche keine dergleichen hielten, diese Weide den Schafeigenthümern. In der Regel waren dieß die Grundherrschaften. Hie und da hatten sich diese wohl auch schon bei der Hinausgabe der Grundstücke das Weiderecht vorbehalten. Wo es aber auch nicht geschehen war, da wurde die Bewilligung bald zum Rechte, und es mußten sich alle Besitzer von ländlichen Grundstücken dasselbe gefallen lassen.

So lange nun die alte Art und Weise beibehalten wurde, so lange wurde dieses Recht nicht drückend. Dieß geschah aber, als man anfing, auch die Brache zum Anbau von Früchten zu benutzen. Es hatten aber auch die Grundherrschaften ihre Brachfelder nicht benutzt, und diese zur gemeinschaftlichen Abweidung überlassen. Sollte nun diese Weide beschränkt werden, so betraf dieß beide Theile. Dieß erleichterte dann die Sache, und man verstand sich eher zu einem Abkommen. Man kam an vielen Orten überein, daß man einen gewissen Theil der Brache mit Früchten bebauen und das Uebrige zur Weide überlassen wollte. Aber auch dabei ging es nicht ohne Streit ab, weil man nicht immer die gesteckten Gränzen genau inne hielt. — Endlich fand man es aber doch bei weitem zuträglicher, sein ganzes Feld nach Belieben zu benutzen, und man einigte sich über eine völlige Ausgleichung.

Solches geschah in vielen Provinzen und Ländern, in andern aber blieb es beim Alten, und man plagt und quält sich da noch fortwährend gegenseitig.

Frägt man nun aber, ob nicht das Recht der Weide ohne weiteres und ohne alle Entschädigung vom Staate, zum Besten des Ganzen, aufgehoben werden könne, indem es doch meistentheils nur ein angemaßtes ist; so kann darauf nur eine gleiche Antwort, wie bei der Frohne gegeben

werden.

werden. Denn es haben die dermaligen Besitzer von Gütern, auf welchen das Weiderecht ruht, selbiges mit dem Besitzthum zugleich gekauft, und es ist ihnen dadurch der Besitz sanctionirt worden, daß er, gegen Erlegung aller Sporteln und Gefälle, ihnen erb- und eigenthümlich nach den Landesgesetzen zugeschrieben wurde. — Gehen wir von diesem Gesichtspunkt aus, und erwägen wir dabei noch, daß das Landgut in seiner Veranschlagung um so viel höher im Werthe gestellt und bezahlt wurde, als wie die Nutzung des Weiderechts besagt, so kann es nur gegen volle Entschädigung dem Berechtigten entzogen werden.

Ein Anderes aber ist die Ausmittelung solcher Entschädigung. Nehmen wir zur Grundlage derselben den Werth, welchen der dermalige Besitzer dafür bezahlt hat, so läßt sich von Seite des Belasteten mit Grund einwenden, daß ihn der Schaden nicht treffen kann, wenn jener dieß Recht zu theuer erkauft hat. Noch übler würde die Sache stehen, wenn man diesen Werth nach der Nutzung, welchen der zeitige Besitzer davon zieht, bestimmen wollte. Denn weidete er darauf hochfeine Schafe und berechnete er, wie viel er deren auf den Grund des Weiderechts mehr halten kann, als ohne dasselbe, so würde vielleicht mitunter eine Summe herauskommen, die mehr als das Doppelte des wahren Werthes betrüge.

Allen diesen Verwickelungen entgeht man dadurch, daß man ausmittelt, wie groß die zu beweidende Fläche ist, welche Güte und Ertragsfähigkeit sie besitzt, und wie lange die Zeit dauert, in welcher das Weiderecht auf derselben ausgeübt werden darf. Unterliegt gleich eine solche Ausmittelung auch manchen Schwierigkeiten, so ist man doch in solchen Schätzungen bereits sehr vorgeschritten, und man kommt damit zu ziemlich sichern Resultaten.

Außer dieser Hutung auf der Brache, an welche sich auch die auf den Stoppeln anschließt, gibt es aber noch besondere Weideplätze (Anger und ewige Hutweiden), welche gewöhnlich ein gemeinschaftliches Eigenthum einzelner Ge-

meinden, oder auch solcher und der Grundherrschaften sind. Hätte man vom Anfang an zu denselben nur Ländereien gewählt, welche ihrer geringen Qualität wegen nicht zum Anbau gezogen wurden, so wäre damit nichts verloren gewesen, und sie wären als Hutweiden gerade am zweckmäßigsten benutzt worden. So aber sind dieselben mitunter von so vorzüglicher Beschaffenheit, daß sie den besten Boden enthalten und als Ackerland einen vielfach höhern Werth erlangen müssen. Dieß einsehend, ist man da und dort auch zu einer Theilung solcher Hutweiden geschritten, und es haben die Theilhaber dabei einen nicht unbedeutenden Gewinn gemacht. Noch aber findet man deren in Menge, welche zu dem alten Zwecke, nämlich zur Hutweide benutzt werden, und in welchen ein großer Reichthum unbenutzt liegt.

Rechnet man nur ein klein wenig alle diese, bis jetzt noch so wenig benutzten Ländereien der Brachen und immerwährenden Hutweiden zusammen, so ergibt sich ein Facit, welches überrascht, und welches eine Garantie für eine noch ungeheuer zu steigernde Production gibt. — Factisch hat sich dieß bereits im preußischen Staate bewiesen, wo eine Ablösung des Hutungsservitutes schon größtentheils vollzogen ist. Wie sehr dadurch die Erzeugung landwirthschaftlicher Producte zugenommen hat, bestätigt sich höchst glänzend durch die Thatsache: daß trotz der zunehmenden Bevölkerung die Ausfuhr ländlicher Erzeugnisse in diesem Staate sich von Jahr zu Jahr mehrt und die intensive Kraft desselben steigern hilft. Er liefert ein überzeugendes Beispiel, wie weise ein Staat verfährt, welcher die Interessen der Landwirthschaft nicht aus dem Auge verliert und diese besonders dadurch fördert, daß er alle obwaltenden Hindernisse und Hemmungen entfernt.

Ein lästiges Servitut ist das der Gräserei. In der Regel ist sie eine Belastung des Dominiums und eine Begünstigung der Gemeinde. Es entstand auf ähnliche Art, wie das der Hutung. Der Umstand, daß die Grundherrschaften

von einer Menge Raine, Wege und ungenutzter Plätze keinen Vortheil ziehen konnten, veranlaßte sie, dieselben den kleinern Grundbesitzern, zuweilen auch bloßen Häuslern (Besitzern eines kleinen Hauses) zu überlassen, welche dann alles darauf wachsende Gras für ihr Vieh sammelten. Durch die dabei entstehende Concurrenz kam es denn, daß solche Gräsereien einen gewissen Werth erhielten, und um einen bestimmten Zins überlassen wurden. Dadurch aber erhielten diejenigen, welche solchen zahlten, ein Recht daran, welches sie im Laufe der Zeit immer weiter ausdehnten.

Betrachten wir die Sache bloß für sich, so erscheint sie als für beide Theile vortheilhaft. Denn es gewinnt der Gutsherr eine Einnahme für Landtheilchen, die er nicht benutzen kann, und den Ortsinsassen entsteht daraus der Vortheil, daß sie mehr Vieh halten können, und den Nutzen davon größtentheils durch ihrer Hände Arbeit erzielen, indem ihnen das Grasen eine Beschäftigung gewährt, die ihnen Gewinn bringt. Dieß würde gar nicht zu widerlegen seyn, hätten sich keine Mißbräuche dabei eingeschlichen. So aber erlaubten sich die zur Gräserei berechtigten Individuen so viele Ueberschreitungen ihrer Gränzen, daß der dabei verursachte Schaden den Gutsherrschaften ungleich mehr Verlust bringt, als der geringe Zins beträgt, welchen sie dafür erhalten. Dieser Schaden vermehrt sich noch, wenn, aller Landespolizei zum Trotz, solche Gräsereien auch mit dem Vieh abgeweidet werden. — Aus diesem Grunde nun hat man auch auf deren Ablösung und Abschaffung angetragen, die denn auch schon sehr häufig zu Stande gekommen ist.

E. Die Lieferungen und Fuhren im Kriege.

Dem Anscheine nach hätte ich diese Belastung unmittelbar nach den Steuern und Abgaben an den Staat aufstellen sollen. Aber ich fand es zweckmäßiger, erst alle diejenigen zu nennen, welche stehend und zu allen Zeiten vorkommen. Krieg ist es, dem Himmel sey Dank! nur selten, und es kommt glücklicherweise oft genug vor, daß ein Eigen-

thümer oder Nutznießer einer Oekonomie während seiner ganzen Wirthschaftsführung nicht von demselben betroffen wird.

Unter Lieferungen versteht man im engeren Sinn alle die Angaben, welche man zu den Bedürfnissen eines Kriegsheers in Natur zu leisten hat. Die neuere Art Krieg zu führen und die Heere zu unterhalten, hat diese Bedürfnisse gegen ehemals sehr vermehrt, weil man jetzt nicht mehr Magazine anzulegen und die Armeen aus denselben zu unterhalten pflegt.

Es richten sich aber diese Lieferungen nach der Größe und Güte der Oekonomien, und da der Staat zur Schätzung derselben keinen andern Maßstab als das Landeskataster hat, so kann er die Vertheilung nur nach der Grundsteuer, die auf das Kataster basirt ist, vornehmen. Dieß ist ein wichtiger Umstand bei der Erwerbung eines ländlichen Eigenthums, und man hat da genau zu erforschen, wie hoch die Grundsteuer sey, um sich seine Rechnung auch für die Kriegskosten zu machen, und den dafür zu zahlenden Preis darnach zu reguliren.

Ein Gleiches, wie die Lieferungen, sind die im Kriege zu leistenden Fuhren. Diese werden gewöhnlich nach der vorhandenen Zahl des Zugviehes berechnet und vertheilt. Sind sie auch nicht so drückend, wie die Lieferungen, so muß man sie dennoch in Anschlag bringen, indem sie, wenn der Krieg in der Nähe wüthet, oftmals so bedeutend werden können, daß die ganze Oekonomie dabei sehr empfindlich leidet.

Wollten wir nun die Frage aufstellen: ob der Staat berechtigt sey, sowohl Naturallieferungen als Fuhren zu fordern? so könnte man uns wohl mit dem Spruch antworten: „Im Kriege schweigen die Gesetze!" Unsere Zeit ist jedoch viel zu weit vorgerückt, als daß man eine Härte mit einer Sentenz gutmachen könnte. Es würde ein vergeblicher Versuch seyn, wenn ich bei der hier in Rede stehenden Belastung einen gleichen Weg zu ihrer Rechtfertigung einschlagen wollte, wie bei den Grundsteuern, Frohnen rc. Denn der Krieg ist nichts Nothwendiges, nichts Bestimmtes und nichts Bleiben=

des. Was aber vom Zufall abhängt, darauf kann man weder als auf einen Gewinn noch als auf einen Nachtheil etwas Festes gründen. — Einen Theil der Vertheidigung der vorher angegebenen Belastungen könnte man freilich auch auf diese anwenden und sagen: wer ein Landgut kauft, weiß, daß er im Fall eines Krieges Lieferungen und Fuhren leisten muß, er hat sich daher bei seinem Kauf auf diese Belastung einen Theil des Kaufwerthes zurückzuschlagen. Da aber, wie ich schon bemerkte, der Krieg etwas Zufälliges ist, und da er oftmals in langen Zeiträumen ein Land gar nicht heimsucht, so kann er auch nicht als eine stehende Belastung angesehen, und wegen solcher den Grundstücken ein bedeutend niedrigerer Werth beigelegt werden. Er gehört demnach zu den unglücklichen Zufällen, die Einzelne betreffen. Nun aber ist es Pflicht des Staates, alle seine Einwohner, so weit dieß in seiner Macht liegt, vor solchen Zufällen zu schützen. Es ist ja auch Zweck jedes gerechten Krieges, gerade dieß zu thun.

Aber es kostet der Krieg dem Staat eine Menge von außerordentlichen Ausgaben, und es reichen während desselben seine gewöhnlichen Einkünfte keineswegs aus. — Dieß wird ohne Widerrede zugegeben. Indeß sorgt eine weise Staatsverwaltung für einen Hinterhalt (einen Staatsschatz), welcher für die ersten dergleichen außerordentlichen Ausgaben Sicherheit gewährt. Mittlerweile gewinnt er Zeit, für die Dauer des Krieges Mittel, entweder durch höhere Besteurung oder Anleihen, aufzubringen. Bei jeder Besteurung aber muß der Grundsatz strenger Unparteilichkeit vorwalten, damit ein Jeder in dem Maße, als er vom Staatsverbande Vortheil hat, auch zu dessen Lasten beitrage. — Sollte aber der Landwirth ohne weiteres alle Naturallieferungen und Fuhren übernehmen, und dabei seine sonstigen Abgaben ohne alle Ermäßigung entrichten, so könnte er leicht eine vielfache Steuer zahlen, während die andern Classen auf dem alten Fuße stünden. Diesen Grundsatz hat man denn auch geltend gemacht, und wenn auch die Nothwendigkeit gebietet, Naturallieferungen und Fuhren von den Landwirthen zu fordern, so werden solche

geschätzt, und entweder an den laufenden Steuern erlassen oder in Baarem vergütigt. In Staaten, wo Billigkeit und Gerechtigkeit herrscht, hat man dieß auch auf die vom Feinde gemachten Forderungen der Art ausgedehnt. Denn dieser kümmert sich wenig darum, ob der Eine oder der Andere mehr gedrückt werde. Was seine Bedürfnisse heischen, das fordert er und bringt es auf, wo er es findet. — Eine solche Vergütigung ist eine indirecte Ermunterung für die Landwirthschaft, und alles der Art trägt zur Emporhaltung derselben wesentlich bei.

F. Beiträge zu den Kirchen-, Schul- und Armenfonds.

Auch diese Art der Belastung des ländlichen Grundeigenthums ist nicht zu den festen, regelmäßigen und permanenten zu zählen. Der mögliche Fall reicher Vermächtnisse kann eine derartige Last augenblicklich abnehmen. Wir wollen jedoch die Sache als einmal vorhanden betrachten, und ausmitteln, wie bedeutend eine solche Belastung sey oder werden könne.

Das Verhältniß der zu einer Kirche sich haltenden Individuen ist, hinsichtlich der daraus entspringenden Lasten, sehr verschieden. — Daß wir es hier nur mit den Kirchen auf dem Lande zu thun haben, brauche ich wohl nicht erst vorauszuschicken. — An vielen Orten hat der Grundherr, als Patron der Kirche, die Verpflichtung, für die Instandhaltung sowohl, als für deren gottesdienstliche Verwaltung zu sorgen, und zu dem Ende alles, was sie nicht aus eigenem Vermögen bestreiten kann, zuzuschießen, auch auf die Anstellung und Versorgung tüchtiger Seelsorger bedacht zu seyn. Hieraus erwachsen ihm denn eine Menge Lasten und Ausgaben, welche von der Art sind, daß sie wohl den Werth seines Besitzthums herabsetzen. Dieß Verhältniß beruht auf dem der Grundherrschaft, welche als solche zugleich Obrigkeit aller ihr zugehörenden Ortschaften ist. Wo dasselbe noch ganz in seiner alten ursprünglichen Form besteht, da ist auch gegen die daraus entspringenden Belastungen mit Grund nichts einzuwenden; wo aber

der Staat ins Mittel getreten ist, und ein solches Verhältniß nicht mehr dem Geiste der Zeit und den neu entstandenen Institutionen angemessen fand, und deßhalb Rechte, die sich darauf gründeten, beschränkte, da kann es nicht anders als unbillig genannt werden, wenn mit den Rechten nicht auch die Verpflichtungen aufgehoben worden sind. Zwar blieben in unserem vorliegenden Falle die Ehrenrechte des Patronats; sie sind aber, wo große Lasten statt finden, keine genügende Ausgleichung. Daher zähle ich sie unbedingt zu den Belastungen der Landwirthschaft, obgleich sie eben so gut auch zu den Begünstigungen gehören können.

Gleiches, wie von den Kirchen, gilt von den Schulen. In der Regel sind Lasten und Rechte, welche der Gutsherr an der einen hat, unzertrennlich mit denen der andern verbunden.

Die eben gedachten Belastungen betreffen aber auch die kleinern Oekonomien, und es haben die Inhaber derselben, wenn auch der Grundherr die baaren Auslagen leisten muß, alle Arbeit und Fuhren u. dgl. dabei zu thun. Man kann sie aber für diese kleinern Besitzungen darum für keine so große Last ansehen, weil einmal die zu leistende Arbeit ihnen nicht gerade besonders theuer zu stehen kommt, und weil zweitens ein jeder für sich und seine Familie an den Wohlthaten, welche Kirche und Schule sind, Theil nimmt, und dadurch für seine etwa gethanen Dienste belohnt wird.

Was die Armenanstalten betrifft, so sind dieselben in Deutschland noch nicht so geregelt, daß sie eine bestimmte Abgabe vom Grundeigenthume veranlaßten. Ist nun diese gleich nicht bestimmt, so besteht sie doch nichtsdestoweniger. Denn wo nicht regelmäßig für die Armen gesorgt wird, da umlagern Bettler Haus und Hof täglich und stündlich, und man gibt dabei mehr aus, als man zu einer regelmäßigen Abgabe für Armenanstalten brauchen würde.

Welch eine Last dem ländlichen Eigenthume durch die Beiträge zu den Armenanstalten erwachsen könne, davon gibt England ein sprechendes Beispiel. Dort haben sie bereits eine

solche Höhe erreicht, daß sie fast zu den Hauptausgaben zu zählen sind, und daß z. B. die Pachtungen von Landgütern wegen der darauf zu zahlenden Armentaxen viel niedriger sind, als sie ohne diese Last seyn würden. Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, woher in jenem Reiche dieses große Elend entstanden sey; aber so viel ist nur im Vorbeigehen zu bemerken, daß eine Hauptursache davon in dem Mangel an Arbeit für die unteren Volksclassen liegt. Bedenkt man dabei, daß England nur in seltenen Fällen durch seine Landwirthschaft so viel gewinnt, daß es ohne fremde Aushülfe sein Brod hat; fügt man hiezu die Thatsache, daß trotz des gepriesenen Flors der englischen Landwirthschaft dennoch so manche Schwächen in derselben bestehen (wie unter andern die, daß auf den großen Oekonomien so mancher landwirthschaftliche Luxus getrieben wird), so bestätigt sich auch hier ganz augenscheinlich meine im vorigen Capitel aufgestellte Behauptung, daß nur dadurch, daß man den untern Volksclassen Arbeit und Erwerb schafft, der Armuth und dem Elend am kräftigsten abgeholfen werde.

Da ich weiter unten in einem besondern Capitel über das Armenwesen auf dem Lande sprechen werde, so enthalte ich mich hier aller weitern Bemerkungen über diesen Gegenstand.

Ich könnte zwar der Belastungen, die das Grundeigenthum beschweren, noch mehrere anführen, aber ich kann es bei den bereits verhandelten bewenden lassen, weil hier nur von solchen die Rede seyn kann, welche die Landwirthschaft im Allgemeinen treffen, und also auf deren Gedeihen einen wesentlichen Einfluß üben.

Soll ich nun auch von den Begünstigungen sprechen, so habe ich bereits gezeigt, daß viele der angeführten Belastungen dieß nur für einen Theil der Landwirthe sind, und für den andern zu Begünstigungen werden. Sollte ich nun von solchen sprechen, welche allgemein dafür gelten können und die der gesammten Landwirthschaft zu gut kommen, so gestehe ich, daß es mir schwer wird, deren zu finden. Denn es handelt sich hier um solche, welche durch den allgemeinen geselligen Verband herbeigeführt werden, mit Einem Worte, um

politische, nicht aber um solche, welche der Landwirthschaft von der Natur zu Theil werden.

Genösse das Grundeigenthum gewisser Vorrechte, oder suchte man von Seite des Staates die Landwirthschaft durch Begünstigungen zu heben und ihr eine besonders ehrenvolle Stellung anzuweisen, so wäre dieß das Erste, was ich hier hervorzuheben hätte. Ist es nun auch Thatsache, daß man in unsrer Zeit die Wichtigkeit derselben mehr als sonst einsieht, so geht dieß noch in keiner Art so weit, daß man dem Landwirthe vor irgend einem der übrigen Staatsbürger auch nur den mindesten Vorzug einräumte. Denn daß in manchen Ländern die großen Gutsbesitzer eine glänzende Rolle spielen, das verdanken sie keineswegs der Landwirthschaft, sondern ihrem Reichthume. — Doch das Gesagte könnte wie Erbitterung klingen, darum lenke ich sogleich wieder ein und behaupte, daß der Landwirth gar keiner Begünstigungen bedarf, sondern daß man ihn nur nicht zurücksetzen und ihn übrigens sich selbst überlassen muß. Das Talent macht sich überall geltend, und wer damit begabt ist, der erringt sich seine ehrenvolle Stellung selbst. Hat auch der Landwirth mit mancherlei Widerwärtigkeiten und Belastungen zu kämpfen, so ist er auch schon durch sein Gewerbe und seine Verhältnisse vor tausend Andern begünstigt. Er genießt bei gleicher bürgerlicher Freiheit deren schon mehr im geselligen Verbande, wie der Städter, und es blühen ihm Reize des Lebens, die dieser weder kennt noch ahnet. Doch das gehört nicht hieher, und ich muß dieß Capitel mit einem Gegenstande schließen, welcher nothwendig noch einen Theil desselben ausmacht. Ich meine

G. Die Patrimonial-Gerichtsbarkeit.

Bei dieser ist es schwer zu entscheiden, ob sie zu den Belastungen oder zu den Begünstigungen der Landwirthschaft zu zählen sey. Als eine ehrenvolle Gerechtsame gehört ihre Ausübung ohne alle Frage zu den letzteren, obgleich manche Nebenumstände sie in die Reihe der erstern stellen. Doch muß man hiebei genau nach den verschiedenen Staaten von

Europa unterscheiden. In manchen, z. B. in den östlichen — in Rußland, Polen und Ungarn — ist sie nicht allein ein ehrenvolles, sondern auch dabei ein sehr einträgliches Recht. In Deutschland herrscht in den verschiedenen Staaten auch hierin eine große Verschiedenheit. In den österreichischen steht die Patrimonial-Gerichtsbarkeit meistentheils noch so hoch, wie in den vorgenannten Ländern; wogegen sie in Preußen schon sehr von ihrem Glanz und ihrer Einträglichkeit herabgesunken, was in den constitutionellen Staaten fast noch mehr der Fall ist. In Frankreich ist sie zum Theil während der Revolution aufgehoben, und wo auch noch ein Schatten davon besteht, da ist er nicht zu beachten. In gleichem Glanz aber, wie im Osten, besteht sie noch in Spanien. Behalten wir also die Landwirthschaft im Allgemeinen im Auge, so muß dieses Recht nothwendig als eine Begünstigung derselben aufgeführt werden.

In unserer Politik können wir den Nutzen oder Nachtheil dieser Begünstigung nur von Einer Seite, nämlich von dem Gewinn aus betrachten, welchen sie der Landwirthschaft bringt. Dabei lassen wir uns unbekümmert darum, wie diese Institution in die Politik des Staates eingreift.

Die Landwirthschaft aber kann von der Patrimonial-Gerichtsbarkeit zwar nicht gerade großen Gewinn ziehen, dennoch aber mancherlei Vortheile erlangen.

1) Sie bildet eine gewisse Stütze der Landwirthschaft und hebt deren Wichtigkeit im Staate hervor.

2) Sie erleichtert den Landwirthen ihre Rechtsangelegenheiten, indem dieselben von den Gerichtsämtern der Herrschaften sehr leicht an Ort und Stelle untersucht und geschlichtet werden können.

3) Daß sie den mit dieser Gerechtsame Begabten auch bestimmte Einkünfte an Gerichtsgebühren und Sporteln verschafft, ist zwar für diese ein Gewinn, dagegen aber für diejenigen, welche solche zu entrichten haben, eine Last.

Es würde schwer halten, noch andere Vortheile aufzufinden, welche die Landwirthschaft unmittelbar von der Patrimo-

nial-Gerichtsbarkeit bezieht. Dagegen aber treten der Nachtheile so manche hervor. Ich will nur einige der augenscheinlichsten anführen.

Zum Ersten verlängert sie den Gerichtsgang, besonders wenn Streitigkeiten zwischen den Herrschaften und ihren Unterthanen vorkommen, weil da allemal an eine fernere Instanz appellirt wird. Auch kann der Verdacht der Parteilichkeit des Gerichtshalters für seinen Patron nicht gut entfernt bleiben, was denn zu einer für beide Theile nachtheiligen Spannung führt.

Zum Zweiten macht sie dem, welcher sie auszuüben hat, zuweilen große Ausgaben, wenn z. B. Verbrecher zu richten und abzustrafen sind. Daß er denselben ausgesetzt wird, veranlaßt ihn nicht selten, es mit der Entdeckung von Verbrechen nicht allzu streng zu nehmen, um solche Kosten zu vermeiden. Damit aber wird der Moralität sehr geschadet, und wo sie gefährdet ist, da leidet, wie schon weiter oben bemerkt wurde, die Landwirthschaft mittelbar empfindlich darunter.

Wiederholen muß ich, daß das, was die Patrimonial-Gerichtsbarkeit in staats-politischer Hinsicht für Nachtheile hat, nicht hieher gehört, und daß ich sonach wohl genug von derselben gesagt habe.

Es dürfte scheinen, als hätte ich bei den Belastungen die Grundzinsen, welche die Besitzer kleiner Grundstücke an die Gutsherrschaft zu zahlen haben, ingleichen auch manche Gefälle, als Laudemien ꝛc., ausgelassen. Ich fand aber darum nicht für nöthig, sie hier besonders anzuführen, weil sie als baare Gefälle sehr leicht nach Capitalswerth und gleich beim Kauf abzuziehen sind.

Sechstes Capitel.

Gegenwärtiger Stand der landwirthschaftlichen Production in Beziehung auf Menge und Güte der Erzeugnisse, und Rathschläge zur Vermehrung derselben.

Nachdem ich nun in den vorigen beiden Capiteln gezeigt habe, wie die Erzeugung in der Landwirthschaft gehindert oder befördert werde, muß ich jetzt den Standpunkt festzustellen suchen, auf welchem sie gegenwärtig steht und daraus auch noch genauer die Mittel zu deren Vermehrung herleiten. Ehe ich jedoch davon spreche, muß ich mich gegen den Vorwurf verwahren, als beobachte ich hiebei keine richtige logische Ordnung, weil es scheinen kann, als gehöre dieses Capitel unmittelbar hinter das vierte.

Meine Ansicht hinsichtlich der gewählten Ordnung war folgende: erst wollte ich alles das, was dem Landbau hindernd in den Weg tritt, so wie das, was ihm förderlich ist, aufzählen, um mich bei dem Stande, den seine gegenwärtige Production behauptet, darauf beziehen zu können. Wenn ich nun die verschiedenen, sich hiebei ergebenden Verhältnisse meistentheils aufgefunden und aufgestellt habe, so wird es mir auch leichter werden, darzuthun, wie bald und bis zu welchem Grade sowohl eine Vermehrung, als auch eine Vervollkommnung der Producte möglich sey.

Kommen wir nun zuvörderst auf die Meinung zurück, als werde bereits, den bestehenden Verhältnissen nach, zu viel erzeugt und als liege darin der Keim des Verderbens der ganzen Landwirthschaft. Ich habe zwar diese Meinung bereits im vierten Capitel durch die Thatsachen entkräftigt, daß eine große Menge von Menschen darben muß, und daß, wenn alle Bedürfnisse dieser Menge vollkommen befriedigt werden sollten, das, was man als zu viel Erzeugtes voraussetzt, noch bei weitem nicht hinreichen würde; daß mithin, wenn die Menschheit sich wohl befinden soll, die Erzeugung keinesweges vermindert, sondern vermehrt werden müsse. Aber wo es sich um so wichtige Gegenstände handelt, und wo die Meinungen

so schnurstracks von einander abweichen, da ist eine Behauptung, wie die eben ausgesprochene, nicht genügend, wenn man sie apodiktisch hinstellt, sondern man muß sie mit Beweisen, die auf Thatsachen gegründet sind, belegen. Und diese will ich zunächst hier geben.

Die Landwirthschaft liefert der Bevölkerung hauptsächlich Producte zur Ernährung und Bekleidung, und zwar im weitesten Sinne, wobei wir den hiebei vorkommenden Luxus größtentheils mit einschließen können. Sie sind vegetabilischen und animalischen Ursprungs. Ich werde jede der beiden Arten besonders abhandeln.

A. Die vegetabilischen Producte.

Klagt man über eine zu reichliche Erzeugung, so trifft dieß vorzüglich das Getreide und nächst diesem einen Theil des Gemüses, nämlich die Kartoffeln. Wir werden bald sehen, ob diese Klage begründet sey.

Wie ich oben im ersten Capitel dieses zweiten Hauptabschnittes angab, genügt eine Getreide-Erzeugung, welche $3\frac{1}{2}$ preuß. Schäffel (ungefähr $2\frac{1}{2}$ Centn.) über die Einsaat auf einen Morgen von 180 Quadratruthen gewährt, für eine Bevölkerung von 4000 Seelen auf die deutsche Quadratmeile, was, wie ich dort ebenfalls bemerkte, nicht einmal den vollen vierfältigen Ertrag der Aussaat beträgt. Daß dieses im Durchschnitt aller Localitäten eines Landes und aller Jahrgänge nichts Uebertriebenes, sondern etwas leicht zu Erreichendes sey, das weiß jeder Landwirth. Nun aber ist eine Bevölkerung von 4000 Menschen auf die Quadratmeile schon eine sehr dichte zu nennen, und sie kommt bis jetzt noch in sehr wenigen Ländern von Europa vor. — Somit wäre denn der Beweis gegeben, daß bis jetzt schon mehr als hinlänglich Getreide erzeugt werde, und daß, wenn sich selbiges noch vermehren sollte, sehr bald eine Ueberproduction und eine große Entwerthung eintreten würde. — Wir wollen jedoch die Sache noch ein wenig genauer ins Auge fassen und kommen dabei vielleicht auf andere Resultate.

Ich habe oben, in dem eben angeführten Capitel, den Getreidebedarf auf 4 Centn. an Gewicht für jeden Einwohner durchschnittlich gestellt, was wohl der Wahrheit ziemlich nahe kommt, wenn wir alles dazu schlagen, was aus Getreide an menschlichen Nahrungsmitteln bereitet wird. Dabei aber ist denn auch auf den starken Verbrauch der Kartoffeln Rücksicht genommen. Bei diesem Bedarf von 4 Centn. Getreide würden, wenn anstatt 4000 Menschen deren nur 3000 auf die Quadratmeile kämen, ¼ d. i. 4000 Centn. erübrigt werden, und es könnte sich sonach der Reinertrag noch um ¼ vermindern, d. h. er könnte anstatt 3½ Schäffel vom Morgen nur 2⅝ Schäffel betragen, um noch zu genügen. Bedenkt man nun, daß er in gesegneten Jahren wenigstens das Doppelte beträgt, so ist nicht zu verwundern, daß immer nach solchen eine so große Ueberfüllung des Marktes statt findet.

Bei diesem Umstande drängen sich denn zwei Bemerkungen auf. Die eine ist die: daß bei der stets zunehmenden Getreide-Erzeugung dessen Preis nothwendig noch tiefer gehen müsse, weil dasselbe alsdann nicht mehr alles verbraucht werden kann, und ungeheure Vorräthe sich häufen müssen; und die zweite enthält die Frage: wie es denn möglich war, daß in früheren Zeiten so oft Mangel und Hungersnoth statt fand, da ja damals der Ertrag noch niedriger seyn konnte, wie er eben berechnet wurde, ohne daß Mangel entstehen durfte, indem die Bevölkerung bei weitem schwächer war, wie gegenwärtig.

Wer nicht das Ganze übersieht und in das Innere von dergleichen Verhältnissen schaut, den können solche Bemerkungen leicht irre machen und zu mancherlei Trugschlüssen verleiten. Wir wollen dieselben ein wenig genauer beleuchten.

Die eine dieser Bemerkungen stellt uns ohne Weiteres die Frage: was soll mit dem Getreide werden, wenn dessen

Erzeugung noch immer mehr zunimmt? — Diese Frage muß hier um so eher aufgeworfen werden, als ich im vierten Capitel die Behauptung aufstellte, es könne nur durch eine vermehrte Erzeugung den Producten ihr Absatz gesichert werden.

Vor allen Dingen handelt es sich hier darum, wohlfeil zu produciren, weil, je wohlfeiler ein Product ist, es auch desto mehr verbraucht wird. Wir haben oben in dem angeführten ersten Capitel neben dem Getreidebedarf und Verbrauch gesehen, daß z. B. der des Fleisches bei weitem nicht gedeckt sey. Sind wir nun im Stande, das Getreide wohlfeiler herzustellen, so wird es lohnen, einen Theil desselben zur Fleischerzeugung zu benutzen; auch können wir alsdann so manche Ackerfläche, die wir jetzt mit Getreide anbauen, der Gewinnung des Viehfutters überweisen. Dadurch nun gelangen wir wieder zu einem zweiten Mittel, dem Boden durch andere Früchte, als das Getreide, eine Rente abzugewinnen. Wir werden dadurch in Stand gesetzt, sogenannte Handelsgewächse zu erbauen, welche bis jetzt noch immer einen höhern Geldertrag gewährten, wie das Getreide.

Ich kann und darf diesen Gang nicht oberflächlich behandeln und muß ihn ein wenig ins Einzelne fortsetzen.

Dem Nachweise zufolge, welchen ich im ersten Capitel gab, bleiben auf einer Quadratmeile ungefähr 8000 Morgen zum Getreidebau. Wie die darauf erzeugte Frucht verwendet wird, mag man dort nachsehen. Gesetzt nun, man nähme von diesen 8000 Morgen den achten Theil hinweg und wiese ihn, neben der Brache dem Futterbau zu: so würde dieser Theil, welcher 1000 Morgen beträgt, geradezu der Erzeugung des zur menschlichen Nahrung bestimmten Getreides entzogen. Da nun für diese nur ungefähr 5600 Morgen entfielen, so schiede mehr als der sechste Theil aus, welcher durch das Uebrigbleibende in der Production ersetzt werden müßte. Dieß würde schon einen großen Ausschlag geben, und besonders in Jahren mit sparsamer Ernte einen

wichtigen Einfluß auf die Getreidepreise zeigen. Nun aber soll die Erzeugung nicht vermindert, sondern vielmehr vermehrt werden! — Daher muß die Cultur ersetzen, was an der Fläche abgenommen wird. Unter Cultur aber verstehe ich die Bearbeitung nicht allein, sondern auch ganz besonders die Düngung des Ackers. Die vermehrte Cultur wird durch mehrere Arbeit, hauptsächlich mit Menschenhänden geleistet, und wir kommen damit auf den vermehrten Erwerb zurück, welcher auch allemal einen vermehrten Verbrauch von Producten mit sich führt. Man würde mithin bei diesem Gange mit dem angegebenen Quantum von Getreide nicht auskommen, und dieß würde eine vermehrte Nachfrage nach demselben und eine Steigerung des Preises nach sich ziehen.

Ich habe im Vorhergehenden gesagt, daß der Begriff von Theuer und Wohlfeil relativ sey, und darauf beruhe, wie der Verdienst eines Arbeiters zu dem zu erwerbenden Product stehe. Gelten z. B. 9 Pfd. Roggen mehr, als der Tagelohn eines Mannes beträgt, alsdann ist diese Frucht schon theuer für den Consumenten; gelten sie weniger, so ist sie wohlfeil. Wenn demnach ein preuß. Schäffel Roggen einen Reichsthaler gilt, und ein Arbeiter ⅛ solchen Schäffel verdient, so muß er an baarem Gelde ⅛ Thlr. täglich für seine Arbeit bekommen, und es hat alsdann der Roggen einen mäßigen Preis. In der That hat sich dieß Verhältniß fast immer so gestellt, wenn keine ungewöhnlichen Ereignisse die Ordnuug unterbrachen: denn es ist ein Reichsthaler für einen Schäffel Roggen in Deutschland eben so gut ein Durchschnittspreis, wie ⅛ Thlr. (oder 11 kr. C. M.) ein Durchschnitts-Tagelohn bildet. Ausnahmen auf einzelnen Plätzen können hier nicht gelten. Dieß aber gilt nur von Ländern, wo die Bevölkerung weder zu stark, noch zu schwach ist. Denn findet jenes statt, so treibt der Mangel an Arbeit den Tagelohn herab, wogegen er bei Maugel an arbeitenden Händen hinauf getrieben wird.

So hätten wir denn gefunden, daß der Durchschnittspreis von einem Reichsthaler für einen Schäffel Roggen kein niedriger zu nennen sey, und daß er die Erzeugungskosten wohl

decken müsse, sobald man die tägliche Arbeit eines Menschen für ⅛ Thlr. haben kann. In vielen Provinzen Deutschlands gilt dieses jetzt ziemlich genau. Wo aber ein Unterschied hierin statt findet, da läßt sich derselbe leicht auf den gegebenen Satz reduciren. Auf den Roggenpreis lassen sich ebenfalls die Preise der übrigen Getreidearten zurückführen. Wir wollen nun einmal berechnen, ob das Getreide bei solchem Preise für den Landwirth theuer oder wohlfeil sey. Bei diesem kommt nämlich, wie schon früher bemerkt, eine andere Bestimmung über theuer und wohlfeil vor, wie beim Verzehrer. Für ihn ist es wohlfeil, wenn es weder die Erzeugungskosten deckt, noch ihm einen Gewinn gewährt, und theuer, wenn es beides thut. Wir haben also vor allen Dingen die gedachten Erzeugungskosten auszumitteln.

Wenn, wie meine frühere Berechnung darthut, ein Morgen Land im Durchschnitt aller Classen und aller Jahrgänge 3½ Schäffel über die Einsaat bringt, so gewährt er einen Geld-Ertrag von 3½ Thlr. nach dem so eben aufgefundenen und festgestellten Satze. Im Durchschnitt aller Bodenclassen und aller Gegenden bezahlt man einen solchen Morgen Landes in Deutschland ziemlich annähernd mit 30 Thlrn. Dieß muß jedoch immer nur von denjenigen Ländereien verstanden werden, welche bloß die allgemeinen Belastungen, als Steuern und Abgaben an den Staat ꝛc., und nicht noch besondere, als Frohne, Grundzinsen ꝛc., zu tragen haben. Auf letztere muß jederzeit so viel vom Kaufwerthe zurückgerechnet werden, als der Betrag solcher Belastung besagt, und als er, wie Capitalszinsen gerechnet, in baarem Gelde zur Ablösung bedürfen würde. Jene 30 Thlr. mit 5 vom Hundert zu verzinsen, kosten jährlich 1½ Thlr., und es bleiben, wenn wir sie von den 3½ Thlrn. abziehen, nur 2 Thlr. Die Grundsteuer an den Staat, incl. aller übrigen dazu gehörigen Abgaben und Gefälle, beträgt nach einem ungefähren Durchschnitte vom Morgen jährlich ½ Thlr. Sonach bleiben denn noch 1½ Thlr. für die landwirthschaftliche Bestellung eines Morgens, so wie für dessen Aberntung, das Ausdreschen des Getreides ꝛc. — Rech-

nen wir dieses alles nun auch noch so mäßig, so beträgt es wenigstens 1½ Thlr., und es bleibt sonach für den Landwirth nichts für sein Risico und für seine Mühe, und er bekommt bei dem Getreidebau nur zur Noth sein Anlagecapital landüblich verzins't.

Ich weiß sehr wohl, daß meiner hier aufgestellten Rechnung sehr viel zur Genauigkeit fehlt; auch stelle ich nicht in Abrede, daß man viel bestimmtere Anschläge der Art hat. Aber es war mir hier nur darum zu thun, ungefähr zu zeigen, ob nach den gegenwärtigen Verhältnissen das Getreide seine Erzeugungskosten decke oder nicht. Hauptsächlich aber wollte ich erst eine Rechnung zur Grundlage haben, um nach derselben zu beweisen, daß bei einer vermehrten Production die Preise ungleich niedriger seyn und dennoch bei weitem mehr Gewinn bringen können.

Nehmen wir an, daß anstatt 3½ Schäffel über die Einsaat durch erhöhte Cultur 5 Schäffel gewonnen werden. Die meisten Ausgaben, wie z. B. Capital-Zinsen, Steuern und Staatsabgaben 2c., bleiben dieselben und nur die Culturkosten vermehren sich. Auf diese blieb oben 1½ Thlr. für den Morgen; hier aber kämen, wenn der Roggen bei dem angegebenen vermehrten Ertrage seinen Preis von 1 Thlr. per Schäffel behielte, auf selbige 3 Thlr. Wir wollen aber annehmen, daß er nur 24 Sgr. gälte, also um ⅕ im Preise fiele. Es werden nun die 5 Schäffel 4 Thlr. gelten, und somit würden auf dem Morgen nur 2 Thlr., aber dennoch ½ Thlr. mehr auf Culturkosten gewonnen, wie oben. Dieß betrüge auf die Quadratmeile, wenn 8000 Morgen als zum Getreideanbaue angenommen werden, 4000 Thlr., was denn, wenn der ganze höhere Ertrag auf vermehrte Culturkosten, und insbesondere auf Arbeit verwendet würde, für jeden Einwohner 1 Thlr. abwürfe. Da aber, wenn wir alle diejenigen abziehen, welche nicht zur arbeitenden Classe gehören, kaum der vierte Theil als ländliche Arbeiter verbleibt, so kämen auf jeden derselben mindestens 4 Thlr.,

und dieß von einem Erzeugnisse, welches gerade nicht die meisten Arbeitslöhne abwirft.

Da jedoch, wie ich schon bewiesen habe, bei einem vermehrten Erwerb auch der Verbrauch der Producte zunimmt, so würde aller Wahrscheinlichkeit nach der Preis des Getreides nicht, wie ich so eben angenommen, um ⅕ fallen, sondern sich wohl ziemlich auf dem angegebenen Durchschnittspreise von 1 Thlr. erhalten und so den Erzeugern ein bedeutender Gewinn erwachsen. Der größte aber, welcher dabei herauskäme, wäre der indirecte, welcher darin liegt, daß man bei wohlfeilerer Erzeugung auch einen Theil des Getreides zur Fleisch-Production, also zum Viehfutter verwenden könnte, wodurch denn, neben der sehr vermehrten Geldeinnahme, auch eine fortwährende Bereicherung und Kräftigung des Ackers statt findet, so daß dieser ungleich reichlicher trägt, und seine Producte immer wohlfeiler liefert.

Diesen Kreislauf in der Landwirthschaft richtig aufzufassen, und zu seinen Gunsten zu benutzen, ist eine Hauptaufgabe für den landwirthschaftlichen Politiker. Wo er ungehemmt und günstig fortgeht, da sind die Erfolge jederzeit gesichert und lohnend. Wer seine Felder in Reichthum und Kraft hat, und beides stets dadurch zu erhalten strebt, daß er reichliche und gut genährte Viehstämme unterhält, bei dem hebt stets Eins das Andere. Der Acker unterstützt das Vieh, und dieses den Acker, und beide bringen einen sichern und hohen Reinertrag.

Zur Politik aber gehört es auch insbesondere, daß der Landwirth die gangbaren Producte den weniger gangbaren und stockenden vorziehe. Diese Regel muß auf alle angewandt werden. Nebstdem aber kommt auch die Güte in Erwägung, denn sie entscheidet gewöhnlich über die Gangbarkeit. Dieß wollen wir hier zunächst auf das Getreide anwenden. — Der Boden gebietet freilich dem Landwirthe, welche Getreidearten er vorzüglich erbauen solle. Vermehrte Cultur aber gestattet Manches, was sonst unaus-

führbar seyn würde. So z. B. kann man Weizen und Gerste, wo solche Cultur statt findet, lohnend auf Aeckern erzeugen, die ihnen von Natur nicht gerade zusagen. Und so ist es mit vielen andern Früchten. Aber die Güte des Getreides hängt meistentheils von der Sorgfalt und dem Fleiße des Landwirthes ab. Eine Haupteigenschaft, welche die Güte befördert, ist, daß es frei sey von aller Mischung sowohl mit anderem Getreide, als vorzüglich mit Unkraut-Sämereien; ferner die Fülle des Korns. Letztere wird sich auf einem kräftigen Boden allezeit mehr finden, als auf einem dürftigen; so wie auf einem gut cultivirten Acker wenig Unkraut wächs't und mithin das Getreide sich rein erhält.

Neben der leichtern Anwehr hat der Landwirth bei einem vollkommenen Product auch allemal den Vortheil eines höhern Preises, und dabei noch die Genugthuung eines guten Rufes für seine Erzeugnisse. Besondern Werth hat alles dieß in Zeiten, wo die Anwehr überhaupt schwierig ist. Denn da findet nur das Vollkommenste Käufer, und Mittelgut und Schlechtes bleibt unverkauft.

Weitere Regeln hierüber zu geben, würde mich zu weit führen; auch bedarf es in meinem Plane hier nur der Fingerzeige über das Mercantilische bei der Sache. Denn die Erzeugung selbst und wie sie zu erzielen sey, das gehört in ein Lehrbuch der Landwirthschaft.

Daß man bei einer vermehrten Erzeugung des Getreides nicht grade fürchten darf, daß dessen Preis noch niedriger, und zwar unter die Erzeugungskosten gehen würde, das, glaube ich, wird aus dem Gesagten schon einleuchten, besonders wenn man dasselbe mit dem zusammenstellt, was ich hierüber im vierten Capitel verhandelt habe.

Ich komme nun zu der zweiten oben aufgestellten Bemerkung, welche mir die Frage vorlegt: Wie es denn möglich war, daß in früheren Zeiten so oft Mangel und Hungersnoth statt fand, da ja bei der schwächern Bevölkerung der Ertrag der Lände-

reien noch niedriger seyn konnte, wie der angegebene (3⅓ Schäffel vom Morgen über die Einsaat), ohne daß Mangel hätte entstehen können?

Anscheinlich ist ein Ertrag, wie der angegebene, allerdings gering, und man sollte meinen, er müßte durchschnittlich nicht allein erreicht, sondern bei weitem übertroffen werden. Aber man forsche nur der Sache etwas weiter nach, und man wird sich überzeugen, daß dieß nicht so leicht ist. Die vierfache Einsaat wieder zu gewinnen, ist auf gutem Boden freilich auch in unfruchtbaren Jahren möglich; in fruchtbaren aber kann man leicht das Doppelte und mehr von allen Getreidearten haben. Aber man ziehe nur zuvörderst einen Durchschnitt zwischen allen Bodenarten eines Landes, und überzeuge sich daraus, daß es eines sogenannten Mitteljahrs bedarf, um im ganzen Lande das vierte Korn der Einsaat wieder zu gewinnen. Solches besagen auch die Kataster, und es wird wenige Länder geben, wo diese das volle vierte Korn, wenn der Durchschnitt des ganzen Landes gezogen wird, nachweisen. Ist aber einmal dieß festgestellt, so ergibt sich auch zwischen den gesegneten und unfruchtbaren Jahren ein gleiches Mittel, und wir gelangen also immer zu dem Resultate, daß wenn nicht besondere Intelligenz und Industrie beim Landbau angewandt wird, ein vierfacher Ertrag für sämmtliche Aecker eines Landes kein ganz niedriger sey.

Wenn nun dieses feststeht, und wir solches auf die frühern Zeiten anwenden, so kommen wir auf zwei Hauptpunkte, welche uns die Erscheinung des öftern Mangels leicht erklären helfen.

Der eine ist der, daß in jenen Zeiten noch eine Menge urbaren Landes weniger war, wie gegenwärtig. Wie viel ist nicht seit einem Jahrhundert Wald in Ackerland umgewandelt worden! Wie viele Sümpfe und Moräste hat man ausgetrocknet und gute Wiesen und Aecker daraus gemacht! Wie viel Land hat man nicht durch Cultivirung von Hutweiden, Lehden ꝛc. gewonnen! Sollte man dieses alles genau zusam

men rechnen, so käme vielleicht ein Fünftheil des jetzt urbaren Ackerlandes heraus.

Hiezu aber kommt noch der zweite Punkt, nämlich die viel emsigere und verständigere Agricultur unsrer Zeit im Vergleich zu der frühern. Wollten wir von beiden zusammen ein ungefähres Facit ziehen, so würde es gewiß wenig unter einem Drittheile der ganzen Erzeugung nachweisen. Uebersehen wir nun dabei noch den wichtigen Umstand nicht, daß, je verständiger und sorgsamer der Ackerbau betrieben wird, auch die übeln Einflüsse nachtheiliger und verderblicher Witterung geringer werden, so glaube ich, ist die obige Frage ziemlich genügend beantwortet.

Zu allem diesem aber tritt noch eine Hauptentscheidung. Es sind die Kartoffeln. Noch vor einem halben Jahrhundert baute man sie so wenig an, daß man bei weitem nicht den zwanzigsten Theil des gegenwärtigen Quantums gewann. Damals waren sie ein kleiner Theil des Gemüses; jetzt sind sie in vielen Gegenden der Haupttheil der Nahrungsmittel des Volkes. Wollte man sie nunmehr auf Einmal wegnehmen, so wäre Hungersnoth und Elend die unausbleibliche dauernde Folge. Sie bilden in unsrer Zeit eine Hauptfrucht des Ackerbaues, und ihre Erzeugung greift in das Leben und Bestehen des Volkes lebendig ein. Sie sind daher ein Gegenstand, welchen selbst die Politik des Staates nicht unbeachtet lassen darf. Um so mehr muß daher die der Landwirthschaft sich damit beschäftigen.

Es ist nöthig, erst eine kleine geschichtliche Skizze von denselben aufzustellen, bevor wir auf ihre Nützlichkeit und die große Wichtigkeit, welche sie erlangt haben, kommen.

Wann und durch wen sie in Europa eingeführt wurden, das ist bekannt genug. Im Anfange fanden sie, wie jedes Neue, nicht sonderliche Aufnahme; ja man war sogar zweifelhaft, ob sie nicht eine dem Menschen schädliche Frucht wären. Selbst in England, wohin sie zuerst gebracht wurden, achtete man sie nicht sonderlich, und sie machten im ersten Jahrhundert nach ihrer Einführung in Europa wenig Glück. Der

mindere Grad der Ausbildung, auf welcher zur damaligen Zeit der Ackerbau stand, hatte daran nicht unbedeutenden Theil. Denn man ließ es überall beim Alten, und sann wenig darauf, Verbesserungen einzuführen. Zudem machte die schwache Bevölkerung der Länder es noch nicht nöthig, auf besondere Vermehrung der Lebensmittel zu denken. Trat auch öfters Mangel und Hungersnoth ein, so sah man dieß aus dem Gesichtspunkte des Fatalismus an, und glaubte, es könne dieß nicht anders seyn, und es sey solches ein Strafgericht Gottes. — Zwar versuchte man die Kartoffeln zu Viehfutter, aber außer für Schweine, hielt man sie für keine der landwirthschaftlichen Nutzthiere als für geeignet.

Nur der von den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts an, oftmals wiederkehrende hohe Preis des Getreides veranlaßte die Landwirthe, ihr Vieh mit Kartoffeln zu füttern, und sie auch als menschliche Nahrung in mehreren Verbrauch zu nehmen. Ihr ungewöhnlich niedriger Preis im Verhältnisse zum Getreide bewog die Armen, sie als Nahrungsmittel zu wählen, und so gewöhnte man sich allmählich daran, bis sie denn endlich die Hauptspeise der Armen wurden. Jetzt fing ihr Anbau an zuzunehmen. Ein Hauptumstand begünstigte und vermehrte ihn, es ist der: daß die Kartoffeln zu ihrem Gedeihen gar keines sonderlich guten Bodens bedürfen, und gerade vorzugsweise einen solchen (Sandboden) lieben, welcher beim Getreidebau wenig dankbar ist. Allmählich lernte man sie zu allerlei Speisen zubereiten, und dadurch ward ihr Verbrauch erweitert, und mit diesem vermehrte sich in gleichem Grade ihr Anbau.

Jedoch würde derselbe nie und unter keinem Verhältnisse die ungeheure Ausdehnung erreicht haben, die er jetzt hat, wenn nicht zwei Hauptimpulse ihn vorwärts getrieben hätten. Diese beiden sind: die Anwendung der Kartoffeln zu *Futter für die meisten Hausthiere* und zum *Branntweinbrennen*. Ich bemerkte so eben, daß die hohen Getreidepreise die Landwirthe veranlaßt hätten, die Kartoffeln zum Viehfutter zu benutzen. Dabei dachte ich besonders an Ma-

stung, wozu man sich in der Regel des Getreides bedient. Aber zu dieser braucht man sie nicht allein, sondern sie gewähren nunmehr für eine Menge Vieh in vielen Oekonomien die Hauptnahrung. Millionen von Centnern werden alljährlich auf diese Weise verbraucht, und es erwächs't der Landwirthschaft daraus ein überschwenglicher Gewinn. Wie groß solcher sey, geht aus der Erfahrung hervor, daß 2 Ct. Kartoffeln an Nahrungsgehalt für das Vieh einem Centner guten Heues gleich zu schätzen sind. Wenn nun auf einen Morgen nach einem mittleren Durchschnitt wenigstens 70 Ct. Kartoffeln wachsen, so ist dieß in Betracht des gewonnenen Viehfutters dasselbe, als wenn man 35 Ct. Heu von derselben Fläche erntete. Dieß aber kann man höchstens nur von der Lucerne und auf Boden von vorzüglicher Qualität rechnen. Von allen andern Futterpflanzen ist die Hälfte schon eine reichliche Ernte. Bedenkt man dabei, daß die Kartoffeln nur einen mittlern Boden verlangen, ja daß sie auf Sandboden, welcher nur einigen Reichthum enthält, jenes Quantum geben, und daß auf dergleichen Ländereien nur mit großer Unsicherheit einiges Viehfutter und immer kaum ein Zehntheil des obigen Quantums gewonnen wird, so leuchtet daraus ein, welchen unglaublichen wohlthätigen Einfluß die Kartoffeln auf die Viehhaltung eines Landes haben.

Es bedurfte allerdings einiger Zeit, bevor man es wagte, diese Frucht in großen Massen zur Ernährung des Viehes anzuwenden. Aber als nur erst mehrere Landwirthe die gemachten Versuche von dem glücklichsten Erfolge gekrönt sahen, dann nahm die Sache reißend überhand, und noch ist sie im Zunehmen. Ganz vorzüglich günstig wirkt die Kartoffelfütterung auf die Schafzucht, und Deutschland hat dadurch — da hier bis jetzt die meisten und glücklichsten Erfolge der Art vorhanden sind — unglaublich gewonnen. Und dieß in doppelter Hinsicht: denn einmal wurde es durch die Kartoffelfütterung den Landwirthen in magern und sandigen Gegenden möglich, da große und zahlreiche Schäfereien zu unterhalten, wo sie sonst kaum den vierten Theil so viel zu ernähren im Stande

waren, und dann ist gerade auf solchen Ländereien die Trift für die Erzeugung einer sehr edeln Wolle ganz besonders geeignet. Dieses Aushülfsmittel hat denn eine so wohlthätige Wirkung gezeigt, daß nunmehr in dergleichen Gegenden die Schafzucht eine vielfach höhere Rente wie sonst trägt, was denn den Werth der Landgüter ungemein erhöht, und dem Land einen überschwenglichen Gewinn bringt.

Wie groß dieser Gewinn sey, das wird eine einfache Rechnung beweisen. Ich will hier zwei Provinzen des preußischen Staates, nämlich die Mark Brandenburg und das Herzogthum Pommern mir als Beispiel denken. Diese beiden Provinzen haben große Strecken von Sandländereien, welche ehemals, bevor der Anbau der Kartoffeln dort zu solcher Ausdehnung gedieh, wenig Werth hatten, da ihr Ertrag sehr gering war. Namentlich brachte die Schafzucht, welche ich hier allein ins Auge fassen will, äußerst wenig ein. Elende und mit schlechter Wolle bekleidete Thiere nährten sich kümmerlich und waren kaum einer Beachtung werth, so daß man auf die Quadratmeile solchen Landes kaum 1000 Stück rechnen konnte, welche durchschnittlich das Stück nicht über ⅔ Rthlr. eintrugen. Jetzt zählt man über 3000 Stück meist edle Thiere auf einer Quadratmeile, und diese bringen jährlich im Durchschnitt mindestens 2 Rthlr. das Stück. Es hat sich mithin der Gewinn von 666⅔ Rthlr. auf 6000 Rthlr., d. i. ziemlich ums Zehnfache vermehrt. Rechnet man denselben nur auf 500 Quadratmeilen (wiewohl eine größere hieher gehörige Fläche herauskommen würde), so hat das Land einen Vortheil von 2,666,766⅔ Rthlr. gewonnen. Und dieser entsteht fast einzig und allein aus dem Anbau der Kartoffeln. Wir müssen auf diesen einstweilen achten, weil wir ihn zu dem noch weiter aufzufindenden Gewinn von dieser wohlthätigen Pflanze zu schlagen haben. Wenn wir alsdann das Debet und Credit derselben gegen einander stellen werden, dann wird sich ein überaus glänzendes und günstiges Resultat ergeben. Die Wichtigkeit des Gegenstandes aber erfordert eine genaue und gründliche Untersuchung und eine unparteiische und leicht

zu übersehende Darstellung. Denn es greift der Kartoffelbau so wesentlich in den ganzen Betrieb der Landwirthschaft ein, und er macht einen so wichtigen Haupttheil derselben aus, daß ich ihm eine weitläuftige und gründliche eigene Abhandlung widmen muß.

Stellen wir nun den großen Gewinn, welchen die Kartoffeln einer Landfläche von so geringer Ausdehnung bloß in Einem Zweige der Landwirthschaft, nämlich der Schafzucht, bringen, einstweilen an die Spitze, und reihen wir daran die übrigen, im weitern Verfolg aufzufindenden Vortheile, so wird hell und klar einleuchten, daß diese Frucht eine der ersten Pflanzen in der Politik der Landwirthschaft unsrer Zeit bildet.

Aber es sind die Schafe nicht allein, deren vermehrte und verbesserte Haltung durch die Kartoffeln herbeigeführt worden ist, sondern auch die andern Viehgattungen verdanken ihnen fast eben so viel. Rinder und Schweine, hie und da auch Pferde, finden ihre Nahrung an denselben. Da jedoch in der Schafzucht durch diese Frucht die größte und wesentlichste Umwälzung, besonders aber in Deutschland, vorgegangen ist, so muß ich noch Einiges von dieser sagen.

Im Anfange trug man Bedenken, die Kartoffeln als Schaffutter zu benutzen, und nur die Noth, da und dort auch wohl die Speculation, reizte zu den ersten Versuchen. Jedes Neue findet Anfechter. Das war auch bei dieser Fütterung der Fall. Aus Mangel an Erfahrung, oft genug aber auch aus bösem Willen, dichtete man denselben eine Menge Unbequemlichkeiten und Nachtheile an. Erst behauptete man, es seyen die Kartoffeln durchaus keine gesunde Nahrung für die Schafe, und als die Erfahrung dieß widerlegte und gerade das Gegentheil bewies, da suchte man einen andern Tadel auf, und meinte, es werde die Wolle damit verdorben, und man erzeuge bei dieser Fütterung nur ein geringes und tadelhaftes Product. Aber auch diesen Vorwurf hat die Erfahrung entkräftet und die Kartoffeln stehen siegend da, und ihre frühern Anfechter schwören nunmehr zu ihrer Fahne.

Ist nun gleich nicht in ganz Deutschland die Schaf-

haltung durch den Anbau der Kartoffeln in solchem Maße erhöht, wie in den gedachten beiden Provinzen, so ist sie es doch noch in einigen andern in fast gleichem Maße, wie z. B. in Schlesien und Mecklenburg, und es gebührt dieser Frucht der Ruhm, daß sie das Land eines der reichlichsten Erzeugnisse in weit größerer Menge und zu niedrigerem Preise wie ehemals herstellen läßt. Von welcher Wichtigkeit die Wollerzeugung sey, und wie viel daran liege, sie so wohlfeil als möglich zu bewirken, das werden wir ein wenig weiter unten sehen.

Eine zweite, gleich große Wichtigkeit haben die Kartoffeln durch die Branntweinbrennerei erlangt. Die Nothjahre von 1804/5 und 1816/17 hatten veranlaßt, von Staats wegen das Branntweinbrennen aus Getreide zu untersagen. Daher war man genöthigt, zu den Kartoffeln zu greifen. Schon früher hatte man Versuche damit gemacht, die aber nicht sonderlich gelungen waren, so daß man immer lieber beim Korn blieb. Jedoch erlangte man immer mehr Uebung, und stellte den Branntwein auch aus Kartoffeln wohlfeiler dar, als wie aus Getreide. Nur Eine besondere Klage wurde gegen das Product geführt, nämlich die, daß der Branntwein allzu sehr das Narkotische in seinem Geschmacke, d. i. den Fusel, verrieth. So schwankte man denn immer fort, und war durchaus nicht einig, ob es besser sey, die Brennerei aus Getreide der aus Kartoffeln, oder diese jener vorzuziehen. Ein besonderer Umstand führte die Beilegung dieses Zwiespaltes herbei. Im preußischen Staate war man bemüht, alle nothwendigen Auflagen so viel als möglich auf Gegenstände zu legen, durch welche sie dem Wohle des Volkes nicht allein nicht zu nahe traten, sondern vielmehr dasselbe beförderten. Die Unmäßigkeit im Branntweintrinken ist ein Laster, welches das Wohl des Volkes in seinen Grundfesten erschüttert. Wenn dieß Getränk theurer würde, schloß man, so müßte auch sein Genuß beschränkt werden. Auf die Bereitung desselben ward also eine sehr hohe Steuer gelegt. Die Folge dersel-

ben war, daß eine Menge von kleinen Brennereien, deren Betrieb noch in hohem Grade mangelhaft war, zu Grunde gingen, und daß sich an deren Stelle einzelne sehr bedeutende, mit ausgedehntem und verständigem Betrieb erhoben. Der Staat änderte die Erhebung der Steuer mehreremal, weil die Intelligenz und das Raffinement stets dem Druck auswich, und das Product nicht allein wohlfeiler, sondern auch in weit größerer Menge, denn ehemals, lieferte. So stellten sich denn diese beiden Potenzen einander gleichsam feindselig gegenüber, und lauern, gleich zwei geschickten Fechtern, sich gegenseitig ihre Blößen ab. Auf die Branntweinbrennerei aber hat diese Besteurung einen höchst wichtigen Einfluß gehabt.

Vor allen Dingen mußte man darauf sehen, die zur Branntweinfabrication nöthigen Producte preiswürdiger zu haben. Wählte man nun Kartoffeln anstatt Getreide, so waren diese bedeutend wohlfeiler, und man konnte aus denselben das Getränk, trotz der hohen Steuer, doch für denselben, ja für einen noch niedrigern Preis, wie ehemals, herstellen. Die vielfachen Versuche, nach welchen man jederzeit immer wieder Verbesserungen an den Brennapparaten anbrachte, führten zuletzt zu den glücklichsten Resultaten, die um so rascher und sicherer herbeigeführt wurden, als man sehr bedeutende Capitalien auf diesen Industriezweig anlegte. So ist man denn endlich so weit gelangt, daß man auf Einen Gang den Spiritus zu einer Stärke liefert, wie dieß ehemals erst nach drei Gängen möglich war, daß man also in derselben Zeit dreimal so viel liefert. Aber dieß ist noch bei weitem nicht alles. Die Größe der jetzigen Apparate vermehrt das in derselben Zeit gewonnene Quantum wieder ins Vielfache, und zu allem diesem kommt als Vollendung, daß man nunmehr den Spiritus aus Kartoffeln so rein und so frei von allem Nebengeschmacke herstellt, wie man ihn sonst aus Getreide kaum zu liefern wußte. Damit ist aber die Vervollkommnung dieses Industriezweiges noch nicht ganz dargestellt. Denn das We-

sentlichste dabei ist, daß man nunmehr aus den Kartoffeln bei weitem mehr Spiritus gewinnt, wie ehemals, welches so weit geht, daß man in diesen vervollkommneten Brennereien von 2½ Ctn. Kartoffeln eben so viel Branntwein gewinnt, wie aus einem Centner Roggen, und daß man bei freier Wahl lieber jene als diesen verarbeitet.

Alles dieß sind Resultate, die man früher kaum ahnete, und welche der Branntweinbrennerei eine ungemeine Wichtigkeit in der Landwirthschaft geben. Was dieselben auf die Moralität des Volkes für einen Einfluß üben, das müssen wir einstweilen dahin gestellt seyn lassen. So viel ist jedoch gewiß, daß der jetzige vervollkommnete und fuselfreie Branntwein bei weitem keinen so nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit derer hat, die ihn trinken, und daß er deßhalb weniger als ein Gift für die Menschheit zu betrachten ist. Betrachten wir nun dem Uebel gegenüber, welches er dennoch anrichtet, den Gewinn, welchen das Land durch seine Bereitung macht, und den Vortheil, den es dadurch hat, daß er auch zu einem Ausfuhrartikel geworden ist, so bildet dieß doch ein ziemliches Gegengewicht gegen das Verderben, welches er anrichtet. Dieß gewinnt noch an Schwere, wenn wir auf seine medicinische Kraft und Brauchbarkeit hinweisen.

Wir müssen nun auf die glänzenden Resultate, welche unsere jetzige Branntweinbrennerei liefert, eine Rechnung zu Gunsten der Kartoffeln anlegen, weil sie es allein sind, welche die ganze Sache in diesen vortheilhaften Umschwung gebracht haben.

Wie ich schon angegeben habe, liefert ein Morgen mit Kartoffeln bestellt 70 Ct. dieser Frucht. Wenn nun 2½ Ct. derselben für die Branntweinbrennerei denselben Werth haben, wie 1 Ct. Roggen, so nutzt man das Land, wenn man darauf Kartoffeln zur Branntweinbrennerei anwendet, den Morgen so hoch, als wenn man 28 Ct. Roggen darauf erbaute. Es ist dieß ein Resultat, welches Staunen erregt, und welches doch nichtsdestoweniger begründet ist.

Betrachten wir nun, in welcher ungeheuern Ausdehnung

die Branntweinbrennerei im preußischen Staate betrieben wird, erinnern wir uns dabei, welche Summen durch dieselbe vom Auslande nicht allein direct bezogen, sondern auch gegen früherhin dadurch erspart werden, daß Spiritus und andere derartige geistige Getränke wenig mehr von auswärts bezogen werden, so hat dieser Zweig der Industrie eine ungeheure Wichtigkeit, und er trägt unstreitig zum Wohle der Bevölkerung ungleich mehr bei, als zu deren Verderben. Rechnen wir einmal, daß auf einer Quadratmeile durchschnittlich nur 1000 Morgen zum Anbau von Kartoffeln für die Branntweinbrennereien verwandt werden; schlagen wir dabei an, daß diese 1000 Morgen, wenn sie zum Roggenanbau benützt würden, den hohen Ertrag von 5 Schäffeln über die Einsaat gewährten; ziehen wir von den 70 Ctn. Kartoffeln die Einsaat mit 10 Ctn. ab, so bleiben 60 Ct., welche in der Branntweinbrennerei gleichen Werth haben, wie 24 Ct. (ungefähr 30 Schffl.) Roggen. Man gewinnt mithin auf den Morgen den Werth von 25 Schffl., und auf 1000 Morgen 25,000 Schffl. Nun erweitere man diese Rechnung, wie oben, auf 500 Quadratmeilen, so bekommt man die ungeheure Summe von 12,500,000 Schäffeln, den Schäffel zu 1 Thlr. gibt 12,500,000 Thaler. Ziehen wir nun diese beiden Summen, nämlich die oben bei der Schäferei herausgebrachte, von 2,666,766⅔ Thlr. und die hier gefundene zusammen, so bekommen wir ein Facit von 15,166,766⅔ Thlr., welche der Kartoffelbau einer Provinz von 500 Quadratmeilen einträgt. Man wird bei solchen Resultaten in der That irre, und traut der Richtigkeit der Rechnung kaum. Und dennoch stützt sie sich auf Thatsachen, die in der Wirklichkeit offen vor Augen liegen.

Diese ungeheuern Erfolge und dieser überaus glänzende Gewinn, welchen man im preußischen Staate durch den ausgedehnten Kartoffelbau und die genannte doppelte Benutzung davon trägt, hat denn auch die Aufmerksamkeit anderer Länder erregt und zur Nachahmung gereizt. In Oesterreich macht die Fütterung der Schafe mit Kartoffeln große Fortschritte, und die Branntweinbrennerei aus dieser Frucht wird schon stark

betrieben. Insbesondere faßt Ungarn diesen Erwerbszweig kräftig auf, und es bestehen dort bereits mehrere sehr große und ganz mit den neuen vervollkommneten Apparaten ausgestattete Branntweinbrennereien. Wie wichtig für jenes Land diese Fabrication sey und noch werden kann, das ist kaum abzusehen. Denn es erzeugt alle Producte des Ackerbaues noch bei weitem wohlfeiler, wie die preußischen Länder, und muß alle andern vom Markte verdrängen, sobald es sich mit seinem Fabricate einfindet.

Aber könnte man fragen, was soll einem Lande, welches so viel Wein, und noch dazu sehr geistigen, erzeugt, eine ausgedehnte Branntweinbrennerei? — Die Antwort ist leicht. Der Ungar liebt, trotz seinem Wein, auch den Branntwein, und es ist der Verbrauch im Lande sehr bedeutend. Ueberdieß hat dieß Land Gelegenheit, seinen Spiritus an seine Nachbarn abzusetzen, was schon jetzt in großen Massen geschieht. Denn nach Oesterreich geht dessen alljährlich eine sehr bedeutende Quantität.

Was aber die Sache mit dem Verbrauche der Kartoffeln in den Schäfereien und in den Branntweinbrennereien ganz besonders wichtig macht, das ist der Umstand, daß sie sich noch ungleich weiter ausdehnen läßt, als wie sie bis jetzt besteht. Freilich kann man dagegen einwenden, daß alles seine Gränzen hat, und daß die Ueberproduction in irgend einem Erzeugnisse das beste Mittel ist, die Production desselben gar bald zu beschränken.

Nachdem ich nun die Kartoffeln als das Product bezeichnet und abgehandelt habe, welches die Erzeugung von edler Wolle ganz besonders begünstigt und die Branntweinfabrication zu einer Höhe steigert, die man für unglaublich halten möchte, wenn nicht die Sache so klar vor Augen läge, so will ich nunmehr diese Frucht auch als menschliches Nahrungsmittel betrachten.

Ich habe schon bemerkt, daß sie in den Zeiten der Noth vorzüglich hervorgesucht und zur Nahrung verwandt wurde. Was man auch im Anfange dagegen einwenden mochte, daß ihr allzuhäufiger Genuß der Gesundheit des Menschen nicht

zuträglich sey, und ihm auch keineswegs dieselben Kräfte gewähre, wie andere Nahrungsmittel, so mußte man sie dennoch als eine besondere Gabe des Himmels betrachten und dankbar annehmen, weil sie der Hungersnoth steuerte und diese bisher schon oft abwandte.

Es wird hier der Ort seyn, mich ein wenig über die mancherlei Aeußerungen und Urtheile auszulassen, welche man so oft über dieses Nahrungsmittel hört. Der Eine behauptet, es sey eine Hungersnoth jetzt geradezu unmöglich, seitdem wir gelernt haben, den Kartoffelbau so weit auszudehnen, und durch denselben so ziemlich das Fünffache an Nahrung zu erzielen, wie durch das Getreide. Ein Anderer behauptet, es seyen die Kartoffeln nur ein trauriges Mittel einer übergroßen Bevölkerung den Magen zu füllen. Wieder Andere, und dazu gehören besonders kurzsichtige Landwirthe, sagen, es gereichen die Kartoffeln dem Allgemeinen zum Verderben, weil sie das Getreide unter den Erzeugungspreis herabdrücken, und nebenbei auf die Moralität des Volkes den übelsten Einfluß zeigen, indem es diesem dadurch leicht würde, sich zu ernähren, zu heirathen und sich zu vermehren. Dadurch nun würde der Müßiggang begünstigt, und der Staat bekäme zwar eine dichte, aber schlechte Bevölkerung. Ich werde diese drei Aeußerungen jede einzeln durchgehen, und das Wahre und Falsche in jeder derselben hervorheben.

1) Es soll in der gegenwärtigen Zeit eine Hungersnoth nicht mehr zu fürchten seyn, weil solche durch den starken Kartoffelbau verhindert werde.

Verfolgen wir ein wenig unsere obige Rechnung, und ziehen daraus die überschwenglich große Menge von Nahrungsmitteln, welche durch den Kartoffelbau für den Menschen gewonnen werden, so gewinnt dieser Satz allerdings viele Wahrscheinlichkeit, und er stellt dann diese Frucht als eine der wohlthätigsten dar, welche die Natur dem Menschen verlieh. Aber wir müssen dabei nicht außer Acht lassen, daß die Kartoffeln eben so gut, wie das Getreide, dem Mißrathen ausgesetzt

gesetzt sind, wie uns unter andern das vergangene dürre Jahr belehrt hat, und daß alsdann, jemehr sich die Bevölkerung auf den Grund der leichtern Ernährung vermehrt hat, auch das Elend um so größer wird. Die Dürre aber ist es nicht allein, welche diese wohlthätige Frucht verdirbt, sondern fast noch mehr die Nässe. Diese aber bewirkt, wie dem erfahrnen Land= und Staatswirthe bekannt ist, allemal viel leichter Mißwachs, und richtet die Ernte noch viel stärker zu Grunde, wie die Dürre, weßhalb auch nach solcher allemal weit eher Theurung und Hungersnoth erfolgte, als wie nach dieser. Nun aber gedeihen die Kartoffeln, wie bekannt, auf leichtem und trockenem Boden viel besser, als wie auf schwerem und nassem, und es weis't ihnen deßhalb auch jeder verständige Landwirth ihren Standpunkt allezeit lieber auf jenem als auf diesem an. Kommt nun Nässe, welche das Getreide verdirbt, so schadet solche den Kartoffeln nicht allein nicht, sondern sie ist ihnen in den meisten Fällen noch günstig und vermehrt ihren Ertrag sehr. Wir haben diese Erfahrung in den Jahren von 1831 — 33 zum Theil gemacht, und es waren in diesen Jahren in vielen Gegenden wohl die Kartoffeln das kräftigste Mittel, einer Getreidetheurung vorzubeugen. — Folglich ist die hier aufgestellte Behauptung nicht ganz ungegründet, nur muß man sie nicht als absolut gelten lassen wollen, und sich vor einem Uebel ganz gesichert glauben, welches jederzeit das größte Elend über ein Volk gebracht hat.

2) Die andere Bemerkung: als seyen die Kartoffeln nur das Mittel, eine übergroße Bevölkerung zu veranlassen, und dieser den Magen zu füllen, betreffend, so muß die Sache von mehreren Gesichtspunkten aus betrachtet werden.

Daß die Ansicht, wie sie hier aufgestellt ist, eine beschränkte sey, das ist schon in dem Vorhergesagten erwiesen. Denn es füllen die Kartoffeln der Bevölkerung nicht allein den Magen, sondern sie gewähren ihr auch das Mittel zu anderweitigem Erwerb und helfen ihren Wohlstand dadurch befördern. Freilich ist das Volk, welches sich nur mit Kartoffeln

sättigen und ernähren kann, zu bedauern, und es steht um dessen physische und moralische Kraft nicht zum Besten. Aber wo solches Elend bereits eingezogen ist, da tragen die Kartoffeln wahrlich die Schuld am wenigsten, denn es würde sich auch ohne sie gefunden haben, und sie lindern und mildern es eher, als daß sie es vermehren sollten. Wendet man diese wohlthätige Frucht in einem Lande zu allem dem an, wozu sie sich anwenden läßt, so gewährt sie dem Menschen nicht allein unmittelbar eine Menge verschieden dargestellter Lebensmittel, sondern sie gibt ihm auch mittelbar die kräftigsten, nämlich Fleisch durch die Viehfütterung, und gesundes und stärkendes Getränk, durch den in gegenwärtiger Zeit so vollkommen dargestellten Branntwein. Nur der übermäßige Genuß des letztern kann getadelt werden und schaden, der mäßige dagegen stärkt die Kräfte des arbeitenden Menschen. Den Kartoffeln also vorwerfen, sie tragen zum Elend und zur schlechten Ernährung des Menschen bei, heißt eine Ungerechtigkeit üben, und sich des schimpflichsten Undanks schuldig machen.

3) Sie sollen aber auch zum Verderben der Bevölkerung gereichen, weil sie die Getreidepreise unter die Erzeugungskosten herabdrücken, und nebenbei auf die Moralität des Volkes einen nachtheiligen Einfluß äußern, indem es diesem durch sie leicht wird, sich zu ernähren, zu heirathen und sich zu vermehren. Dadurch aber würde der Müßiggang begünstigt und der Staat bekäme zwar eine dichte, aber schlechte Bevölkerung.

Daß das Glück und der Gewinn des Landwirths nicht geradezu und allein auf hohen Getreidepreisen beruhe, das habe ich bereits gezeigt. Versteht er es, wohlfeiler zu produciren, so würden seine Producte ihm auch bei niedrigem Preise lohnen; versteht er dieses aber nicht, so rettet ihn auch die vorübergehende Theurung nicht. Denn gewöhnlich sind die bittersten Kläger und Anfechter der bestehenden Verhältnisse auch gerade die schlechtesten Landwirthe. Ihrer

Geistesschwäche und ihrer Indolenz soll gewöhnlich ein Deus ex machina zu Hülfe kommen, und wo er ausbleibt, da jammern und klagen sie, und schieben die Schuld ihrer Noth auf Ursachen, welche sie nicht herbeiführen. Denn kann es auch nicht geläugnet werden, daß die Kartoffeln allerdings die Getreideconsumtion sehr vermindern, mithin dessen Preis herabstellen, so bringen sie dem Landwirthe doch auf andern Wegen wiederum so viel ein, daß er wohl leicht diesen Ausfall in seinen Einnahmen übersehen kann. — Wahr ist übrigens wohl auch dieß, daß die leichte Ernährung durch Kartoffeln Manchen veranlaßt, ein eigenes Hauswesen zu gründen, zu heirathen und sich auf einem kleinen Ackerstück einen Theil seiner Nahrungsmittel zu erbauen. Aber wer wollte solchen ihre geträumte Selbstständigkeit mißgönnen, und wer wollte absichtlich seine Augen verschließen, um nicht zu sehen, daß dergleichen Menschen in der Regel die fleißigsten und betriebsamsten sind, und daß die eigentliche Hefe des Volkes zu solchem Erwerbe nicht greifen mag, sondern sich lieber vom Betteln oder Stehlen erhält?

Man sieht also aus dieser Darstellung, daß die Klagen über die zu weit ausgedehnte Erzeugung von Kartoffeln meistentheils ungegründet sind, und daß die gegenwärtige Bevölkerung von Europa in das tiefste Elend und in stets wiederkehrende Hungersnoth gestürzt werden würde, wenn man ihr auf Einmal diese köstliche Gabe des Himmels rauben könnte und wollte.

Werfen wir nun noch einen Blick auf die Masse und das Verhältniß der menschlichen Nahrungsmittel, welche die Kartoffeln im Vergleich zum Getreide gewähren, so stoßen wir fast auf dasselbe Resultat, als wie bei der Branntweinbrennerei. Denn man geht wenig fehl, wenn man annimmt, daß 2½ Ct. Kartoffeln als Nahrungsmittel 1 Ct. Roggen ersetzen, und daß mithin auf gleicher Fläche ziemlich sechsmal so viel derselben gewonnen werden, wenn sie mit Kartoffeln bebaut ist, als wie sie geben würde, wenn sie zu Getreide benutzt wäre. Stellen wir nur wiederum

den Ertrag beim Getreide auf 3½ Schffl. an über die Einsaat, welches ungefähr 2¾ Ct. beträgt, so darf dieselbe Fläche, um das Sechsfache an Nahrung zu geben, nur 41¼ Ct. Kartoffeln über die Einsaat tragen. Nehmen wir nun einmal an, es bestehe nur der vierte Theil der vegetabilischen Nahrung des Menschen aus Kartoffeln und drei Viertheile aus Getreide. Oben im ersten Capitel fanden wir, daß zur Ernährung von 4000 Menschen auf die Quadratmeile jährlich 16,000 Ct. Getreide nöthig sind. Bestreiten wir den vierten Theil hievon mit Kartoffeln, so bedürfen wir nur 12,000 Ct., ersparen also den vierten Theil der Ackerfläche von 5600 Morgen, und bedürfen also nur 4200 Morgen. Von dem ersparten Viertheil, d. i. von 1400 Morgen, nehmen wir das Land zum Anbau der Kartoffeln, deren wir hier, um 4000 Ct. Korn zu ersetzen, 10,000 Ct. bedürfen. Bringt nun ein Morgen deren auch nur, wie eben angegeben war, 41¼ Ct. — wir wollen der Bequemlichkeit der Rechnung wegen gar nur 40 Ct. annehmen — so sind nicht mehr als 250 Morgen dazu nöthig, und es werden sonach von der ganzen zum Getreidebau bestimmten Area 1150 Morgen erspart. Oben nahm ich an, daß 1000 Morgen zum Kartoffelbau für die Branntweinbrennereien auf einer Quadratmeile angewandt werden sollten. Hier erübrigen wir noch 150 Morgen mehr, welche man nunmehr zur Gewinnung derselben Frucht anwenden und deren Ertrag zum Viehfutter benutzen kann.

So fände sich denn, daß bei einem so erweiterten Kartoffelbau nicht allein eine viel stärkere, als die gegenwärtige Bevölkerung, ihre gesicherte und dabei gute und kräftige Nahrung findet, sondern daß auch außerdem noch eine Menge anderer Producte, als Wolle, Fleisch, Häute, Branntwein ꝛc., zur völligen Befriedigung der Bevölkerung, ja auch zu bedeutender Ausfuhr, gewonnen werden können.

Ich glaube die Sache so dargestellt zu haben, daß so mancher Einwand, welchen man gegen dergleichen Calculs machen kann, niedergeschlagen ist. Wäre dieß nun aber auch wirk-

lich der Fall, so muß noch eine sehr wichtige Bedenklichkeit gehoben werden. Dieß ist die: ob auch eine solche Production und mit dieser das Bestehen der Bevölkerung für die Dauer gesichert sey.

Was kann es helfen, kann man sagen, daß man die, bei früherer mangelhafter Agricultur gesparte Bodenkraft auf die angegebene Weise in Anspruch nimmt und in Umschwung bringt, wodurch man allerdings eine ungewöhnlich starke Erzeugung hervorbringen kann, wenn die Sache nicht auch für die Dauer gesichert ist, und wenn man also damit eine dichte Bevölkerung hervorruft, die zwar eine Zeit lang bestehen kann, am Ende aber für ihre fernere Subsistenz aufs höchste gefährdet ist?

Jeder Landwirth, dem seine Zeit nicht fremd ist, weiß, daß man wegen der starken Aussaugung der Kraft und des Reichthums des Bodens, welche die Kartoffeln üben, schon oft sehr ernstliches Bedenken geäußert und öffentlich aufgestellt hat, und daß sehr tüchtige rationelle und erfahrene Landwirthe diese Meinung getheilt und verfochten haben. Es ist daher von der äußersten Wichtigkeit, genau, unbefangen und mit der strengsten Unparteilichkeit die Sache zu untersuchen.

Als Beweise für die eben aufgestellte Bedenklichkeit kann man nur Thatsachen anführen, weil alle Theorien dabei nicht Stich halten. Diejenigen nun, die da behaupten, es nehmen die Kartoffeln Kraft und Reichthum des Bodens ganz besonders in Anspruch, berufen sich auf Erfahrung, und stellen auf solche gestützt, eine gewisse Gradation der behaupteten Erschöpfung auf. — Wer sich auf Erfahrung beruft, hat allemal das Recht schon zur Hälfte auf seiner Seite. Ganz kann es ihm jedoch nicht zugesprochen werden, weil manchen Erfahrungen wiederum andere entgegengestellt werden, die jene, wenn auch nicht geradezu widerlegen, dennoch unsicher machen. Dieser Fall dürfte wohl auch bei dem vorliegenden Thema statt finden. Denn es werden fast eben so viele Erfahrungen gegen die statt finden sollende starke Aussaugung des Bodens beim Kartoffelbau vorgebracht als dafür. Die geltendste Stimme

haben in diesem Streite diejenigen, welche den Kartoffelbau am längsten und stärksten betrieben. Dieß sind ohne Zweifel die Landwirthe in den Provinzen mit Sandboden. Ich nannte oben vorzugsweise Brandenburg und Pommern, Länder, welche zum großen Theil von Natur einen dürftigen und schwachen Boden haben. Diese betreiben den Kartoffelbau in einer ungeheuren Ausdehnung, und thun solches bereits schon zwei Jahrzehente. In Beziehung auf diese möchte ich nun den genannten Bedenklichen die Frage vorlegen: erstens, ob die Kartoffeln und andere Früchte jetzt dort einen geringern Ertrag bringen, wie zu jener Zeit, wo man erstere noch wenig anbaute? und zweitens, wo denn, wenn der erste Theil der Frage mit „Nein!" unbedingt zu beantworten seyn dürfte, jene von Natur magern und dürftigen Felder seit der langen Zeit, daß man so viel Kartoffeln auf ihnen baut, die Kraft und den Reichthum hergenommen haben, stets so gute Ernten in denselben zu liefern? — Man könnte hierauf vielleicht ausweichend antworten: daß die starke Viehhaltung bei den Brennereien, so wie die vermehrte Schafzucht, die auf die Kartoffelfütterung basirt ist, viel Dünger bringe und somit die Felder bereichere. Damit aber gibt man sich gerade am ersten gefangen. Denn es gibt der Augenschein eben so gut, wie eine gezogene Rechnung das Facit: daß jene Ländereien, seitdem auf ihnen ein so ausgedehnter Kartoffelbau betrieben wird, die gedachte Viehhaltung aus sich selbst möglich gemacht, daß sie in der Kraft und dem Reichthum ihres Bodens nicht ab-, sondern zugenommen haben, und daß das auf ihnen befolgte System ohne Schaden auf weite Zeiten hinaus befolgt werden kann.

Aber man hat vielleicht jene Ländereien durch eine Menge von außen her geholte Düngungsmittel bereichert? — Keinesweges! Denn wo sollten solche herkommen, um einen sichtbaren Erfolg auf so ausgedehnten Flächen herbeizuführen? Das Einzige, was man zur Aushülfe gethan hat und noch thut, ist die Mergelung. Diese aber vermehrt, wie bekannt

ist, den vorhandenen Bodenreichthum nicht, sondern hilft ihn bloß in schnelleren Umlauf bringen.

Durch dieses große und schlagende Beispiel wäre denn die Furcht vor einer allmählichen gänzlichen Erschöpfung des Bodens durch den Kartoffelbau gänzlich beseitigt, und es ist mit ziemlicher Gewißheit zu behaupten, daß überall, wo man die angeführte hohe Production durch den Kartoffelbau erreicht, das Land an Ertragsfähigkeit fortwährend eher zu=, als abnimmt.

Aber es haben doch Landwirthe jene Bedenklichkeit aufgestellt, welche man zu den gründlichsten unsers Faches zählt, und die in ihren Aussprüchen als Autoritäten gelten? Diese mußten doch zureichende Gründe für ihre Meinung haben? — Man kann nirgends leichter, wie in der Landwirthschaft in Irrthümer gerathen. In dem großen Laboratorium, in welchem man hier arbeitet, kommen zuweilen Erscheinungen vor, die man sich im ersten Augenblick nicht erklären kann, und denen man in der Regel eine falsche Auslegung gibt. Der Ackerbau scheint nach den Kartoffeln eine gewisse Erschöpfung zu verrathen, und diese Ansicht wird durch Manches bestärkt. Säet man z. B. Winterroggen nach denselben, so zeigt dieser ein so schlechtes Wachsthum, daß es das Ansehen hat, als fehle es dem Boden an aller Kraft. Selbst die in der Regel nach Kartoffeln vorzugsweise gedeihende Gerste scheint ihr freudiges Wachsthum mehr der ihr zusagenden besonders guten Cultur, als dem Reichthume des Ackers zu verdanken. Man verfolge nur aber den Cyclus ein wenig weiter, und man wird finden, daß dieser Acker keineswegs durch die Kartoffeln erschöpft worden war. Denn der nach Gerste folgende Klee wuchert stark und prophezeyt schon immer im voraus wieder eine gute Frucht nach ihm, die denn auch gewöhnlich nicht ausbleibt.

Doch es ist wohl überflüssig, daß ich mich noch länger bemühe, zu beweisen, d a ß d i e A u s s a u g u n g d e s B o d e n s d u r c h d i e K a r t o f f e l n k e i n e s w e g s s o s t a r k s e y, a l s m a n c h e L a n d w i r t h e e s b e h a u p t e n, und

daß man daher einen sehr starken Kartoffelbau niemals mit einer nachherigen so großen Erschöpfung des Landes bezahle, die allen früher dabei gemachten Gewinn wieder verschlänge.

Zum Lobe der Kartoffeln muß ich aber am Schlusse noch anführen, daß sie, wie ich wohl schon im Vorbeigehen bemerkte, das wirksamste Mittel zu einer vermehrten Fleischerzeugung sind, und also auch insofern zum Wohle des Ganzen wirken. Die vielen Abgänglinge bei den Branntweinbrennereien gewähren ein reichliches und nahrhaftes Futter für das Vieh und sind gewöhnlich die Hauptnahrung bei der Mastung. Insofern gewähren also die Kartoffeln bei diesem Verbrauch einen doppelten Gewinn und werden zugleich das Mittel, dem Boden stets seine verwendete Kraft und seinen hergegebenen Reichthum wieder zu erstatten.

Noch könnte ich der Bereitung der Stärke, des Zuckers und des Syrups aus Kartoffeln erwähnen, und auch noch diese Blätter in den Kranz dieser so wohlthätigen Frucht winden. Aber die Sache hat noch keine so weite Ausdehnung, daß sie einige Bedeutung gewonnen hätte, obgleich man allenthalben darin schon die glücklichsten und lohnendsten Versuche gemacht hat. Der Zukunft ist es vielleicht vorbehalten, den großen Nutzen der Kartoffeln auch auf diesem Wege noch weiter auszudehnen.

Ich komme nun zu einer Pflanze, welche zwar niemals zu der Bedeutenheit der vorigen gelangen kann und wird, die aber dennoch ebenfalls eine ziemliche Wichtigkeit im gewerblichen und mercantilischen Verkehre der Landwirthschaft erreichen zu wollen scheint, mithin eine nicht unwichtige Rolle in unserer Politik spielt. Ich spreche von der Runkelrübe (Burgunderrübe). Ihre Brauchbarkeit zur Zuckerbereitung ist schon längst bekannt gewesen, aber erst seit Kurzem hat man sie im Großen dazu verwandt. Am meisten ist dieß bis jetzt in Frankreich der Fall, obgleich auch in Deutschland eine starke Nacheiferung stattfindet.

Wie bei der Branntweinbereitung aus Kartoffeln mußten bei der Herstellung des Zuckers aus Runkelrüben zwei Hauptklippen umsteuert werden. Man mußte nicht zu wenig und kein schlechtes Fabricat liefern. Beides hinderte im Anfange die schnelle und weite Verbreitung dieses Industriezweiges. Der Zucker, welchen man aus Runkelrüben gewann, konnte weder in Feinheit und Weiße des Korns, noch in Reinheit des Geschmacks mit dem Rohrzucker in die Schranken treten. Daneben gewann man auch noch ein zu geringes Quantum aus einer gegebenen Menge Rüben, und es mußte sonach ein Hauptagens bei dieser Fabrication, nämlich die Einträglichkeit, wegfallen. Denn die geringe Waare, welche man lieferte, fand wenig Anwehr und gewährte einen schlechten Preis, und durch das geringe Quantum, welches man aufbrachte, ging vollends aller Gewinn verloren, und es brachten dergleichen Fabriken statt dessen eher Schaden. Diese Schwierigkeiten sind nunmehr aber glücklich überwunden. Der jetzt aus Runkelrüben gewonnene Zucker ist an Güte dem Rohrzucker völlig gleich, ja es ist nahe daran, daß er ihn übertrifft, und das gewonnene Quantum ist von der Art, daß er alle Gewinnungskosten deckt und einen nicht unbedeutenden Ueberschuß gewährt.

Man hat lange Zeit die ganze Sache der Runkelrübenfabrication mehr als ein Spielwerk, denn als ein einträgliches Unternehmen angesehen, und nur unserer Zeit, der Zeit der reißenden Fortschritte in allen Gewerben, war es vorbehalten, dieselbe zu vollem Ernste zu machen, und der Landwirthschaft in ihr einen neuen einträglichen Erwerbszweig zuzuwenden.

Wir haben diese Zuckererzeugung aus einem zweifachen Gesichtspunkt aufzufassen, nämlich aus dem eines einträglichen Gewinns für das Land, welches sich dabei große, sonst ins Ausland geflossene Summen erspart, und aus dem des schon angegebenen neuen Erwerbszweiges für die Landwirthschaft.

Wie wichtig für das Land die Zuckererzeugung aus Runkelrüben werden könne, davon liefert Frankreich ein glänzendes

Beispiel. Viele Millionen von Pfunden Zucker werden dort bereits alljährlich auf diese Art gewonnen, und dem Lande dadurch Millionen von Thalern erhalten. — In Deutschland tritt jetzt Böhmen in diesem Industriezweig am kräftigsten auf. An mehreren Orten hat man damit angefangen, aber am großartigsten betreibt man ihn an zwei Orten, nämlich in Dobrawiz und Königsaal. Diese beiden Anstalten stehen auf einer innern Einrichtung, daß sie zusammen jährlich über hunderttausend Centner Rüben verarbeiten und dadurch über fünftausend Centner Zucker gewinnen können. Nun schlage man den Centner nur zu 30 fl. C. M. an, so erhält man damit dem Lande jährlich eine Summe von 150,000 fl., die auf zwei Besitzungen erworben werden, und wovon ein sehr großer Theil der arbeitenden Classe zu gut kommt, was von besonderer Wichtigkeit ist. In den genannten beiden Fabriken klagt man bis jetzt nur noch einzig darüber, daß man noch nicht das volle Quantum von Rüben erzeugt, dessen man bedarf, weil einige nachtheilige Jahrgänge ungünstig auf das Wachsthum derselben eingewirkt haben. Betreibt man die Sache länger, dann wird man auch diesen Mangel beheben, und man wird sich hauptsächlich davon überzeugen, daß eine vermehrte Cultur des Bodens, wozu man sich insbesondere der Menschenhände bedient, jenem Mangel am leichtesten und gründlichsten abhilft. Hiedurch aber erwächs't für das Volk wieder eine neue Erwerbsquelle. Denn jemehr man ihm Arbeit verschafft, um so besser ist es für das Ganze, was gar nicht oft genug wiederholt werden kann.

Aber auch im übrigen Deutschland, und namentlich in der Provinz Magdeburg, widmet man der Runkelrübenzuckerfabrication den größten Fleiß und hat darin bereits die glücklichsten Fortschritte gemacht. Eben so fängt man auch in Ungarn damit an, und rühmt schon die günstigsten Resultate. Bei diesem vereinten Streben und den daraus hervorgehenden Fortschritten kann es nicht fehlen, daß man es zu immer größerer Vollkommenheit bringen muß, und

daß es nicht gerade zu den Chimären gehört, wenn man die Erwartung hegt, endlich wegen des Zuckerbedarfs vom Auslande gänzlich unabhängig zu werden.

Es haben aber diese Runkelrübenzuckerfabriken auch, gleich den Branntweinbrennereien, das Gute, daß sie in ihren Abgänglingen eine Menge guten Viehfutters liefern, und damit zur Emporbringung der Viehzucht und mit dieser zur Bereicherung der Aecker beitragen. Es ist ihnen mithin von Herzen ein guter Fortgang zu wünschen, und es verdienen alle diejenigen den Dank des Vaterlandes, welche diesen Fortgang fördern.

Den Verbrauch der Runkelrübe zu einem Kaffeesurrogate, so bedeutend er auch ist, will ich gar nicht einmal besonders hervorheben. Von ihr und der Cichorie werden ungeheure Quantitäten künstlicher Kaffee bereitet, und auch damit erhält man dem Lande sehr große Summen. Daß dieser Industriezweig von Bedeutung sey, leuchtet klar daraus hervor, daß viele Fabricanten und Verleger dieses Surrogats davon sehr großen Gewinn haben und dabei wohlhabend werden. Wollte man zusammenrechnen, wie groß diese Summen alljährlich in Deutschland sind, so würden mehrere Millionen Thaler herauskommen. Ja erwiesen ist es, daß bis jetzt damit ungleich mehr gewonnen wird, als mit dem Zucker aus Runkelrüben, und daß diese Kaffeefabrication gegenwärtig an Wichtigkeit die des Zuckers noch bei weitem übertrifft. Und es ist von ihr ebenfalls das besonders hervorzuheben und zu rühmen, daß sie eine große Menge Hände beschäftigt, und daß der dabei herauskommende Gewinn zum größten Theil in diese übergeht. Daher ist sie weder zu tadeln noch zu übersehen. Sie greift indeß mehr in die kleinen Oekonomien und in den Gartenbau, als in das Große der Landwirthschaft ein.

Eine wichtige Rolle spielt schon seit längerer Zeit der Flachs in der Landwirthschaft. Dieser und die Wolle, von welcher ich bald mehr sagen werde, sind die Rivalen der Baumwolle, und haben an selbiger in der neuern Zeit

einen so gefährlichen Mitbewerber um den Gewinn gehabt, daß ihnen ein nicht allzu günstiges Loos bevorsteht, wenn sie nicht auf alle Weise das Feld neben ihm zu behaupten suchen.

Wie soll es nun aber der Landwirth anfangen, um einem solchen Nebenbuhler nicht zu unterliegen? — Einfach ist die Antwort bald gegeben, sie lautet: man liefere Flachs und Wolle von guter Qualität und zu wohlfeilem Preise. Denn was hat denn der Baumwolle in ihrem Absatz ein so ungeheures Feld geöffnet? Nichts Anderes als die Wohlfeilheit der aus ihr gefertigten Waaren, deren Verbrauch stets immer mehr als ums Doppelte so stark zugenommen hat, als wie sie im Preise herabgegangen sind. Wäre der Landwirth im Stande, den Flachs so wohlfeil zu liefern, als wie die Baumwolle ist, so würde eine Menge von Waaren aus dieser durch andere aus jenem verdrängt werden. Gleiches gilt von der Schafwolle. Was hilft jedoch alles Wünschen der Art, wenn es nicht zu realisiren ist. — Versuchen will ich jedoch, darzuthun, daß es wohl möglich sey, den Flachs für einen niedrigern Preis zu erzeugen, als welchen er durchschnittlich zeither hatte. Vorhinein will ich dabei bemerken, daß er auch bis jetzt ohne Schaden für den Erzeuger hätte wohlfeiler verkauft werden können. Gelänge es dann, ihn zu einem niedrigeren Preise als den bisherigen herstellen und verkaufen zu können, und errichtete man nächst dem noch mehr Spinnmaschinen, so könnte die Wichtigkeit der Flachserzeugung wohl bedeutend zunehmen.

Was dem Flachse stets einen lohnenden Preis gesichert hat, das ist die Beschränktheit seines Anbaues. Drei Ursachen bringen diese zuwege. Die eine ist der für ihn geeignete Boden, welcher sich nicht überall und in manchen Gegenden gar nicht findet; die zweite, die große Menge der dabei vorkommenden Arbeit, die man zur Zeit, wo man sie dazu am dringendsten bedarf, oftmals schwer oder gar nicht haben kann, und die dritte, der theure Leinsamen. Daß ich die zweite eher zu Gunsten als zum Nachtheile des Flachsbaues

stelle, erräth man wohl bald. Ich will für dieses Hinderniß in der Flachserzeugung einen guten Rath geben. Man richte sich in seiner Oekonomie so ein, daß man alles recht vollkommen betreibe. Dieß belohnt sich jederzeit. Denn man bedarf dabei freilich viel Menschen und mehr als Andere, die so Manches schlaff gehen lassen; aber man erzeugt auch mehrere und bessere Producte, wie diese, und sollte man dabei auch wirklich keinen großen reinen Gewinn haben, so muß man doch zu diesem die Freude rechnen, die man über etwas Ordnungsvolles und Gelungenes hat. Beschäftigt man nun selbst sehr viele Menschen, so hat man sie auch zu der Zeit, wo irgend eine Frucht eine große Menge Arbeit auf eine kurze und bestimmte Frist erfordert. Und das ist beim Flachsbau der Fall. Auf die Art ließe sich denn ein Hinderniß bei demselben beseitigen, und es würde damit seine Erweiterung befördert, was denn auch einen niedrigeren Preis herbeiführen müßte.

Was aber die für den Flachs geeigneten Ländereien betrifft, so sind sie allerdings beschränkt, und man kann ihn nicht überall mit Gewinn anbauen. Würde man aber in den Gegenden, wo diese Pflanze besonders gut wächs't, ihren Anbau noch weiter ausdehnen, wozu man sich wohl entschließen dürfte, wenn man stets wegen der dabei nöthigen Arbeit gesichert wäre (was übrigens, wie eben bemerkt, so gar schwierig nicht ist), so würde man ferner auch in andern Districten, die sich zwar nicht so glänzend im Wuchse des Flachses zeigen, wie die ganz geeigneten, dennoch die am meisten fähigen Aecker dazu anwenden: so könnte der Anbau dieser Pflanze noch sehr zunehmen und mit deren gewonnener Menge auch der Preis sich bedeutend herabstellen. Ein nicht leicht zu beseitigendes Hinderniß für den Anbau des Flachses ist allerdings der theure Leinsamen. Erfahrung und zum Theil auch auf dieselbe gegründete Gewohnheit läßt nur den aus Rußland bezogenen für den besten gelten. Ob es außer diesem gar keinen gebe, welcher gleiches Gedeihen des Flachses sichert, das werden wir bald sehen.

Wahr ist es freilich, daß derjenige Flachsbauer sich den

größten Schaden thut, welcher die Ausgabe auf guten Leinsamen sparen will und statt dessen schlechten säet. Beim Flachse kommt es auf zweierlei an, nämlich auf die Länge und auf die Zartheit und Festigkeit der Faser. Zu beiden trägt der Samen sehr viel, ja das Meiste bei. Denn wenn auch der Boden auf das gute Wachsthum der Pflanze wirkt, und auch vermöge des gleichmäßigen Triebes die Zartheit und Festigkeit befördert, so erreicht man doch dieß nicht ganz, sobald man schlechten und untauglichen Leinsamen gesäet hat. — Welchen großen Verlust man sich damit zuziehen kann, das leuchtet durch die einfachste Rechnung ein. Man nehme an, daß von gutem Leinsamen der Flachs vier Fuß lang wird, und von schlechtem, unter ganz gleichen vorausgehenden Bedingungen, nur 3¼ Fuß, so gewährt jener an Masse, bei ganz gleicher Arbeit und gleichen Unkosten ein Viertheil mehr, und an Güte ist er wegen seiner Länge wenigstens um $^1/_{10}$ besser. Dieß gibt zusammen 35%, welche er mehr eingebracht hat, wie dieser. Nun ist nach mehrjährigem Durchschnitt anzunehmen, daß man von einem Centner Leinsamen, wenn er von so guter Qualität ist, daß er, unter übrigens günstigen Bedingungen, eine Länge von vier Fuß erreicht, an reinem und gutem Flachse wenigstens vier Ctr. gewinnt. Auf gleiche Weise würde man von dem, welcher drei Fuß lang ist, drei Ct. ernten, wenn nicht zum Nachtheile dieses der Umstand hinzu käme, daß je kürzer der Flachs gewachsen ist, auch desto mehr Abfall davon wird. Wir wollen hierauf ziemlich annähernd $^1/_{20}$, d. i. 5% rechnen. Der Preis der Waare wäre, wie bereits bemerkt wurde, bei ersteren um 10% höher. Es kommen also diesen gegen den letztern zu Gute: 25% an Mehrgewächs, 5% an besserer Ausgiebigkeit und 10% an höherem Preise, zusammen 40%. Ein Centner guten Flachses gilt, nach mehrjährigem Durchschnitte, vorausgesetzt, daß er, wie hier der erste, von bester Qualität ist, 10 Rthlr., und man gewönne nach diesem Satze von 1 Ct. des besten Leinsamens 40 Rthlr., während man von dem von geringerer Qualität nur 60% dieser Summe, d. h. 24 Rthlr.

einnähme. Wenn nun mit einem Ct. eine Fläche von 1½ Morgen besäet wird, so bringt der Morgen, wenn er mit bestem Samen bestellt ist, 26⅔ Rthlr., wogegen er bei geringer Saat nur 16 Rthlr. bringt, wobei denn alle Kosten und Ausgaben dieselben bleiben.

Diese Rechnung, so auffallende Resultate sie auch gewährt, ist doch durchaus auf Thatsachen und Erfahrung gegründet. Bei dem Ganzen ist aber immer noch vorausgesetzt, daß die zweite oder geringere Leinsaat, noch als vollkommen keim- und wachsthumfähig angenommen ist. Wollte man solche aussäen, welche zur ganz schlechten Qualität gehörte, so würde der Nachtheil noch viel größer werden.

Wir müssen nun aber auch aufstellen, um wie viel ein Centner Leinsamen von bester Qualität theurer sey, als eine Mittelwaare. Der russische Tonnenlein kostet in der Regel die Tonne von der ersten Güte 14 — 16 Rthlr. Wir nehmen das Mittel von 15 Rthlrn. an. In einer Tonne sind, wenn er zuvor noch einmal gereinigt worden, ungefähr 1½ Ct., folglich kostet ein Ct. 10 Rthlr. — Mittelgut, wozu man den meisten im Lande erzeugten rechnen muß, ist der Ct. für 5 — 6 Rthlr. zu haben. Rechnen wir ihn zu 5 Rthlr., so erspart man 5 Rthlr. an Samen und erntet dagegen für 16 Rthlr. Flachs weniger. Lassen wir nun solche Rechnung, da ihr wohl wenig oder keine Ausstellung zu machen seyn dürfte, als richtig gelten, so könnte der Flachs, wenn man sich allenthalben bei seinem Anbau nur des besten Samens bediente, wenigstens um 20% wohlfeiler verkauft werden, wie bisher, und es bliebe dem Erzeuger dennoch ein recht lohnender Gewinn. Der Beweis dafür liegt darin, daß jener, welcher Mittelgut zur Aussaat nimmt, dennoch Vortheil beim Flachsbau hat, ob er ihm gleich (selbst mit Zugutrechnung der 5 Rthlr., die er am Samen spart), gegen 25% weniger einträgt, wie dem, der sich des besten Samens bedient.

Nur daraus, daß die wenigsten Landwirthe sich eine ganz

genaue vergleichende Rechnung über alle Kosten und den darauf folgenden Gewinn bei ihren Erzeugnissen machen, ist es zu erklären, daß Viele in einer Art von Dunkelheit fortwandeln und zu keiner klaren Ansicht über wahren und reinen Gewinn und Verlust in ihren Oekonomien kommen.

Erwiesen wäre es nun, daß nur von Leinsamen bester Qualität lohnender Flachs wachse, und daß, wenn alle Erzeuger desselben nur solchen zu ihrer Saat wählen, sie sich in den Stand setzen, den Flachs besser und wohlfeiler wie bisher zu liefern, mithin dessen Verbrauch zu vermehren und sich den Absatz zu sichern. Wie aber verschafft man sich dergleichen Samen?

Bekannt genug ist, daß dessen alle Jahre eine große Quantität aus Rußland kommt, und daß dieser sich noch immer als den besten bewährt hat, obgleich Gewissenlosigkeit im Handel sich bisweilen schon arge Verfälschungen erlaubte. Sey er nun auch wirklich theurer als der im Land erzeugte, so ist wegen des dabei herauskommenden Ertrages hierauf wenig zu achten. Aber es handelt sich dennoch hier darum, theils in diesem Artikel so unabhängig als möglich vom Auslande zu seyn, theils dem Vaterlande bedeutende Geldausfuhr zu ersparen, und dabei den Leinsamen von gleicher Qualität um billigeren Preis zu bekommen. Bereits sind Versuche gemacht worden, welche ziemlich lohnend waren, und es kommt dabei hauptsächlich nur auf Beharrlichkeit an. Wer sich zur Erzeugung seines Samens die Mühe gibt, ein Ackerstück besonders zu bestellen und den Flachs nicht achtet, weil er, wenn der Samen ganz reif wird, geringeren Werth erhält, der kann unter der Voraussetzung, daß der Leinsamen seine völlige Reife erlangt hat, diesen ziemlich dem russischen gleich schätzen. Dabei meine ich aber den, von diesem unmittelbar erzeugten und nicht solchen, welchen man im Kunstausdrucke „abgesäeten“ nennt. Ein Haupterforderniß ist aber dabei noch die sogenannte Ruhe des Leinsamens. Es ist als ein Erfahrungssatz bekannt, daß alle ölhaltenden Sämereien, wozu auch insbesondere der Lein gehört, an Keimkraft und Wachs-

fähig-

fähigkeit gewinnen, wenn sie ein oder auch mehrere Jahre liegen, bevor sie zur Saat benutzt werden. Vielleicht ist es das in dem Samenkorn enthaltene Oel, welches durch einen von der Natur bewirkten Destillationsproceß, verfeinert, den Keim des Korns innig durchdringt und dadurch kräftigt und fähiger macht, ein freudiges Wachsthum zu entwickeln. Läßt man also solchen auf die angegebene Art gewonnenen Leinsamen noch einige Jahre ruhen, so wird er in Güte dem russischen völlig gleich, und gewährt eine eben so sichere und lohnende Flachsernte wie dieser. Zweimal kann man solche Operation mit ihm vornehmen, d. h. man kann von dem geruhten, unmittelbar aus russischem gezogenen Leinsamen bei gleicher Verfahrungsart noch einmal gleich guten gewinnen. Bei einem dritten ist aber die Sache schon bedenklich, und man thut alsdann besser, sich wieder mit frischem zu versorgen. Die Verfahrungsart, wie man bei dieser Methode allmählich in regelmäßigen Gang komme, ergibt sich von selbst, und man gelangt dahin, immer zwei Jahre hintereinander den selbst erbauten und im dritten den russischen Leinsamen zu säen. Dieß noch weiter zu detailliren, würde gegen den Plan meines Werkes verstoßen.

Man macht freilich dem Flachse nicht ohne Grund den Vorwurf, daß er unter allen Gewächsen in so fern dem Boden am meisten von seiner Nahrungskraft entziehe, d. h. ihn aussauge, als er ihm fast gar nichts durch düngende Stoffe zurück erstattet. Dieß ist allerdings nicht ungegründet, und in der Politik der Landwirthschaft wohl zu beachten. Daher ist es auch den Landwirthen anzurathen, nicht eher einen ausgedehnten Flachsbau zu betreiben, als bis sie ihre Felder in guter Cultur und starker Düngung haben. Daß dieß so gar schwierig nicht sey, ist aus dem früher Gesagten klar. Denn versteht es der Landwirth, seine Felder zum Futterbau eben so gut, wie zum Getreide zu benutzen, so sammelt er allmählich einen Bodenreichthum, welchen er am besten durch Handelsgewächse, wozu der Flachs gehört, in eine Geldrente umwandelt.

Befolgten alle Flachserzeuger die hier angegebenen Rathschläge, und dehnte die Erbauung dieses Products sich weiter aus, so könnte und würde es wohlfeiler werden. Nichts aber, als dieß, ist so gut geeignet, seinen Verbrauch zu vermehren. Und hierum handelt es sich hauptsächlich, hierauf hat die Politik der Landwirthschaft vor allem Andern zu sehen. Denn da, wie erwiesen, die Production aller Art sich noch sehr steigern läßt, und da mit dieser Steigerung der Erwerb von einer Menge Menschen verbunden ist, so kann auch dieß nur der einzig sichere Weg seyn, Leben und Thätigkeit und mit diesem Wohlbefinden für Alle herbeizuführen.

Eine große Wichtigkeit in der Landwirthschaft haben in unsrer Zeit die Oelgewächse erlangt, unter welchen der Raps und der Rübsen oben an stehen. Das vermehrte Bedürfniß des Oels und die verminderte Aufbringung und Einfuhr des Fischthrans (vom Wallfisch, Wallroß, Häring ꝛc.) haben diese Wichtigkeit herbeigeführt. Unser Zeitalter könnte in physischer und moralischer Hinsicht das erleuchtete genannt werden; denn gleichen Schritt mit dem geistigen Licht hält das physische. Die Erfindung der verschiedenen Lampenarten hat an unzähligen Orten das Oel zum nothwendigen Bedürfniß gemacht, wo man sich sonst der Wachs- und Talglichter, hie und da auch nur der Holzspäne bediente. Es ist nun die Aufgabe der Landwirthschaft, dieses so sehr vermehrte und so hoch gestiegene Bedürfniß auch völlig und zwar auf eine Art zu befriedigen, daß diejenigen, welche es haben, sich zufrieden gestellt fühlen und keine andern Mittel zu dieser Befriedigung aufsuchen. Dazu gehört nun wieder, wie fast bei allen Producten: Güte und Wohlfeilheit. Ersterer ist wohl nichts mehr auszusetzen, seitdem man das genannte Pflanzenöl so zu reinigen und zu verfeinern versteht, daß nur wenige andere Arten sich mit ihm gleich oder auch über es stellen können. Hinsichtlich der Wohlfeilheit aber müssen wir wieder auf dieselben Grundsätze zurückkommen, welche ich schon bei den andern Producten aufgestellt habe.

Man wirft den Oelgewächsen vor, daß sie den Reichthum des Bodens in einem weit höhern Grad in Anspruch nehmen, als sie ihn wieder ersetzen. Ich theile diese Meinung nicht, und glaube, sie stütze sich auf die einseitige Ansicht, daß alle Pflanzen, deren Samen mehr Oel enthalten als die anderer, auch den Reichthum des Bodens mehr an sich zögen. Dabei denkt man sich diesen Reichthum besonders als ölichter Natur, wozu man sich durch den Begriff von Fettigkeit des Düngers verleiten läßt. Sind auch verschiedene Oele ein Aggregat des Bodenreichthums, so sind sie doch nicht die einzige Basis desselben, und es gibt noch eine Menge anderer Stoffe, welche diesen Reichthum bilden helfen. Wäre es das entzogene Oel, welches den Boden vorzugsweise schwächt, so müßten die Getreidearten eine geringe Aussaugungskraft haben, was doch erfahrungsmäßig das Gegentheil ist. Denn was man auch immer sagen und behaupten mag, so beweisen Erfahrungen, welche in längerer Zeit und mit Verstand und Aufmerksamkeit gemacht worden sind, geradezu: daß eine Oelfrucht keineswegs den Bodenreichthum mehr in Anspruch nimmt als eine Getreidefrucht.

Es ist von Erheblichkeit, über diesen Gegenstand ins Klare und zur Gewißheit zu gelangen, weil darauf ein Theil der Wohlfahrt der Landwirthschaft unsrer Zeit beruht, und es hat sich also die Politik derselben mit diesem Gegenstande gründlich zu beschäftigen.

Wie der eben aufgestellte Satz ausspricht, so entziehen die Oelfrüchte dem Boden nicht mehr von seinem Reichthum als wie das Getreide. — Gut! wir wollen dieß gelten lassen! Aber da ist doch eben noch die Bedenklichkeit nicht gehoben, da, wie wir wissen, ein starker und zu weit ausgedehnter Getreidebau die Aecker über kurz oder lang (je nachdem sie mehr oder weniger natürlichen Reichthum besitzen) ganz arm macht, und in ihrer Ertragsfähigkeit immer tiefer herabsetzt, wenn man nicht besondere Aushülfsmittel hat und anwendet. — Man hat aber dergleichen, und der rationelle Betrieb der

Landwirthschaft hat sie aufsuchen und anwenden gelehrt. Ich will da gar nicht von den günstigen Localitäten sprechen, wo die Nähe großer Städte es den Oelgewächsanbauern möglich und leicht macht, den verminderten Bodenreichthum durch Zufuhr von Dünger wieder zu ersetzen; auch will ich absehen von den Localitäten, wo reiche Moder- und Mergellager einen ähnlichen Vortheil gewähren. Verweilen will ich bloß bei der Allgemeinheit, wo auf dergleichen Begünstigungen nicht zu rechnen ist. Nehmen wir z. B. wieder ein Vorbild an jenen Sandländereien, welche durch den ausgedehnten Kartoffelbau in den Stand gesetzt wurden, große Branntweinbrennereien anzulegen, vermittelst derselben nicht allein eine hohe Geldrente zu gewinnen, sondern auch zahlreiche Viehstämme aufzustellen, diese gut zu nähren und dabei in der Düngererzeugung so vorzurücken, daß sie es auf ihren, den Oelgewächsen von Natur durchaus ungünstigen Aeckern durchsetzen, diese dennoch zu erbauen und einen lohnenden Ertrag davon zu haben. Und ist dieß auf solchen Localitäten möglich, so muß es auf denen, welche mit einem guten und reichen Boden von Natur begabt sind, leicht seyn.

Es ist aber für die Einkünfte der Landwirthschaft nicht bloß unmittelbar von der größten Wichtigkeit, die Oelgewächserzeugung zu vermehren, um dadurch eine Erwerbsquelle in ihre Casse zu leiten, sondern sie gewinnt auch mittelbar dabei, indem auf diese Art die Getreide-Erzeugung nicht über die Gebühr erweitert werden darf, wodurch denn dieser Frucht ein sicherer und lohnender Absatz verschafft werde.

Daß Raps und Rübsen die beiden lohnendsten und am meisten angebauten Oelpflanzen sind, bemerkte ich schon. Ersterer übertrifft allerdings den zweiten auf den meisten Localitäten, sowohl an Menge als am Werthe der Frucht. Indeß gibt es viele Bodenarten, welche ihm weniger wie dem Rübsen zusagen, und auf solchen bringt dieser dann wieder eine höhere Rente. Es bedarf nur einiger Aufmerk-

samkeit und Erfahrung, um hier immer das Richtige zu wählen. — Bis zu welcher Ausdehnung man solchen Anbau treiben könne, das müssen die innern Verhältnisse einer Oekonomie am besten bestimmen. Allen, welche mit diesem Anbau vertraut sind, ist es bekannt, daß nur die Winterfrucht wahren Gewinn bringe. Denn Sommerraps und Rübsen sind nur sehr schwache und unzuverlässige Nothhelfer, deren man sich nur dann bedient, wenn die Winterfrucht durch Unfälle zu Grunde gerichtet worden ist.

Der sehr großen Ueberhandnahme des Anbaues von Raps und Rübsen steht ein mächtiger Damm entgegen. Dieser ist nicht die Aussaugung des Bodens, nicht die Schwierigkeit des Anbaus, sondern das öftere Mißrathen dieser Frucht. Unendlich mehr Calamitäten drohen ihr als wie dem Getreide. Eine Menge Ungeziefer, Käfer und Raupen stellen ihr nach und vernichten sie nicht selten gänzlich. Trockenheit und Nässe setzen ihren Ertrag herab; der Winter zerstört sie zuweilen ganz und gar, und wenn man auch glaubt, allen diesen Unfällen bereits entgangen zu seyn, und sieht die Frucht in schönster Blüthe, so finden sich Käfer ein, zerstören diese und setzen den Ertrag oftmals bis auf das Zehntheil herab. Damit ist es aber noch nicht alle. Zuweilen glaubt man die Frucht schon in der Scheuer zu haben, da kommt ein Hagelschauer und richtet sie gänzlich zu Grunde.

Wenn aber dem so ist, so kann es doch am Ende überhaupt nicht lohnen, diese Oelgewächse anzubauen! — So könnte man freilich schließen, wenn denselben nicht wieder mancherlei Vortheile zu Gute kämen.

Die besonders sorgsame Cultur, welche man dem Acker bei seinem Anbau zu Theil werden läßt, und die sich dadurch noch erhöht, wenn man die Frucht drillt und während ihres ersten Wachsthums bearbeitet, macht, daß die ihr folgende, welches gewöhnlich Weizen ist, sehr gut gedeiht, und einen Theil der auf sie gewandten Auslagen tragen hilft, und man gelangt durch solche Cultur dahin, einen sonst rohen Acker zu bändigen. Es geht damit fast wie bei dem Kartoffel- und Rübenbau. — Außerdem aber haben bis jetzt die genannten

Oelgewächse immer einen so lohnenden Preis gehabt, daß sie alle Kosten ihrer Erzeugung vollkommen deckten und außerdem noch einen ziemlichen Reinertrag lieferten. Dazu kommt, daß sie der Landwirthschaft noch einen mittelbaren Gewinn dadurch einbringen, daß sie den Anbau anderer Früchte vermindern und so zur Erhöhung des Werthes derselben beitragen. Eine große Wohlthat werden aber der Raps und Rübsen dadurch für den Landwirth, daß sie auf Einmal und zu einer Zeit, wo gerade Ebbe in der Casse ist, eine bedeutende Baareinnahme gewähren, was denn oftmals von so wesentlichem Nutzen und so guten Folgen für die ganze Oekonomie ist, daß man diesem Producte noch eine Art von Guthaben dafür in die Rechnung tragen muß.

Wie aber steht es um Ueberproduction mit dieser Frucht? Und was soll der Landwirth thun, wenn solche den Preis des Rapses und Rübsens unter die Erzeugungskosten herabdrückt? Ist dieses auch für den Augenblick noch nicht zu fürchten, so muß man doch darauf vorbereitet seyn. Der Gang der Dinge hilft freilich einem solchen Uebel immer selbst ab. Denn was nicht rentirt, das läßt man fallen, und wenn Eins fällt, da hebt sich gewöhnlich das Andere, zu welchem man dann greifen kann.

Die alten Landwirthe aus den fruchtbaren Landgegenden erinnern sich noch mit großem Vergnügen und mit einer gewissen Sehnsucht der Zeiten, wo Raps und Rübsen so gesucht und so gut bezahlt wurden, daß man so stolz damit war, und sie nicht anders als in Gold verkaufte. Damals freilich brachten sie ungeheuern Gewinn und machten Alle, welche sie in Menge erbauten, reich. — Werden wohl ähnliche Zeiten noch einmal wiederkehren? — Das ist stark zu bezweifeln. Denn Conjuncturen der Art bilden sich nur allemal alsdann, wenn ein Product plötzlich wie ein Licht aus der Dunkelheit auftaucht. Aber ist auch das goldene Zeitalter für sie dahin, so haben wir noch nicht das silberne überschritten, und selbst das eherne wird noch auszuhalten seyn, und unterdeß hat sich längst wieder ein anderer Zweig gefunden, der diesen ersetzt.

Darum kann der Landwirth kühn seinen Rapsbau fortsetzen, er kann ihn ohne Bedenken erweitern und darf für die Zukunft noch unbesorgt seyn. Die lebhafte Nachfrage nach dieser Frucht, der lohnende Preis und die schnelle Anwehr empfehlen sie bis jetzt auf alle Art, und sie wird gewiß noch lange einen Anker bilden helfen, an welchem das Schiff der Landwirthschaft sich halten kann.

Es wird nicht nöthig seyn, daß ich mich auch weitläuftig über einige Gemüsepflanzen auslasse, da ihr Anbau die Landwirthschaft nicht vorzugsweise beschäftigt, und da sie mithin keinen wesentlichen Einfluß auf ihr Bestehen und Floriren haben. Ich müßte überdieß, wollte ich mich so weit ausdehnen, in den Gartenbau überschweifen, was mir doch gerade keine für meine Aufgabe wichtigen Resultate liefern würde.

Wovon ich aber noch ein paar Worte zu sagen habe, das sind einige Handelsgewächse, als Hopfen, Krapp, Wau, Safran &c. Man hat, um der Noth abzuhelfen, über welche die Landwirthe hinsichtlich des Absatzes ihrer Producte klagen, mancherlei Vorschläge gemacht, und mitunter Pflanzen zum Anbau empfohlen, wo es in der That nicht klar genug war, ob solcher Rath eine Satyre oder Ernst und guter Wille seyn sollte. Hinsichtlich der Wichtigkeit dürften die hier genannten ersten beiden wohl mit Recht obenan stehen. Besonders hat in den biertrinkenden Ländern der Hopfen eine ziemliche Bedeutung, und es trägt sein Anbau große Summen ein. Freilich ist er äußerst mißlich, und es mißräth der Hopfen fast eben so oft, als wie er geräth. Indeß decken die guten Jahre die schlechten vollkommen und geben noch einen ansehnlichen Ueberschuß, wenn nur dieser Anbau auf eine verständige und zweckmäßige Weise betrieben wird. Sehen wir auf die geringen Flächen, deren er bedarf, um große Quantitäten zu erzeugen, so hat zwar dieß Gewächs nicht gerade einen großen mittelbaren Einfluß auf die Landwirthschaft dadurch, daß es der Ueberproduction anderer Erzeugnisse vorbeugen hülfe, aber seine unmittelbare Wichtigkeit tritt dadurch sehr klar hervor. Denn

es kann dem Landwirthe nicht gleichgültig seyn, von einer kleinen Landfläche große Summen einzunehmen, zumal wenn von denselben ein guter Theil in seiner Casse zurück bleibt. Da nun der Hopfen eine große Menge von Handarbeit bedarf, so hat er auch in dieser Beziehung in der Politik der Landwirthschaft eine Bedeutung. — Jedoch ist im Ganzen sein Verbrauch beschränkt, muß sich aber erweitern, sobald eine allmähliche wohlthätige Umgestaltung der Verhältnisse eintritt, und eine Menge Menschen, welche jetzt aus Mangel an Beschäftigung in die Nothwendigkeit versetzt sind, darben zu müssen, alsdann, wenn sie Erwerb haben, sich etwas zu Gute thun und zuweilen Bier trinken können.

So mögen wir denn die Sachen betrachten und zusammen stellen, wie wir wollen, immer ergibt sich das Resultat, daß wenn zur Mehrerzeugung aller Art mehr Arbeit verwandt wird, auch allemal ein vermehrter Verbrauch die Folge ist und so das Leben von unten herauf sich zeigt und sein Feuer durch die ganze Masse des geselligen Vereins treibt.

Der Krapp, oder die Farberöthe verursacht ebenfalls eine Menge Arbeit und gibt somit vielen Menschen Beschäftigung. Freilich gilt, hinsichtlich der Landflächen, die er einnimmt, dasselbe, wie vom Hopfen; ebenso wie von diesem, kann man die Einträglichkeit seines Anbaues rühmen, und er hilft das Leben in der arbeitenden Classe fördern.

Ganz Gleiches, wie vom Krapp, läßt sich vom Wau sagen, und ich fasse mich darum über beide kurz, weil sie mehr zum Garten- als zum Landbau gehören und also auf letzteren keinen wesentlichen und politischen Einfluß üben können.

Zum Schlusse der vegetabilischen Erzeugnisse habe ich mir den Wein aufgespart. Von jeher hat er eine wichtige Rolle in der Landwirthschaft gespielt, und ob er gleich nur in warmen und südlichen Ländern zu Hause ist und gedeiht, so hat seine Erzeugung doch in Europa eine große Ausdehnung und eine Bedeutung, die ihn den wichtigsten vegetabilischen Producten gleich stellt. Sein Anbau erfordert fast mehr

Arbeit, denn nirgend ein anderes landwirthschaftliches Erzeugniß, und er ist also schon insofern ein wohlthätiges Product.

Sehen wir bei der Wein-Erzeugung zunächst auf Deutschland, so ergibt sich, daß sie noch weiter ausgedehnt werden könne, ohne daß eine Ueberproduction zu fürchten wäre. Nur müßten dem Wein, wie allen bereits angeführten Producten, zwei Haupttugenden eigen seyn, nämlich Güte und Wohlfeilheit. Letztere wird wohl Keiner vermissen, welcher ihn in den Provinzen, woselbst er erzeugt wird, genießt. Daß sie aber nicht überall statt findet, davon trägt nicht die Landwirthschaft, sondern die Staatspolitik die Schuld. Ich werde Gelegenheit im zweiten Bande haben, hierüber meine Meinung auszusprechen. Aber wegen der Güte des Productes lassen sich noch so manche Einwendungen machen. In denselben Fehler, wie der Landwirth, verfällt auch der Winzer, und er will den Ausfall, welchen er durch zu niedrige Preise seines Productes erleidet, durch die Menge decken. Damit aber macht er gewöhnlich das Uebel auf doppelte Weise schlimmer. Denn einmal nimmt der Verbrauch nach Maßgabe der Schlechtigkeit des Weines ab, und zweitens fällt der Preis in demselben Grade und noch mehr, als die Production steigt. — Woher käme es denn wohl, daß in weinbauenden Ländern Bierbrauereien und Branntweinbrennereien gute Geschäfte machen und sich immer weiter ausbreiten, wenn nicht die geringe Qualität des Weines die Menschen zum Bier- und Branntweintrinken veranlaßte? Man ist nicht wenig befremdet, wenn man z. B. in Würtemberg sieht, wie die Bierhäuser voller Gäste sind, während die Weinhäuser leer stehen, wie in Ungarn viel mehr dem Branntwein als dem Weine nachgegangen wird, obgleich in beiden Ländern der Wein fast wohlfeiler ist, wie das Bier und der Branntwein. Nähme man nur den Grundsatz fest auf, lieber weniger und guten, als vielen und schlechten Wein zu erzeugen, so würden die Weinberge gewiß einen weit sichreren und höheren Gewinn bringen. Schon fängt man jedoch an, dieß einzusehen und zu befolgen,

und es ist besonders für Würtemberg das Beste zu hoffen, da von oben herab mit gutem Beispiele vorangegangen wird und es an Aufmunterungen aller Art nicht fehlt.

Wenn aber der Weinbau floriren soll, so muß er mit der Landwirthschaft Hand in Hand gehen; denn diese muß jenem allezeit mit Dünger aushelfen, wenn er einträglich werden soll. — Es entsteht nun aber die Frage: wird dabei nicht das Land allmählich entkräftet, und müssen nicht damit endlich immer weniger Producte, die der Mensch zu seiner Ernährung und Bekleidung bedarf, gewonnen werden? — Diese Bedenklichkeit ist allerdings nicht ganz ohne Grund; auch liefern bereits manche Gegenden traurige Beispiele zur Bestätigung derselben. Wie jedoch in der ganzen Landwirthschaft ein fehlerhafter Betrieb am Ende Schwäche und Verderben des Gewerbes herbeiführt, so ist es auch hier. Zweckmäßig soll der Weinbau in die übrige Landwirthschaft eingreifen, wenn Eins dem Andern nicht schaden, sondern gegenseitig aufhelfen soll. Was ich unter dieser Zweckmäßigkeit verstehe, das will ich in wenigen Worten sagen.

Dehnt der Winzer seinen Weinbau zur Ungebühr und so weit aus, daß er seine übrige Landwirthschaft darüber zurücksetzt und entkräftet, so wird er nicht allein diese zu Grunde richten, sondern er versetzt damit auch zugleich seinem Weinbau den Todesstoß. Ein verhältnißmäßig zahlreicher Viehstamm und reichliche Nahrung für denselben muß sein Hauptaugenmerk seyn, damit es ihm weder für seine Weinberge noch für seine Felder an Dünger fehle. Es ist freilich wahr, daß erstere dessen mehr verzehren, als sie wiedergeben; aber wir haben im Vorhergehenden schon gesehen, daß es für solche Fälle Aushülfe gibt. Auch beweisen diejenigen Gegenden, wo ein verständiger und fleißiger Weinbau schon seit undenklichen Zeiten betrieben wird, daß die Aecker dabei in Kraft bleiben und ihre Frucht nach wie vor reichlich tragen.

Hinsichtlich der Consumtion des Weines und dem da-

von abhängenden Werthe desselben läßt sich ganz dasselbe behaupten, wie von den übrigen Producten. Ist er wohlfeil und gut, und haben die Menschen, besonders aber die untern Volksclassen Erwerb, so wird sein Verbrauch zunehmen und sein Anbau gesichert bleiben. — Auf die Landwirthschaft aber wird er jederzeit wohlthätig einwirken, weil er ihr eine Menge Geld zuführt und weil er, wenn auch öftere Mißwachsjahre seinen Ertrag herabstellen, dennoch durchschnittlich eine hohe Bodenrente gewährt und den Werth des Grundeigenthums hoch und sicher stellt. Mit der Weinerzeugung ist in mancher Hinsicht der Obstbau in gleiche Kategorie zu stellen. Er kann in doppelter Hinsicht wohlthätig in die landwirthschaftliche Production eingreifen, indem er Speise und Trank zugleich liefert. In Ländern, wo er ausgedehnt betrieben wird, da hat das Obst, wenn es geräth, jedesmal einen nicht unbedeutenden Einfluß auf die Nahrungsmittel, so wie der aus ihm bereitete Cider auf die Getränke. Bedenkt man nun, wie zu Obstpflanzungen so viele Stellen benutzt werden können, welche sonst für den Landbau wenig oder keinen Werth haben, so kann der Obstbau nicht genug empfohlen werden.

B. Die animalischen Producte.

Ein Hauptgrundsatz muß es in der Politik der Landwirthschaft seyn, den vegetabilischen Producten jederzeit die animalischen bei der Erzeugung vorzuziehen, vorausgesetzt wenn beide sich in der zu gewährenden Rente ziemlich gleich stehen. Denn es wächs't und steigt die Kraft und der Reichthum des Bodens durch die letztern, während beides durch die erstern vermindert wird. Daher ist auch der Landwirth, welcher, diesen Grundsatz vernachlässigend, glaubt, durch die immer weiter ausgedehnte Erzeugung von Vegetabilien, welche er ins Geld setzt, einen dauernden Gewinn zu haben und sich eine hohe Rente zu sichern, in einem großen Irrthum befangen. Scheinbar können solche mehr eintragen, aber man muß nie vergessen, daß sie den Stock des Capi-

tals angreifen, während die animalischen denselben vermehren. — Aus diesem Gesichtspunkte muß man besonders auch diejenigen Producte betrachten, welche die Landwirthschaft zur Ausfuhr erzeugt; ein Land, welches Schlachtvieh, Wolle und Pferde ausführt, ist zehnmal besser daran, als das, welches Getreide, Raps ꝛc. ans Ausland abgibt. Ich werde auf diesen sehr wichtigen Umstand zurück kommen, wenn ich in einem besondern Capitel über Aus- und Einfuhr landwirthschaftlicher Erzeugnisse handeln werde.

Drei Hauptproducte des Thierreichs will ich hier besonders anführen, nämlich: Fleisch, Wolle und Pferde.

Ich habe mich schon im Vorhergehenden über die Fleischerzeugung ausgesprochen. Die wahre und kluge Politik der Landwirthschaft muß solche auf alle Weise aufmuntern und befördern; denn einmal begründet sie damit ihr dauerndes Bestehen, und zweitens liefert sie der Bevölkerung auch ein Nahrungsmittel, welches diese kräftig macht und zu ihrem Wohlbefinden wesentlich beiträgt.

Daß es übrigens nicht leicht sey, die Fleischerzeugung bis auf den Grad zu steigern, daß sie den Bedarf eines Landes decke, selbst wenn er auch noch so mäßig ist, das haben wir im ersten Capitel dieses Hauptabschnittes gesehen. Namentlich sind wir in Deutschland noch lange nicht so weit, und wenn auch aus dem Westen unsers Vaterlandes Schlachtvieh ausgeführt wird, so geht dessen von Osten her ungleich mehr ein. Folglich ist und bleibt es noch eine Aufgabe für unsere Landwirthschaft, diesen Uebelstand zu beseitigen.

Ist nun aber die Klage über erschwerten Absatz landwirthschaftlicher Erzeugnisse, und über den hieraus folgenden niedrigen Werth derselben begründet, so spiegelt sich in solchem Verhältniß ein offenbarer Widerspruch. Denn ein Land, welches zum Bedarf seiner Bevölkerung noch nicht alle Producte vollauf erzeugt, muß nothwendig doch noch Auswege haben, eine Ueberfüllung des Marktes in manchen derselben zu vermeiden. Erbauen wir also zu viel Getreide, und erzeugen wir nicht hinlänglich Fleisch, so muß jenes beschränkt

und dieses vermehrt werden. Die Sache liegt sehr nahe, und man könnte es sonderbar finden, daß sie nicht einem Jeden sogleich einleuchtet und die Verfahrungsweise der Landwirthe bei der Hervorbringung ihrer Erzeugnisse bestimmt und regelt, wenn man nicht auf alle Nebenumstände hiebei Rücksicht nehmen wollte.

Fürs erste befinden sich eine Menge von Landwirthen dermaßen in der Klemme, daß sie keine weitaussehenden Entwürfe für eine feste Grundlage ihrer Oekonomien machen können, sondern nur immer darauf denken müssen, die Bedürfnisse des Augenblicks zu decken und zu dem Ende Producte zu erzeugen, welche in möglichst kurzer Zeit die größte Summe eintragen. Wie lange solches Erträgniß dauern und zu welchem Endresultate dieses Gebaren führen werde, daran kann man da, wo nur stets das gegenwärtige Bedürfniß drängt, nicht denken. Das Getreide liefert jeden Augenblick eine Einnahme; Schlachtvieh muß erst aufgezogen oder angeschafft und gemästet werden. Darüber vergeht Zeit, die man nicht hat, und das kostet Auslagen, die man nicht machen kann.

Wenn nun aber auch zweitens nicht alle Landwirthe in solcher Lage sind, so verleitet eine falsche Speculation und eine unrichtige Rechnung einen großen Theil derjenigen, welche wohl diese Zeit und diese Auslagen zu verwenden hätten, zu dem falschen Schlusse, daß es weniger einträglich sey, die Viehzucht vorzugsweise ins Auge zu fassen, als dieß mit den Cerealien zu thun. Die wenigsten Landwirthe nehmen in ihrer Hauptrechnung auf die Vermehrung und die Verminderung des Hauptstockes ihrer Oekonomie, nämlich auf den vermehrten oder verminderten Reichthum ihrer Aecker Bedacht. Nur der vermeinte reine Geldertrag ist es, welchen sie im Auge behalten. Nun aber ist es erwiesen, daß ein Landwirth, welcher aus einem solchen fehlerhaften Systeme, nach welchem er nämlich den Boden fortwährend aussaugt, bloß um seiner Bedrängniß abzuhelfen, oder um augenblicklich seine Casse zu füllen, in ein besseres, das Wohl seiner Oeko-

nomie auf feste Stützen stellendes, nämlich das der Ersparung und Vermehrung des Bodenreichthums übergeht — ich sage, es ist erwiesen, daß ein solcher Landwirth im ersten Augenblick in seiner Reineinnahme etwas zurückbleibt, und erst in Fortgange der Zeit, wenn er beharrlich bei seiner bessern Methode bleibt, den vollen und dauernden Gewinn erntet. Dieß aber veranlaßt Viele, welche noch dazu nicht tief genug in das Wesen der Landwirthschaft eindringen, zu der irrigen Ansicht: es schade sich der Landwirth durch solchen Wechsel seines sonstigen Systems, und es sey für ihn ersprießlicher, beim Alten zu bleiben. Dazu kommt denn noch unglücklicherweise, daß Manchen, welchen zwar ein Strahl des Bessern leuchtet, doch nicht das volle Licht zu Theil wird, und daß sie, von jenem Strahle geblendet, aber nicht erleuchtet, Mißgriffe aller Art machen, und sich darüber zu Grunde richten. Das schreckt denn natürlicherweise Viele ab, und gewährt eine genügende Erklärung des eben aufgestellten Widerspruchs. Und doch ist die Sache so einfach und liegt dem gesunden Auge so klar vor, daß wenige Worte genügen, sie darzustellen.

Es mache sich nämlich der Landwirth seinen Plan und seine Rechnung auf folgende Art. Er lege sich zunächst die Frage vor: welche Producte und in welcher Menge erbaue ich jetzt; was tragen sie mir ein und welche Bürgschaft habe ich für die Dauer dieses Ertrages? — Neben dem ersten Theile der Frage muß er die Bemerkung stellen: ob es möglich, aber auch rathsam sey, andere zu erzeugen, oder, wo nicht, die Menge der bisherigen zu vermehren? Da wird ihm denn eine genaue und sorgfältige Untersuchung zeigen, daß nicht die Menge allein, sondern der relative Werth, hauptsächlich aber die Erzeugungskosten die Einträglichkeit jedes Productes vermehren oder herabsetzen. Zu den Erzeugungskosten aber muß allezeit das Maß der verbrauchten Bodenkraft geschlagen werden; so wie umgekehrt, die Vermehrung dieser Kraft wieder von jenen Kosten abzuziehen ist. Legt man darüber genaue Rechnung an, so wird hinsichtlich des

zweiten und dritten Theiles der Frage die Antwort oftmals ganz verschieden ausfallen, wie bisher. Denn alsdann werden manche Producte, welche auch unmittelbar und augenblicklich keine so hohen baaren Geldsummen in die Casse liefern, dennoch in ihrer Einträglichkeit über andern stehen ,welche solches thun. Besonders aber werden jene die Dauer des Ertrages sichern, während diese ihn aufs höchste gefährden.

In einer verhältnißmäßig starken Viehhaltung liegt die Lösung dieser Aufgabe. Brächte sie auch dem Landwirthe wirklich für den Augenblick weniger ein als ein übermäßig angestrengter Anbau von Cerealien, so liegt in ihr doch das Mittel, die Einträglichkeit der Oekonomie allmählich immer mehr zu steigern, und deren Dauer für immer zu sichern. Wenn ich aber den Zusatz „verhältnißmäßig" brauche, so ist dieß nicht ohne Absicht. Denn alles Uebermäßige schadet. Der Landwirth, welcher wiederum die Viehzucht nur allein im Auge haben und, wie man sagt, seine ganze Oekonomie in dieselbe stecken wollte, der würde nur immerfort sammeln, ohne jemals zu genießen. Der Bodenreichthum, welchen er allmählich anhäufte, käme ihm nicht zu Gute, und es bliebe sonach ein递 Haupttheil seines Reinertrages aus.

Würde der aufgestellte Grundsatz in der Landwirthschaft allgemein: daß man nämlich die Viehhaltung als die Basis des Ganzen betrachtete und diese Basis auch so fest als möglich zu legen suchte; ginge man dabei von der wichtigen Ansicht aus, daß die Erzeugnisse des Viehes bei weitem nicht so theuer kommen, als man sich dieselben berechnet, wenn man ihr bedeutendes Guthaben, welches ihnen auf die Bereicherung des Ackers zukommt, voll und ohne Verkürzung in ihre Rechnung trägt, so würde man der Viehzucht mit mehr Eifer und Fleiß obliegen und ihre Producte zu einem Preise liefern, der es unendlich Mehreren, als wie bis jetzt, möglich machte sie zu kaufen, und dadurch wäre denn widerum in dem zunehmenden Verbrauche deren Absatz für alle Fälle gesichert.

Ich muß auf die Gefahr hin, der Weitläuftigkeit be-

schuldigt zu werden, ein Beispiel zur Bestätigung meiner Behauptung aufstellen.

Ich kenne einen Landwirth, welcher ein großes Landgut in einem Zustande der Entkräftung übernahm, nach welchem die Aecker zu den undankbarsten zu zählen waren, da sie durch ihre Ernten kaum die Saat und Bestellungskosten deckten. Dieser Landwirth hat in Zeit von fünf Jahren durch eine überaus starke Viehhaltung, welche er durch landwirthschaftliche Fabrikunternehmungen (Branntweinbrennerei und Oelschlägerei) möglich machte, jene Aecker in den Zustand einer Kraft und eines Reichthums versetzt, nach welchem sie zu der Classe der vorzüglichern zu zählen sind, und wenn ehemals, dem Ertrage nach, der Morgen — und das nur mit Berücksichtigung der möglichen Verbesserung — etwa 15 Thlr. werth war, so würde man ihn jetzt für 30 Thlr. überaus wohlfeil kaufen. Da nun die Area gegen 1500 Morgen beträgt, so hat sich der Capitalsstock um 22,500 Thlr. vermehrt, und dieß lediglich durch die starke Viehhaltung und die gute Fütterung. Wenn nun gleich dieses Vieh in den fünf Jahren durch seinen Ertrag die Kosten seiner Unterhaltung kaum gedeckt hätte (was aber nicht der Fall), so hätte es dennoch alljährlich 4,500 Thlr. eingebracht, weil es das Grundcapital um so viel vermehrt hat.

Man wird mir hier freilich die Einwendung machen, daß ein solches Verfahren nicht Jedem möglich sey. Dieß gebe ich ohne Weiteres zu. Aber auch wenn man es nicht mit solcher Kraft anfangen und durchsetzen kann, so ist es dennoch möglich, auf dem angedeuteten Wege, wenn auch nicht so rasch, wie in dem erzählten Falle, dennoch ganz sicher reichen Gewinn zu ernten.

Zum Dritten steht einer vermehrten Viehhaltung die gute Anwehr des Schlachtviehes sowohl, als aller animalischen Producte im Wege. Nach dem Gesagten ist diese Bedenklichkeit schon größtentheils beseitigt. Denn wie ich richtig folgerte, wird der Verbrauch mit dem mäßigern Preise der Producte zunehmen. Daß solcher aber, ohne

Nach-

Nachtheil für den Landwirth, niedriger seyn kann, das geht ebenfalls aus dem Gesagten hervor.

Daß jedoch neben Wohlfeilheit auch Güte des Fleisches statt finden müsse, das ist ebenfalls ein Haupterforderniß. Zu dem Ende muß denn der Landwirth seine Viehstämme veredeln. Thut er solches, so werden ihre Körper nicht allein größer, die Masse des Fleisches nimmt also zu: sondern es kommt ihm sodann auch die Fleischerzeugung wohlfeiler, weil z. B. sich das gegebene Futter allemal bei einem großen Viehkörper besser auszahlt, als bei zwei kleinen und dürftigen.

Mit der Fleischerzeugung aber steht die Butter, Fett, Inschlicht (Inselt oder Unschlitt), Häute ꝛc. in Verbindung. Alles dieses gehört zu den Lebensbedürfnissen der Bevölkerung. Je wohler sich aber diese befindet, d. h. je mehr Gelegenheit sie hat sich etwas zu erwerben, desto mehr wird sie im Stande seyn, sich alle jene Bedürfnisse zu verschaffen. Mit Einem Worte, wir kommen allezeit in denselben Cirkel zurück, und es muß nothwendig, um allen Producten Anwehr zu verschaffen, dem Volk Arbeit und Erwerb zugewandt werden. An Producten zur Befriedigung der Bedürfnisse wird es nie fehlen und eben so wenig an Tauschmitteln zwischen der Arbeit und den Producten, d. h. an Geld, wie ich weiter oben bewiesen habe.

Ein zweites animalisches, höchst wichtiges Product ist die Wolle.

Es wird wenig Mühe kosten zu beweisen, daß sie zu den wichtigsten und wohlthätigsten Erzeugnissen der Landwirthschaft gehöre, und daß sie mithin einen der ersten Plätze in unserer Politik verdiene. Denn nicht allein, daß sie zur Bekleidung des Menschen in allen nördlichen Ländern ein höchst nöthiges Material liefert, so bewirkt ihre Erzeugung auch zugleich eine verstärkte Viehhaltung, greift also wohlthätig in den ganzen Betrieb der Landwirthschaft ein.

Es hat aber unter allen landwirthschaftlichen rohen Producten die Wolle das Eigenthümliche, daß sie der höch-

sten Veredlung fähig ist, und daß sie dadurch in ihren Qualitäten eine sehr lange Stufenleiter aufstellt, welche neben der Wohlthätigkeit und Unentbehrlichkeit zur Bekleidung noch das Angenehme gewährt, daß sie dem verfeinerten Gefühl und dem auf höhere Civilisation begründeten Luxus ungemein schmeichelt, was denn ihren Verbrauch mannichfach erweitert.

Also schon auf die Erzeugung der Wolle allein gründet sich eine Nützlichkeit des Schafes, wie sie wenige Thiere haben. Wenn nun aber neben solcher von diesen Thieren noch alles Uebrige, selbst bis auf die Klauen herab brauchbar und nützlich ist, so bildet sich daraus die Wahrheit, daß die Natur dem Menschen kein Thier zu seinem Nutzen in die Hände gegeben hat, welches an Nützlichkeit sich mit dem Schafe messen könnte. Je nützlicher aber etwas ist, um so einträglicher wird es jederzeit für den, welcher es producirt. Nach diesem Schlusse muß der wahrhaft politische Landwirth die Schafzucht auf eine Stufe der Quantität und Qualität zu heben suchen, wie es nur immer seine übrigen Verhältnisse gestatten.

Man macht, wenn man die Länder Europa's in dieser Hinsicht ein wenig mustert, die Bemerkung, daß in allen denen, wo der Landbau mit der Civilisation gleichen Schritt hält, die Zahl der Schafe ziemlich der der Menschen gleich ist. Nur in Manufacturstaaten, wie z. B. Großbritannien, findet hierin ein anderes Verhältniß statt, und es übersteigt in diesem Lande die Zahl der Schafe die der Menschen fast ums Doppelte. Denn während es nicht viel über 12 Millionen Einwohner zählt, hält es mehr denn dreißig Millionen Schafe. Es versendet daher mehr aus Wolle verfertigte Waaren ins Ausland, als es deren im eigenen Lande verbraucht.

Frägt man aber, ob ein solches Verhältniß, d. h. eine den Einwohnern gleiche Zahl von Schafen in allen Fällen genüge, so dürfte man wohl unbedingt mit Nein antworten müssen. Denn es liefert im Durchschnitt aller Sorten und aller Haltungsarten ein Schaf jährlich zwei Pfund Wolle,

welche wiederum so ziemlich zwei Ellen Tuch gewähren. Nun kleidet sich freilich meistentheils nur der männliche Theil der Einwohner in Wollentuch, und es machen diese, wenn wir noch die Kinder abrechnen, ungefähr ein Drittheil der ganzen Bevölkerung aus. Folglich kämen jährlich an sechs Ellen Tuch auf jeden männlichen Einwohner, ein Quantum, welches sie allerdings nicht verbrauchen, auch wenn deren nicht so viele, anstatt in Tuchkleidern, in welchen aus andern Stoffen gingen. Aber es bedarf auch der weibliche Theil fast die Hälfte so viel, und es werden sonach jedem männlichen Individuum zwei Ellen von seinem Theil abgenommen. Nun gibt es deren freilich eine Menge, welche nicht vier Ellen verbrauchen, wogegen es auch nicht an solchen fehlt, die dessen mehr bedürfen. Indeß sind wir mit unsrer Rechnung noch nicht am Ziele. Denn außer zur Bekleidung wird eine Menge von Wolle zu andern Gegenständen verwandt, und es gehen hierauf nicht unbedeutende Quantitäten auf. Rechnen wir nun alles um und an, so ergibt sich das Resultat, daß wenn alle Einwohner so viel Zeuge aus Schafwolle zu ihrer Bekleidung verwenden könnten, als ihr Bedürfniß und nur einige Gemächlichkeit heischt, bei weitem nicht genug Wolle erzeugt wird, wenn die Zahl der Schafe nur der der Einwohner gleich ist; Bedenken wir dabei noch, daß nur der hohe Preis der Wollenwaaren unendlich Viele zwingt, sich anderer Stoffe zu ihrer Bekleidung zu bedienen, und daß Hunderttausende ihren Leinwandkittel sehr gern mit einem Tuchrocke vertauschen und wiederum Hunderttausende ihre zerlumpten Kleider mit neuen ersetzen würden, wenn ihnen nicht die Mittel dazu fehlten: so würde, wenn eine Ordnung der Dinge möglich wäre, wo ein jeder sich zweckmäßig und gemächlich kleiden könnte, ein unendlich größeres Quantum von Wolle verbraucht werden.

Es ist also bei der Wolle eben so gut und unumstößlich erwiesen, als wie bei fast allen übrigen Erzeugnissen der Landwirthschaft, daß wenn sie wohlfeiler dargestellt

würde, auch deren Verbrauch ungeheuer zunehmen und ihre Erzeugung in weit größerer Menge statt finden müßte, um das Bedürfniß und die Nachfrage zu decken.

Was aber werden hiezu diejenigen sagen, die da meinen, es werde bereits schon zu viel Wolle erzeugt, und nur die Verminderuug der Schafzahl könne dem Producte wieder einen angemessenen Werth geben?

Thun wir doch einmal einen Blick rückwärts und überzeugen uns, ob mit der Zunahme der Wollerzeugung deren Preis in gleichem Maß abgenommen habe! —

Seit einem halben Jahrhundert hat sich die Zahl der Schafe fast in allen Ländern Europa's, mit Ausnahme von Spanien und Italien, fast verdoppelt. Freilich ist daneben die Einwohnerzahl auch sehr gestiegen und hat also den Verbrauch immer wieder einigermaßen ins richtige Verhältniß mit der Erzeugung gestellt. Aber dennoch ist die *Zunahme* der Schafe überwiegend und noch dazu in Ländern, wo die Einwohnerzahl bis jetzt noch nicht übermäßig ist, wie z. B. in Ungarn und Rußland. Ist denn nun aber der Wollpreis in diesem Zeitraume gesunken? — Gar nicht. Im Gegentheil, er ist fast um das Doppelte gestiegen. Man wende mir hier nicht ein, daß auch das jetzige Product in Güte mehr als das Doppelte werth ist, wie das damalige. Die Menge des Erzeugnisses und deren Verhältniß zum Verbrauche bestimmen dessen Preis. Und wenn demnach auch die Güte unsrer jetzigen Wolle noch so hoch stünde, und der Verbrauch wäre geringer als die Erzeugung, so würde sich ein Ueberfluß bemerkbar machen, welcher das Product tief herabdrücken könnte.

Stellen wir als Beispiel des fortwährend zunehmenden Verbrauchs einmal einige Data der englischen Wollenmanufactur auf. Im Jahre 1810 wurden noch nicht volle eilf Millionen Pfund fremder Wolle in den vereinigten Königreichen eingeführt, und im Jahre 1830, also 20 Jahre später, überstieg dieß Quantum die Summe von 32 Millionen. Es hatte sich mithin fast verdreifacht. Daß aber die von dieser

großen Masse von Wolle verfertigten Stoffe nicht auf dem Lager liegen geblieben sind, das beweis't der Umstand, daß im Jahr 1831 wieder ein nicht viel geringeres Quantum dieses Productes eingeführt wurde. Und dabei hatte sich die Schafzucht im Land ebenfalls vermehrt, und mehr Wolle als vor dem Jahre 1810 geliefert.

Ich habe von der hohen Veredlung gesprochen, welcher die Wolle fähig ist. Unsrer Zeit war es vorbehalten, hievon Beweise zu liefern, die in hohem Grade glänzend sind. Die Merinos, welche sich von Spanien aus so ziemlich über ganz Europa verbreitet haben, sind die Träger solcher edlen Wolle. Die hohe Qualität, welche sie erreicht hat, machen sie geeignet zu Stoffen, die mit den seidenen wetteifern und widerum zu andern, deren Aeußeres dem Auge eben so gefällig, als dem Gefühle wohlthätig ist, und die neben dem, daß sie dem Luxus Genüge thun, auch das natürliche Bedürfniß nach warmer Kleidung befriedigen. Hierin liegt ein Hauptgrund des erweiterten Verbrauchs der Wolle. — Denn zu jemehr Stoffen sie sich eignet, zu so viel mehreren wird sie verwandt. — Nun aber stehen wir mit der Veredlung noch nicht am Ziele. Denn dürfte es auch scheinen, daß eine noch höhere Verfeinerung des Productes nicht mehr möglich sey, so kann doch diese Verfeinerung noch um Vieles allgemeiner werden. Ist dieß der Fall, so wird dieser edelste Theil der Waare von seinem jetzigen hohen Preis etwas herabgehen und widerum einen vermehrten Verbrauch zulassen. Aber auch in andern Eigenschaften, als der Verfeinerung des Haars, erleidet die Wolle eine Veredlung. Ihre mehrere oder mindere Sanftheit, ihre größere oder geringere Länge werden ebenfalls zu den edlen Eigenschaften gezählt und machen sie zu den vorzüglichsten, durch die Mode herbeigeführten neuen Stoffen geschickt.

Die Wolle hat bis jetzt in den Finanzen der Landwirthschaft eine überaus wichtige Rolle gespielt. Ihr sehr lohnender Preis reizte zu stets vermehrter Erzeugung und da mit dieser auch die Veredlung einen gleichen Schritt ging, so wirkte sie nicht allein nicht auf eine Erniedrigung des Preises,

sondern es hielt sich dieser stets hoch, und er hat solchen Stand seit mehr denn zwei Jahrzehnten inne gehalten. Zwar kamen wohl Schwankungen vor, aber sie schlugen immer wieder zu Gunsten der Wollerzeugung aus. Dieß hat denn bewirkt, daß sie in einer Krisis, wie sie die Landwirthschaft seit Jahrhunderten nicht erfahren hatte (ich meine die Jahre von 1823—27), als feste Stütze diente, um das Gebäude der Landwirthschaft nicht sinken zu lassen. Ich bin der Meinung, daß man die Sache nicht nach ihrer ganzen Wichtigkeit würdigt. Man denke sich die Zerrüttung in den landwirthschaftlichen Verhältnissen Deutschlands, wenn nicht die Capitalien, welche für Wolle eingenommen wurden, eine Menge von Landwirthen vor dem Untergange gerettet hätten! Erkennt man dieß aber an, so muß man den Schäfereien einen hohen Rang im landwirthschaftlichen Staat einräumen.

Aber es handelt sich auch ganz besonders darum, diesen wohlthätigen Zweig immer frisch zu erhalten. Ein stets gesicherter Absatz der Wolle ist hiezu das einzige Mittel. Wir haben bei den übrigen Producten gesehen, daß Preiswürdigkeit ihre Anwehr mehr als alles Uebrige sichert. Diese muß denn auch bei der Wolle vorhanden seyn. Ich habe schon angedeutet, daß wenn dieses Product für wohlfeileren Preis geliefert werden könnte, es auch einen viel stärkern Verbrauch, wie bis jetzt, erfahren würde. Nun frägt es sich aber, ob solches auch möglich sey, ohne daß dabei der Lohn für den Erzeuger verloren geht? — Mich dünkt, dieß wird nicht nöthig seyn, und wir werden dennoch den hier an uns gestellten Forderungen genügen können.

Daß bisher die Wolle ein überaus lohnendes Erzeugniß war, das wird wohl kein Landwirth in Abrede stellen. Klagen wir nun auch sogleich, als deren Preis einmal ein wenig herabgeht, und hört man auch alsdann die Bemerkung, sie lohne nicht mehr die Erzeugungskosten, so ist dieses nicht wörtlich zu nehmen. Es mache sich doch jeder Schafzüchter eine genaue Rechnung, und er wird finden, daß wenn ihm seine übrige Oekonomie so viel eintrüge, wie die Schäferei,

es sehr günstig mit ihm stehen würde. Mißgriffe, die so Mancher macht — mögen sie nun in zu theurem Ankaufe von Zuchtvieh, oder in vernachlässigter Haltung und daraus folgender Sterblichkeit seiner Schäferei, oder in einem fehlerhaften Wirthschaftssysteme liegen — können der Sache nie zur Last gelegt werden, sondern sind Fehler der Person. — Alle meine Erfahrungen, deren nicht wenige sind, haben mich belehrt, daß derjenige, welcher die veredelte Schäferei versteht, noch bis jetzt immer reichlichen Gewinn davon gehabt hat, ein Gewinn, der so weit geht, daß er wohl um einen guten Theil sinken kann, dessen ungeachtet aber die Wollerzeugung noch immer lohnend machen wird.

Ueber dieser Wohlfeilheit muß aber die hohe Qualität nicht aus den Augen verloren werden. Schon habe ich bemerkt, daß diese es sey, welche die Wolle zu einer Menge von Manufacten geschickt mache. Würde sie nun darin herabgesetzt, so hörte dieß auf, welches denn ihren Verbrauch beschränkte, und die Nachfrage, so wie den Preis herabstellte. Streben muß der Schafzüchter, nicht allein die bereits erreichte Veredlung festzuhalten, sondern darin noch immer höher zu steigen.

Können denn aber auch unsre Schäfereien noch vermehrt werden, ohne daß dabei der Landwirthschaft in ihrer übrigen Erzeugung Eintrag geschieht? — In dieser Frage liegt ein Bedenken, welches schon oft genug geäußert worden ist. So weit hat man es einst schon getrieben, daß man in jenen Jahren des Mangels (1817/18) behauptete, es wäre einzig und allein die Vermehrung der Schäfereien Schuld, daß nicht mehr genug Nahrungsmittel für die Menschen erbaut würden. Sehen wir indeß der Sache auf den Grund, so finden wir, daß die Schäferei nicht allein der übrigen Erzeugung keinen Eintrag thue, sondern ihr vielmehr förderlich sey. Man wähle die Beispiele zum Beleg dieser Behauptung nur aus Gegenden, welche mit einem armen und dürftigen Boden versehen sind. So lange man in solchen die Schafzucht nicht ausgedehnt betrieb, war

auch der Getreidebau wenig lohnend, und es hob sich dieser nach Maßgabe der vermehrten Schäfereien. Die Sache liegt auch nahe genug. Denn es suchen sich die Schafe ihre Nahrung mühsam und mitunter auf Plätzen zusammen, wovon sonst durchaus nichts zu gewinnen wäre, und sie geben dem Acker durch ihren Dünger weit mehr zurück, als sie von demselben empfangen. Daher kommt es denn, daß dieser in seiner Ertragsfähigkeit zunimmt, und somit die Erzeugung von Cerealien sich vermehrt.

Man hat schon sehr oft die Behauptung aufgestellt, daß von Schafen bei weitem weniger Dünger gewonnen werde, wie von Rindern. Die Sache aber beruht meistentheils auf einem Irrthume. Füttert man die ersteren im Stalle, so werden sie eben so viel, und was wesentlich ist, bessern Dünger geben, wie die letzteren. Weil der nässere Dünger der Rinder mehr Stroh durchfeuchtet und zur Fäulniß bringt, so überredet man sich, es machen diese überhaupt mehr Dünger. Aber es ist ja auch der, welchen die Schafe während des Weideganges auf dem Felde fallen lassen, nicht verloren, sondern er kommt diesem zu gute. Daß dieß geschehe, bewirkt man am besten damit, wenn man eine angebaute und ausgiebige Weide hat, auf welcher die Schafe sich nicht allzuweit ausbreiten dürfen, so daß ihr Dünger nicht allzusehr verstreut wird. Wäre die Bedenklichkeit aber gegründet, daß man bei einer starken Schafhaltung in der Düngung zurückkäme, so wäre dieß ein Umstand, auf welchen gar sehr Bedacht genommen werden müßte. Denn es käme sodann eine nicht unbedeutende Summe in das Debet der Schafe, welche ihre Einträglichkeit wohl ein wenig herabstellen könnte.

Ein wichtiger Umstand ist aber hiebei nicht zu übersehen; es ist der, daß die Wollerzeugung nicht viele Menschen beschäftigt, und daß ihre weitere Ausdehnung nur mittelbar zum Wohle der Bevölkerung, welches auf den Erwerb begründet ist, beitragen hilft, indem sie dem Landwirthe das Geld verschafft, dessen er zur Ablohnung

seiner

seiner Arbeiter bedarf, und indem sie, wie eben bemerkt wurde, zur Bereicherung der Aecker und somit zur mehreren Erzeugung beiträgt.

Wir wollen nun noch, um die Schafzucht in finanzieller Hinsicht in ihr klarstes Licht zu stellen, einige Data angeben, welche ihre Einträglichkeit beurkunden.

Wie sehr die Wollerzeugung den Activhandel eines Landes heben hilft, davon gibt Deutschland ein sprechendes Beispiel. Rechnen wir, daß 30 Millionen Schafe gehalten werden, und daß diese alljährlich 60 Millionen Pfund Wolle liefern; nehmen wir ferner an, daß jedes Pfund im Durchschnitt einen Gulden Conventions-Münze werth sey, was nach dem Stande der Veredlung unsrer Schäfereien nicht zu hoch ist, so bezieht unser Activhandel durch diesen einzigen Zweig jährlich 60 Millionen Gulden. Und dieses große Capital geht alles in die Hände der Landwirthe, von welchen es die wenigsten lange inne halten können. Durch das rasche Wiederausgeben kommt es in schnellen Umlauf, und es geht im Jahre wohl wenigstens zehnmal um. Welch ein Leben dieß im Verkehre bewirken müsse, leuchtet augenblicklich ein. Denke man sich diese Summe auf Einmal auf die Hälfte herabgesetzt, so würde dieß ein so empfindliches Stocken im Verkehre zuwege bringen, daß auf Einmal derselbe erstorben zu seyn schiene.

Ferner aber denke man sich einmal den Schäfereiertrag auf die Hälfte herabgesetzt in Beziehung auf die Landwirthe. Welch eine Zahl derselben müßte alsdann zu Grunde gehen. — Wir können daher diesen wohlthätigen Zweig gar nicht genug schätzen, und die Politik des Staates sowohl, als die der Landwirthschaft muß mit allem Eifer auf das freudige Fortgrünen desselben bedacht seyn.

Ich will nun den Beschluß der thierischen Erzeugnisse mit den Pferden machen.

So lange ein Land nicht allzu dicht bevölkert und also auch sein landwirthschaftliches Areal weder beschränkt noch allenthalben angebaut ist, so lange erzieht man sich auch die

Pferde mit ziemlicher Leichtigkeit und ohne viele Kosten. Hat aber das Land wenig Werth, und ist sein Besitz noch in großen Portionen vertheilt, so kosten diese Thiere äußerst wenig, und sie wachsen ohne sonderlich viele Einmischung des Menschen auf. Daher werden auch in solchen Ländern viele Pferde aufgezogen und von da in die Fremde ausgeführt. — Wenn aber der Besitz sich immer mehr beschränkt, weil die immer mehr sich verdichtende Bevölkerung sich nach ihm drängt und ihn tausendfach zerstückelt, dann ist die Auferziehung dieser Thiere schon vielen und mancherlei Schwierigkeiten unterworfen. Dennoch aber siegt der Verstand und der Fleiß über die Verhältnisse, und gewinnt es endlich, daß er auch hier die Thiere, deren er bedarf, sich erzieht und sich vom Ausland unabhängig macht. Das hat die neuere Zeit in der Pferdezucht glänzend gezeigt. War es doch ehemals mit den Schafen nicht anders, und glaubte man ja doch, daß auch diese nur in den schwach bevölkerten Ländern zweckmäßig und mit Nutzen gehalten werden könnten, weil man ausgedehnte Weidestrecken als unumgänglich nothwendig für dieselben hielt. Wie viel in diesem Stücke Verstand und Erfahrung nachgeholfen haben, das liegt jetzt klar genug am Tag. Eben so wird man auch im Stande seyn, die Pferdezucht mit Vortheil ausgebreitet zu betreiben, auch da, wo das Land schon ziemlich theuer ist, und wegen der dichten Bevölkerung zur Erzeugung von Producten für Ernährung und Bekleidung stark in Anspruch genommen wird. Beispiele, daß dieß möglich sey, fangen schon an hie und da aufzuleuchten.

Es muß aber, wie Theorie und Erfahrung lehren, das Pferd, wenn es seinem Zweck entsprechen soll, während seiner Auferziehung viel freie Bewegung haben, um seine Sehnen und Muskeln zu stärken. Dieß ist allerdings eine der ersten Lehren in der Pferdezucht, und ein freier Raum, wo junge Pferde sich im Laufen üben und stärken können, ist ein Haupterforderniß, wenn man sie betreiben will. Jedoch bedarf es hiezu keiner meilenlangen Strecken. Denn man muß bedenken, daß die Race, welche in den zu züch-

tenden Pferden ist, schon einen Theil jener zu erwerbenden Kraft und Fertigkeit den Thieren verleiht, und daß diese nur geübt, aber nicht erst erworben werden dürfen. Legt man nun zur Grasung für Pferde künstlich angebaute Hutweiden an, wie dieß der rationelle Schafzüchter für seine Heerden thut, so kann man mit unendlich kleineren Flächen zur Ernährung der aufzuziehenden Thiere auskommen, als wenn man jene Flächen ihrem natürlichen Graswuchs überlassen wollte. Zur Bewegung und Herumtummlung bleibt dabei immer noch Platz genug, und wenn ein Pferd einen Raum von einer Achtelmeile täglich zwanzigmal durchläuft, so hat es seine Beine gerade eben so sehr geübt, als wenn es in einerlei Richtung fort zwei und eine halbe Meile gelaufen wäre.

Der Auferziehung von Pferden stehen also keine natürlichen Hindernisse bei uns entgegen; auch beweis't Deutschland in der neuern Zeit, daß es, trotz seiner zunehmenden Bevölkerung und dem damit verbundenen Bedürfnisse von mehreren Nahrungsmitteln, und trotz der so sehr vermehrten Wollproduction dennoch im Stand ist, der Pferdezucht Aufmerksamkeit zu widmen und darin bedeutende Fortschritte zu machen.

Es ist aber hiebei vor allen Dingen die Frage zu beantworten, ob auch die Erziehung von Pferden vortheilhaft sey, oder ob es nicht vorzuziehen wäre, sie aus dem Auslande zu holen und das dazu nöthige Capital lieber durch die Erzeugung anderer, unserm Vaterland angemessener Producte zu gewinnen. —

Die Beantwortung dieser Frage muß in dreifacher Art geschehen. Einmal müssen wir zeigen, daß es in allen Fällen möglich sey, uns unsern Bedarf an Pferden zu erziehen, zweitens müssen wir darthun, daß wir sie von eben der Güte liefern können, wie sie uns das Ausland gewährt, und drittens müssen wir auch nachweisen können, daß sie uns bei der eigenen Aufzucht nicht theurer kommen, als wenn wir sie aus der

Fremde holen. Ich muß jeden dieser drei Punkte einzeln aufstellen.

Was zuerst die Möglichkeit betrifft, uns unsern sämmtlichen Bedarf an Pferden aufzuziehen, so ist solche wohl schon dadurch bewiesen, daß eine vermehrte Production in unserer Landwirthschaft überhaupt noch möglich ist. Welche Producte wir also über den Belauf der bisherigen erzielen wollen, das hängt von der verständigen Einrichtung und Leitung unsrer Oekonomien ab. Ob wir mehr Getreide, Oelgewächse ꝛc. erbauen, oder anstatt eines Theiles derselben künstliche Hutweiden anlegen und Viehfutter erzeugen sollen, dazu muß uns eine richtige Würdigung unsrer Verhältnisse und eine verständige Einrichtung in Stand setzen, und die genaue und sorgfältige Berechnung des möglichen Gewinnes und Verlustes veranlassen. Viele Länder und Provinzen, welche sonst Pferde vom Auslande bezogen, und nunmehr ihren Bedarf in der eigenen Landwirthschaft aufziehen, legen die Möglichkeit bereits thatsächlich dar.

Was aber zweitens die Güte der Pferde betrifft, so ist auch wegen dieser kein Bedenken zu hegen. Die hohe Veredlung, zu welcher die Pferdezucht bereits gestiegen ist, und die Kenntniß und Uebung, welche sich so viele Landwirthe in derselben erworben haben, und die immer mehr zunimmt und sich verbreitet, bürgt dafür, daß die im Land erzogenen Pferde an Güte denen, welche man sonst vom Auslande bezog, vollkommen gleich sind, und daß sie in so mancher Hinsicht den Vorzug vor diesen verdienen.

Man nehme nur den einzigen Umstand an, daß die Pferde, welche ehedem für die Cavallerie aus der Moldau, Ukraine ꝛc. bezogen wurden, in einem Zustande von Wildheit und Rohheit ankamen, welcher es nöthig machte, sie mit Gewalt zu zähmen, wobei denn ein nicht geringer Theil ihrer Kräfte verloren ging, und welches nebenbei noch nicht selten die Gesundheit und das Leben derer gefährdete, welche sie zuzureiten hatten. Dagegen nun sind die im Lande sanft und fromm, richten sich

leicht zum Dienst ab und bleiben sonach bei ihrer vollen Kraft für denselben.

Der dritte Theil der Antwort betrifft die Kosten der eigenen Aufzucht. Wenn ein Land erst anfängt, ein Product irgend einer Art zu erzeugen, so kommt ihm freilich solches jederzeit etwas theuer. Denn theils kostet die erste Anschaffung viel Geld, theils ermangelt man aber auch noch der Uebung, und muß sonach manches Lehrgeld zahlen. Das alles aber gibt sich mit der Zeit. Dieß ist nun auch auf die Pferdezucht anzuwenden. Kommen also auch im Anfange die selbst aufgezogenen Pferde etwas theurer, als wie die vom Auslande bezogenen, so täuscht man sich auch hierin, denn man vergißt den mittelbaren Gewinn in Anschlag zu bringen, welchen ein Land dadurch hat, daß es sich eine bedeutende Ausgabe erspart und sich daneben noch vom Ausland unabhängig macht, was zu manchen Zeiten, wie z. B. im Kriege, von unberechenbaren Folgen ist.

Es ist also von den Staatsregierungen eine höchst weise Maßregel, wenn sie zur Ausbreitung und Veredlung der Pferdezucht beitragen helfen; es ist in hohem Grade lobenswerth, wenn sie zu dem Ende Aufopferungen dadurch machen, daß sie edle Zuchtthiere im Lande vertheilen, und durch Erleichterung der ersten Kosten bei der Veredlung die Landwirthe aufmuntern, diesen wichtigen und einträglichen Zweig zu cultiviren.

Aber wie bei der Schafzucht kann man von der Pferdezucht nur sagen, daß sie zum Wohle des Ganzen der Landwirthschaft, wozu immer die arbeitenden Classen mit gehören, nur mittelbar dadurch beitrage, daß sie den Landwirthen die Geldmittel liefert zur Production von mancherlei Erzeugnissen, welche viel Arbeit erfordern und einer großen Menge von Menschen aus den niedern Classen Erwerb gewähren.

Zum Schlusse dieses Capitels muß ich noch etwas von besonderer Art in der landwirthschaftlichen Production anführen.

Der verständige Landwirth weiß, daß sein ganzes Trei-

ben auf Benutzung der vorhandenen Kräfte nicht mehr, als auf stete Wiederherstellung derselben gerichtet seyn muß. Daher müssen Producte, welche den Bodenreichthum aufzehren, stets mit solchen in Verbindung gebracht werden, die jenen sparen und wieder erzeugen. Es ist dieß die Lehre, daß neben einem starken Ackerbau auch eine zahlreiche Viehzucht betrieben werde. Nun gibt es aber Localitäten, auf welchen hierin eine Ausnahme statt finden kann. Dergleichen sind z. B. die Ländereien in der Nähe von großen Städten. Aus diesen läßt sich mit Leichtigkeit und für weit geringern Preis, als wie man sich ihn selbst erzeugt, eine Menge Dünger holen, um den durch die erbauten Producte erschöpften Bodenreichthum stets wieder zu ersetzen. Wer hier z. B. die sogenannte Ruhe des Ackers für nöthig hält und anwendet, der verfährt mit wenig Klugheit, indem sie durch den zugefahrnen Dünger leicht ersetzt wird, und indem man die Zeit, welche auf Ruhe ohne sonderlichen Gewinn vergehen würde, zur Hervorbringung von Erzeugnissen benutzt, welche einen reichen Ertrag bringen. Oelgewächse, Farbepflanzen, Gemüse u. dgl. kann man hier fortwährend erzeugen, ohne eine Entkräftung und Verarmung der Felder fürchten zu dürfen.

Ferner gibt es wiederum Localitäten, wo es einträglicher ist, nur Kühe anstatt Schafe zu halten. Dieß ist ebenfalls in der Nähe von großen Städten. Die gute Anwehr und der hohe Preis von Milch und Butter geben einen viel bedeutenderen Reinertrag als wenn man, statt deren, Wolle selbst von der besten Qualität erzeugte. Auf solchen Localitäten aber wäre es eine große Verschwendung, sich seinen Viehstamm durch eigene Zuzucht zu ergänzen. Hier ist es nur einträglich, stets melke Kühe zu kaufen, sie neben der Milchnutzung zu mästen, was sich bei der guten Fütterung gewöhnlich von selbst findet, sie alsdann zu verkaufen und immer wieder durch neuen Zukauf zu ersetzen.

Dergleichen Localitäten erfordern ihr eigenes Bewirthschaftungssystem, und es ist dasjenige, welches für das All-

gemeine als das beste zu betrachten ist, für sie gewöhnlich das unzweckmäßigste und nachtheiligste.

Aber auch Paradoxien können gut und vortheilhaft durchgeführt werden, wenn sie auch nie zur allgemeinen Regel werden können. Dergleichen sind es, wenn ein Landwirth alles, was seine Ländereien nur irgend zu tragen vermögen, ausbeutet, wenn er Raps, Kleesamen, Viehfutter ꝛc. erbaut, und zwar alles zum baaren Verkauf. Es ließen sich Beispiele anführen, wo auf solche Art mehr als der ganze Grundwerth eines Gutes gewonnen wurde, so daß man dieses alsdann um jeden Preis hingeben konnte, und dennoch bedeutenden Vortheil dabei hatte. Aber es kann ein solches Gebaren nie zu einiger Allgemeinheit kommen, weil es sich in sich selbst verderben würde. Denn trieben in einem engen Umkreise nur wenige Landwirthe eine solche Wirthschaft, so würden die erzeugten Producte bald unter allen Werth sinken, und auch keine Anwehr mehr finden. Man könnte sie mit Kometen vergleichen, deren Bahnen nur in weiten Fernen von den Planeten gehen müssen, wenn sie nicht mit diesen zu ihrem gegenseitigen Verderben zusammenstoßen sollen.

Zu solchen Paradoxien gehören auch jene Oekonomien, welche durch landwirthschaftlich-technische Gewerbe, als Branntweinbrennereien, Bierbräuereien, Oelschlägereien u. dgl. einen Umschwung und eine intensive Kraft gewinnen, welche der Erzeugung jeder Art förderlich ist und das Ganze in einen Flor versetzt, welchen man ohne jene Hülfsmittel nur höchst selten und nur mit großer Anstrengung erreicht.

Frägt man nun, als Schlußsatz zu diesem Capitel, nach dem Standpunkte, auf welchem gegenwärtig die Landwirthschaft hinsichtlich der Erzeugung stehe, so kann die Antwort nicht anders als günstig ausfallen. Die Fortschritte, welche in der neueren Zeit darin gemacht worden, sind überraschend, und müßten zu einem zwar glänzenden, aber nichtsdestoweniger für die Landwirthschaft verderblichen Ziele führen, wenn nicht auch der Verbrauch in gleichem Grade zunähme, wie die Erzeugung. Die Vermehrung der Bevölkerung ist, wie

ich sattsam gezeigt habe, hierzu nicht das einzige und auch nicht das wirksamste Mittel, sondern vielmehr die Zunahme des Erwerbes bei den untern Volksclassen. Auf diese hat der Staat und die Landwirthschaft insbesondere Bedacht zu nehmen, und es ist eine Hauptaufgabe für beider Politik, sie in jeder Art herbeizuführen. Wie viel die Landwirthe hiezu beitragen können, das habe ich in diesem, so wie im vierten Capitel dargethan. — Daß aber auch das Volk selbst dabei die Hände nicht in den Schoß legen, sondern guten Willen haben und diesen werkthätig zeigen müsse, das werde ich im ersten Capitel des zweiten Bandes, wo ich von Volkserziehung handeln werde, genauer auseinander setzen.

Gedruckt: Augsburg in der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

S.
Elsner

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Elsner, Johann Gottfried,

Die Politik der Landwirthschaft

Bd.: 1

Stuttgart [u.a.] 1835

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- S 398 -1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11278012-4